833.7 .W665IR C.1
Irma, roman von Adolf
Stanford University Libraries
3 6105 048 206 069

ADOLF WILBRANDT

IRMA

W665 L4

Digitized by Google

Irma

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Adolf Wilbrandt:

Adams Söhne
Roman — Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Das lebende Bild und andere Geschichten
3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Der Dornenweg
Roman. 4. Auflage — Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Erika. Das Kind
Erzählungen. 3. Aufl. — Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Familie Roland
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Fesseln
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Feuerblumen
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Franz
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Die glückliche Frau
Roman. 4. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Fridolins heimliche Ehe
3. Auflage — Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Schleichendes Gift
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Hermann Ifinger
Roman. 6. Auflage — Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Hildegard Mahlmann
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Ein Mecklenburger
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Meister Amor
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Novellen
Geheftet M. 3.—

Die Osterinsel
Roman. 4. Auflage — Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die Rothenburger
Roman. 6. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Der Sänger
Roman. 4. Auflage — Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Vater Robinson
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Vater und Sohn und andere Geschichten
2. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Villa Maria
Roman. 3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Große Zeiten und andere Geschichten
3. Auflage — Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Irma

Roman

von

Adolf Wilbrandt

Dritte Auflage

Stuttgart und Berlin 1906
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erſtes Buch

Die Sonne war neben dem Turm der Johanniskirche weggeſunken; die Kraft ihrer Strahlen ſchwebte aber noch in der durchglühten, beinahe regungsloſen Luft. Auf dem Steinpflaſter am Rande des Kirchenplatzes ſaßen die Kinder nebeneinander wie Krähen auf dem Dach, in gedämpftem Schwatzen ſich auskühlend; bis ſie einzeln aufſtanden und nach Hauſe ſchlichen und nur drei zurückblieben: Robert Helm, der langaufgeſchoſſene, dreizehnjährige Schulmeiſtersſohn, mit ſeiner jüngeren Schweſter und dem neuen Ankömmling, der Irma Zeiſing. Er ſaß zwiſchen beiden. Mit etwas kritiſchem Lächeln, das er ſich dieſen Sommer angewöhnt hatte, betrachtete er die ſonderbare Dirn' aus Neubrandenburg, deren blondes Gelock ſo verwegen um das großäugige, braungebrannte Geſicht herumlag. Das Geſicht gefiel ihm nicht; der Mund war ſo lang. Und doch mußte er hinſchauen.

„Du wärſt erſt zehn Jahre alt?" ſagte er endlich.

„Im März zehn geworden," antwortete das Mädel.

„Und ſo'n langer Strick?"

„Meine Mutter war auch ſehr groß," erwiderte ſie. Plötzlich verzog ſich ihr Geſicht, wie wenn jemand

in ihr weinen wollte. Sie zog es aber wieder zurecht. Die große Kleine in dem ſchwarzen Trauerkleid, das erſt einen Monat alt war, ſaß wieder ehrenfeſt da.

„Ich bin ſchon elf," ſagte Klara, Roberts Schweſter, „und bin ſo viel kleiner als du!"

Irma zuckte die Achſeln. Sie konnte nichts dafür.

„Nu ſieh mal, was ſie für komiſch glänzende Augen hat," ſprach Robert zu ſeiner Schweſter hin. „Die können ja wohl im Dunkeln leuchten."

Klara Helm lachte auf. „Sie hat Katzenaugen!"

Warum nur die Menſchen immer ſo ſind! dachte Irma. Müſſen immer aufeinander hacken! — Sie erwiderte nichts.

„Na, und wie gefällt's dir nun eigentlich hier?" fragte Robert etwas herablaſſend, als der ſo viel ältere.

„Ach, ich bin ja noch nicht lange hier," antwortete das Mädchen. „Geſtern angekommen."

„Aber dein Vater hat dich ja heut herumgeführt. Meiner war ſtundenlang mit dabei, er hat mir's erzählt. Das ſind beides ſo richtige Stargarder! Mein Alter, der weiß alles, was je in dem alten Neſt losgeweſen iſt. Es iſt aber auch ein famoſes altes Neſt; was? — Warum guckſt du ſo auf den Boden und ſagſt nichts?"

„Neubrandenburg iſt ſchöner," entgegnete Irma.

„O je! Biſt du ſo 'ne Heimwehſchweſter? — Oder bildſt du dir das wirklich ein, daß Neubrandenburg ſchöner als Stargard iſt? Stargard, die ſchönſte Stadt

in Pommern! Unſere alten Türme. Unſere alten Tore. Die Johanniskirche da. Und die Marienkirche! Die Perle, ſagt mein Vater."

„Habt ihr einen großen See?" fragte Irma.

„Nein, einen großen See, den haben wir nicht; brauchen wir auch nicht. Dafür haben wir unſeren Fluß, der ſchiffbar iſt; die ſchiffbare Ihna. Ach Gott, du mit deinem Neubrandenburg! Wie viel Einwohner hat das denn?"

„O, neuntauſend, und mehr."

Robert lachte über ihren Scheitel weg. „Neuntauſend!"

„Und Stargard hat vierzigtauſend!" rief Klara aus.

Der Bruder warf ihr aber einen mißbilligenden, zurechtweiſenden Blick zu; ſie ſchwindelte ſchon wieder einmal. „Vierundzwanzigtauſend ſind's, nach der letzten Zählung. Jetzt ſind's aber gewiß ſchon viel mehr, ſagt Vater; ſie bauen ja auch immerzu. Neuntauſend! Das iſt lächerlich!"

Warum iſt denn das lächerlich? dachte Irma gekränkt; es ſaß ihr wie ein Stich in der Bruſt. Sie verzog aber nur das Geſicht und ſchwieg.

„Alſo einen großen See habt ihr," fing Klara nach einer Weile an. „Alſo dann mal her mit eurem großen See. Wie groß iſt er denn?"

Irma ſah ſteif vor ſich hin: „Unſer See iſt zwei Meilen lang. Man fährt im Boot, ich weiß nicht wie lang! Im Dampfſchiff natürlich nicht ſo lang. Und ganz wunderſchön iſt er. Die großen, großen

Wälder. Und die Ufer oft ſo hoch. Und im Nemerower Holz — im Nemerower Holz —"

Sie ſprach nicht weiter. Sie ſenkte das Geſicht.

„Na, was iſt denn da?" fragte Robert gutmütig, da etwas in ihrer Stimme ihn berührte.

Sie antwortete nicht. Ihr war der Sonntagsnachmittag eingefallen, der letzte, an dem ſie mit der blaſſen, ſchon ſo kranken Mutter vor dem Nemerower Holz am Ufer geſeſſen hatten. Ihr ward alles ſo groß in der Bruſt.

„Warum ſagſt du denn nicht, was da iſt?" fragte Klara mit ihrer hellen Stimme.

Robert winkte der Schweſter: laß ſie gehn! Er erriet ungefähr, was in der Neubrandenburgerin vorging; er ſah, wie ihre Hände ſich zuſammenzogen. „Na, aber ihr habt doch nicht bloß den See!" begann er nach einer Weile wieder. „Der liegt ja auch nicht in der Stadt. Wir ſprechen ja von den Städten, welche ſchöner iſt."

Irma hob das Geſicht und ihre bläulichgrünlichen Augen blitzten ihn wieder an. „Wir haben die ſchönſten Tore in ganz Mecklenburg."

„Weißt du, Mecklenburg iſt man klein," verſetzte er mit ſeinem preußiſchen Lächeln.

„Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin, alles mit!"

Er lächelte ruhig weiter. „Das macht nichts."

Klara Helm erhob ihr Stimmchen: „Preußen iſt tauſendmal ſo groß wie die beiden Mecklenburg!"

Jetzt ſchlug aber der Bruder etwas unſanft gegen

ihren Hinterkopf: „Ach du dumme Gans! Dann wär' Preußen so groß wie — — größer als Europa! — Aber einundzwanzigmal so groß wie beide Mecklenburg ist Preußen: das hat mir mein Vater heut gesagt; der weiß das alles, der liest alles. — Also die schönsten Tore habt ihr? Na, und unsere?"

„O, die sind auch schön —"

„Ja, das will ich meinen. Das Pyritzer und das Walltor und das wunderbare Wassertor, wo die Ihna drunter durchfließt. Habt ihr auch so was, wie?"

Irma schüttelte redlich den Kopf. „Aber unsere sind doch noch schöner; mit all den Frauenfiguren oben — von denen man gar nicht weiß, was sie sind. Und Neubrandenburg ist ganz rund, und da geht man so rundherum. Und einmal hat ein Reiter von einem Reiterregiment nach Sperlingen geschossen und da ist ein Strohdach in Brand geraten und beinah die ganze Stadt ist verbrannt!"

„Ach, hab dich man nicht so!" fuhr nun Klara auf. „Wir haben einmal einen Brand gehabt, da ist gar kein Haus stehen geblieben —"

„Bloß achtzehn blieben unversehrt," berichtigte der Bruder. „Und die Johanniskirche da hinter uns."

„Ja, und die Johanniskirche; und während alles, alles rundherum gebrannt hat, hat oben über der Kirche eine weiße, glänzende Taube geschwebt; und das ist eine wahre Geschichte, sie steht in der Chronik!"

Irma schwieg einige Augenblicke, das mit der Taube gefiel ihr. „Aber habt ihr auch noch die

alten Wälle vor den Mauern wie wir?“ fragte ſie dann mit feſter Stimme.

„O Gott, und wie!“ rief Klara. „Solche habt ihr gar nicht! — Gleich da hinter der Kirche; du kannſt ihn man von hier nicht ſehn.“ Sie ſprang auf. „Wollen wir ihr den nicht zeigen, Robert?“

Er ſchüttelte mit einem trägen Lächeln den Kopf. „Es iſt ja zu heiß.“

„So faul? — Ach ne, komm. Sie ſoll ſich nicht ſo aufſpielen mit ihren ekligen alten Wällen. Unſer Nachtigallenſteig, du, den ſoll ſie ſehn!“

Robert erhob ſich, wenn auch widerwillig; es galt die Ehre der Vaterſtadt. Klara zog die andere vom Pflaſter empor und nahm ſie bei der Hand; die ehrbar glatt geſcheitelte die wildlockige. So zogen ſie zum Johannistor, das unter dem alten Stadtwall hindurch führt; dort ſtiegen ſie hinauf. Oben ſtanden ſie auf einem mächtigen Rundbau, den große Bäume beſchatteten; man ſah von hier ins Land hinein und über die Stadt hinweg. An der Nordſeite der Stadt, von Weſten nach Oſten, ſetzte ſich das Rondell als ein hoher, gradliniger Wall fort; den betraten ſie nun. Rechts blickten ſie in die Straßen von Stargard hinein oder auf die Dächer; links ging es in die Tiefe des alten Grabens hinab, in dem ſich Büſche und Bäume aller Art angeſiedelt hatten; dort war dunkler Schatten.

„Na, da haſt du's!“ ſagte Klara mit zurückhaltendem, beinahe vornehmem Stolz. „Hier oben entlang, das iſt der Nachtigallenſteig. Iſt dir der ſchön genug?“

Irma war an den Rand getreten, ſtand weit vorgebeugt, die Hände an den Knieen, und ſtarrte in die Schlucht hinunter. „Das iſt fein!“ entgegnete ſie. „Wie heißt denn das?“

„Der Höllengrund,“ verſetzte Klara.

„Der Höllengrund?“ Irma lachte leiſe.

„Na, worüber lachſt du denn?“

„Daß bei euch die Nachtigallen ſo dicht bei der Hölle ſind. — Habt ihr hier Nachtigallen? Ich hör' keine.“

Irma horchte ein wenig. Dann fing ſie ſelber an zu ſingen, ganz wie eine Nachtigall; es war täuſchend ähnlich. Die beiden Geſchwiſter horchten ſehr erſtaunt. Aus einiger Entfernung kamen dann ſonderbare pfeifende und grunzende Töne der Verwunderung.

Die Sängerin brach ab; „was iſt da los?“ ſagte Robert Helm. Sie ſchauten hin und entdeckten einen kleinen, ziemlich alten Herrn, der im Schatten eines Gebüſches am Abhang ſaß, auf der nackten Erde. Er hatte ein ſchwarzes Käppchen auf dem angegrauten Kopf, einen bräunlichen Schlafrock um die Glieder, und rauchte aus einer langen Pfeife, wie wenn er hier auf dem Nachtigallenſteig zu Hauſe ſei. Aus ſeinen Augen funkelte es zu den Kindern hin. Unter ſeiner langen, ſpitzen Naſe lächelte es.

„Ach, das iſt der!“ murmelte Robert.

„Wer denn?“ fragte Irma.

„Der alte Gutzeit. Ein ſogenanntes Original, wenigſtens mein Vater nennt ihn ſo; er wohnt in der Breiten Straße wie ihr, und lebt von ſeinem

Geld. Weil es hier so nah ist, geht er oft im Schlafrock her; und die Pfeife immer mit. Der ist noch, was man so sagt, aus der alten Zeit!"

„Er hat ein so scharfes Gesicht," sagte Irma leise.

„Ist aber eigentlich ein guter Kerl. — Na, wie find'st du's hier? Haben wir noch 'nen alten Wall oder nicht?"

„O ja, das ist ein schönes Stück," gab Irma zur Antwort. „Weißt du, ich will dir sagen, wie's bei Neubrandenburg ist," fuhr sie schonend fort: „da ist noch die alte Mauer rund um die Stadt; und die alten Tore; und an der Mauer der alte Graben, wenn auch kein Wasser mehr drin; und die Wälle gehn noch rundherum. Aber so hoch wie hier, nein, das sind sie nicht!"

„Na also!" sagte Klara gereizt. „Warum redst du denn?"

„Ich red' ja gar nicht; ich sag' nur, wie's bei uns ist. Und auf allen Wällen stehn viele wunderschöne Eichen; beinah rundherum. Andere Bäume auch; aber das Schönste sind die Eichen; o Gott!" Etwas feuchtes Heimweh trat der Neubrandenburgerin in die großen Augen. „Und oft stehn zwei beieinander; und das ist so hübsch."

„Zwei Eichen?" fragte Klara, deren Erbitterung stieg.

„Ja."

„Dann sind sie wohl verheiratet?"

„Nein, aber es ist so gekommen: in den alten Zeiten wurde das eingeführt, jedes junge Ehepaar

mußte nach ſeiner Hochzeit zwei Eichen auf den Wällen pflanzen, und mußte ſie dann auch pflegen, daß es ſchöne Bäume wurden. Und das war ein wunderſchöner Brauch, ſagt mein Vater —"

„Ach du dummes Ding!" rief Klara; ſie hielt's nicht mehr aus. „Jetzt mach' ich, daß ich fortkomm'; ſonſt prahlt ſie einen noch tot!"

„Was hab' ich denn geſagt?" — Irma ward blaß vor Schreck und Verwunderung.

„Ach, bei euch iſt wohl alles wunderwunderhübſch! — Und jetzt kommt ſie auch noch mit ihrem Vater — als wenn der was wär'. Friſeur iſt er und weiter nichts. Und unſer Vater iſt Schullehrer. Und die will ſich hier noch mauſig machen! Das iſt mir zu eklig! Adjö!"

Die Glattgeſcheitelte machte ſo plötzlich kehrt, daß ihr Röckchen flog. Dann lief ſie zum Rondell zurück und davon.

* * *

Irma ſah ihr nach. Müſſen denn die Menſchen ſo ſein? dachte ſie, und irgendwas tat ihr weh. Was hab' ich ihr denn getan?

„Du haſt ja vorhin ſchon gehört: ſie iſt eine Gans!" ſagte Robert freundlich. „Mußt dir das nicht zu Herzen nehmen, wenn die etwas ſchnattert; ‚eklig' iſt übrigens ihr Lieblingswort. Übrigens am beſten iſt, du ſprichſt auch nicht zu viel."

Das Mädchen ſah ihn mit den noch blaſſen Augen an. „Hab ich denn ſchon zu viel geſprochen? Was denn?"

„Wenn du nun doch in Stargard leben willſt — nicht?“

„Hab' ich denn Stargard ſchlecht gemacht? Wie werd' ich das tun: es iſt doch meinem Vater ſeine Vaterſtadt. Und wie oft hat er mir davon vorgeſchwögt, was für eine prächtige alte Stadt das iſt, und die ſchönen Türme, und die tapfern Pommern. Und eine ehrenreiche Stadt! So ſagt er oft und ſingt dazu.“

Robert nickte eifrig: „Das iſt ſie auch; da hat er recht. In der alten Chronik ſteht, mein Vater hat mir's gezeigt, daß die Stargarder ‚die allerrüſtigſten und ſtreitbarſten von allen pommerſchen Städten ſein‘. Und das große Stettin, das jetzt ſo dick tut, wie hat das in den alten Zeiten ſich mit Stargard herumgeſtritten, weil unſer Handel auf der Ihna ſo groß war! Und dann hat hier der alte Blücher gelebt, als er Generalgouverneur oder ſo 'was von Pommern war. Hat der auch bei euch gelebt?“

„Nein,“ antwortete Irma; „aber Tilly hat Neubrandenburg erſtürmt und geplündert; es ſind ja noch eingemauerte Kugeln da.“

Robert lächelte kritiſch, aber herablaſſend. Er ging über Tilly weg: „Und dann mußt du denken: wir Preußen! Wir ſind doch ein großes Reich; nicht? Und wir haben doch viel geleiſtet; nicht? Wenn dann ſo 'ne kleine Dirn' aus Mecklenburg kommt und — — Aber ſei man ruhig, wir wollen das laſſen. Wir wollen das Schwögen von den Vaterſtädten laſſen; zuletzt wird das wirklich ‚eklig‘, wie Klara

ſagt. Du haſt vorhin ſo hübſch Nachtigall geſungen; ich war ganz baff! Wo haſt du das her?"

Irma lächelte: „Von Vater gelernt. Er kann all ſo was. Er ſpielt auch Violine; er hat eine. Und manchmal ſingen wir beide dazu."

„Haſt 'ne hübſche Stimme, ſcheint mir. Ich hab' leider nur 'ne Bärenſtimme. Singſt du viel?"

Sie lächelte wieder: „Ich glaub', manchmal den halben Tag!"

„Na, dann leg mal los!"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht? Genierſt du dich?"

„Ich hab' ſeitdem noch nicht wieder geſungen," erwiderte ſie leiſe. „Das mit der Nachtigall vorhin, das kam man ſo. Es war ja auch kein Menſchengeſang."

„Du meinſt, ſeit deiner Mutter Tod —?"

Irma nickte.

„Haſt ſie wohl ſehr lieb gehabt? — Ich meine auch. Die iſt aber ſchon länger tot; ſchon über ein Jahr. — Es iſt nun oft ſo ſtill im Haus. Es fehlt immer 'was."

Irma ſchwieg, nur ihr Kopf ging viele Male auf und ab. „Wir ſind alſo beide halbe Waiſenkinder," ſagte ſie zuletzt, faſt leiſe.

Wie ſie das ſagte, das gefiel ihm. Ihr großer Mund hatte ſich dabei verändert, er kam ihm nicht mehr häßlich vor. Ein weiches, wenn auch „männliches" Mitleid ſtieg in ihm auf. „Na, dann könnten wir ja gute Freunde werden," ſprach er nur ſo hin, legte aber ſeine Hand auf ihre.

Dem Mädchen war, als ginge ein warmer Strom durch ſie; der lag dann noch eine Zeitlang ſtill in ihrer Bruſt. Die Dankbarkeit verzog ihr den Mund. Nun hatte man ihr in Stargard doch ſchon das erſte herzliche Wort geſagt.

Ich möcht' ſingen, dachte ſie plötzlich; ſprechen mochte ſie nicht. Auf einmal fing ſie auch an:

„Wer hat dich, du ſchöner Wald,
Aufgebaut ſo —"

Der alte Herr mit der langen Pfeife fiel ihr wieder ein; ſie hatte ihn vergeſſen. Sie hörte auf und blickte hin. Er ſaß aber nicht mehr, er war aufgeſtanden und ging nun hinter ihnen vorüber, die Pfeife wie ein Gewehr auf die Schulter gelegt.

„Ach, vor dem genierſt du dich?" flüſterte Robert. „Vor dem kannſt du ruhig ſingen; das iſt ſo ein Original! Und der ſingt auch ſelbſt, mitten auf der Straße. Fang man wieder an! Wer hat dich, du ſchöner Wald — das hör' ich ſo gern."

„Hörſt du das ſo gern?" Sie wollte ihm etwas zu Gefallen tun; drum begann ſie wieder:

„Wer hat dich, du ſchöner Wald,
Aufgebaut ſo hoch da droben?
Wohl den Meiſter will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erſchallt.
Lebe wohl, lebe wohl,
Lebe wohl, lebe wohl,
Lebe wohl, du ſchöner Wald!"

Sie hob die verſchiedenen „Lebe wohl" fein und lieblich voneinander ab; ſie ſang nicht wie ein Kind,

eher wie eine Künſtlerin. Robert hatte zuletzt vor Verwunderung den Mund geöffnet. Der Mann mit der Pfeife war nahe beim Rondel ſtehen geblieben und hatte mit ſchräg vorgebeugtem Kopf gehorcht. Am Ende legte er die Hände zuſammen, wie um zu klatſchen; er bewegte ſie auch, es ſchallte aber nicht.

„Du, das war ja hübſch!“ ſagte Robert. „Von wem haſt du denn das gelernt?“

„Du weißt ja ſchon: mein Vater. Der wär' ja beinah Muſikant geworden. Ich gröhl' immer, es kommt mir ſo.“

„Du, das iſt kein Gröhlen. Wie fein das geklungen hat! — Ich hör' ſo gern ſingen; aber können kann ich nichts. Singſt du mir 'mal wieder was? Ich muß jetzt nach Haus.“

Sie nickte: „Dir ſing' ich gern was. — Ich glaub', du biſt ein guter Jung'.“

„Ach ne, das bild dir nicht ein; beſonders gut bin ich nicht. Wenn ich wütend werd' — — Ich wär' eigentlich ein klotziger Jung', ſagt mein Vater. Ich bin ihm nicht fein genug. Er hält ſo auf Bildung! Als Volksſchullehrer, weißt du; es gibt zwei Stände, ſagt er, auf denen beruht das Ganze: der Wehrſtand und der Lehrſtand. Damit meint er die Offiziere und die Schulmeiſter. Und ich ſoll auch einer werden. Ich mag aber nicht. Nun muß ich zu meinem Alten. Adjö! Find'ſt du auch allein nach Haus?“

„O ja. Da unten iſt ja gleich die Breite Straße.“

„Ja, neben unſerer Johannisſtraße. Adjö, kleine Nachtigall!“

Er lächelte ihr zu und ging. Er machte große Schritte; dann lief er. Der alte Herr war ſchon fort.

Irma ſah dem Jungen nach, bis er auch verſchwunden war. Ihr war, wie wenn ſie nun doch in Stargard ſchon einen Menſchen hätte. Nicht beſonders gut? dachte ſie. Ach, das wird er doch wohl ſein. Gute braune Augen hat er! — Aber große Zähne. — Aber wenn er lacht und man all die Zähne ſieht, das ſteht ihm doch gut. — Volksſchullehrer. Ich wollt', Vater wär' auch Volksſchullehrer. Wenn man ſo viel weiß! Und wenn man ſo gebildet iſt! — Ach, ſo ein Friſeur: der macht ihnen bloß die Köpfe von außen zurecht. Aber der Lehrer bringt was hinein. ‚Auf denen beruht das Ganze', ſagt er. Ach, auf den Friſeuren beruht es nicht!

Auf einmal ſchüttelte ſie heftig den Kopf, daß die Locken bebten; „aber um meinen Vater ſchämen will ich mich doch nicht!" ſprach ſie laut vor ſich hin. Darauf ging ſie entſchloſſen fort, nach Haus, um ihm recht freundlich und gut zu ſagen: Guten Abend, Vater, da bin ich wieder!

Sie kam zum Rundbau und ſtieg hinunter; bald war ſie in der Breiten Straße und ſchlenderte ihrer Wohnung zu, das ſchwarze Hütchen auf den Arm gehängt. Sie ging an dem kleinen, altmodiſchen Haus des Herrn mit der Pfeife vorbei; der ſaß jetzt auf einer Bank vor der Tür. Als er ſie erblickte, riß er die kleinen Augen weit auf; dann lächelte er ſie an und winkte ihr mit einem Finger, darauf mit der Hand, zu ihm zu kommen. Sie blieb unwillkürlich

einen Augenblick ſtehen; aber ſein Lächeln mißfiel ihr, ſie wußte nicht warum. Sie ſchüttelte den Kopf.

Jetzt winkte er noch einmal, und ſtärker, befehlender; das gefiel ihr nicht. Sie hatte eine plötzliche Luſt, ihm die Zunge herauszuſtrecken; eine große Luſt. Ihr fiel aber noch zur rechten Zeit ein: ich bin ſchon zehn Jahre alt! Und wie würd' Vater mich —!— Sie ging ſtolz vorüber.

* * *

Als ſie in das Haus trat, in dem ſie nun zu ebener Erde wohnten — vorn an der Straße war der Laden mit dem Schaufenſter — fühlte ſie ſich ganz anders als geſtern: da war ſie mit ſchwerem, bangem Herzen über die Schwelle geſchlichen, und einem dummen Weinen nah. Jetzt fiel ihr wieder ein: ich hab' ſchon einen Menſchen! Es war ihr ſingerig froh zu Mut. Ins Wohnzimmer hinter dem Laden kommend hörte ſie ſich auch ſchon ſingen, und wieder dasſelbe: „Wer hat dich, du ſchöner Wald —?"

Vom Sofa erhob ſich eine Geſtalt, die die Träumerin noch nicht geſehen hatte; es war Zeiſing, der Vater, den das Kind aus einem ernſten, traurigen Hinbrüten weckte. Er trat zornig an ſie heran und gab ihr einen Puff: „Was ſoll denn das? Mußt du Balg ſchon wieder ſingen? als wär' nichts geſchehn? Und weißt doch, daß ich's nicht mag?"

Irma war zuſammengefahren; dieſe unſanfte Berührung kam ſo unerwartet. Aus ihrem Kopf war hinaus, was ſie dem Vater hatte ſagen wollen. Mit

verhaltenem Trotz erwiderte ſie nur: „Verzeih, ich weiß doch nicht, daß du das nicht magſt; du haſt's nie geſagt."

„Muß einem denn alles geſagt werden, damit man's verſteht? Fühlt ein gutes Kind das nicht von ſelbſt? — Du haſt's auch gewußt. Seit deine Mutter tot iſt, haſt noch nicht geſungen. Jetzt, ſowie du in Stargard biſt, huſch, da fällt dir's ein! — Ich ſaß da eben — ſo recht einſam, verlaſſen — ſo recht in ſchwarzen Gedanken. Da bricht mir das Kind zur Tür herein, als wär's eine urfidele Welt, und jodelt! — Ja, ja, jodelt. Jodelt. Ich weiß, was ich ſag'. Und jodelt mir in meinen Kummer hinein!"

„Aber ich wußt' doch nicht —"

„Was nicht?"

„Daß du ſo im — Kummer — — Ich hatt' dich ja noch nicht geſehn."

„Weil du keine Augen im Kopf hatt'ſt, nur dein Lied im Sinn!"

Nein, ſo will ich mein Kind nicht erziehn, dachte Irma, wenn ich je eins krieg'!

Sie ging ſtill durchs Zimmer und in die Kammer daneben; dort hängte ſie ihren Hut auf ein Kleidergeſtell, das in der Ecke ſtand.

Vater Zeiſing ſah ihr nach; er hatte eigentlich noch nicht ausgeſcholten, etwas von ſeinem zornigen Pathos lag noch auf der Zunge. Er ereiferte ſich leicht, und gern: das brauchte der Schauſpieler, der in ihm ſteckte, der ſich jahrelang heimlich nach der Bühne geſehnt hatte, und der in Zeiſings äußerer

Erſcheinung ſich noch gern verriet. Er duldete keinen Bart auf ſeinem hübſchen Geſicht, und er brannte ſich täglich einen lockigen Künſtlerkopf.

Das Kind kam aber nicht ſo bald zurück; ſie kannte ſeine Natur. Als ſie endlich eintrat, hatte er ſich, inwendig ausgekühlt, auf das Sofa geworfen, die Hände hinter dem Kopf verſchränkt und die Augen geſchloſſen; es war noch nicht Abendeſſenszeit. Sie hörte ihn einmal ſeufzen; das ging ihr gleich in das weiche Herz. Sie ſtellte ſich leiſe neben ihn, die kleinen Hände zuſammengelegt. „Verzeih, lieber Vater," fing ſie langſam an. „Ich wollt' ja gar nicht ſingen; es kam ſo. Weil ich mich ſo freute, daß hier ſchon einer gut zu mir war. Dadurch kam es ſo."

Er öffnete die Augen, die den ihren ähnlich waren; ſonſt hatte ſie mehr der Mutter Geſicht. „Wer war denn ſo gut zu dir?"

„Robert Helm. Jetzt eben."

„Der Schulmeiſtersſohn. — Sind brave, anſtändige Leute. Den Vater hab' ich ſchon als Schulkind gekannt! Ein richtiger Stargarder. Aber etwas eingebildet. Denkt wunder, wer er iſt, weil er mehr gelernt hat als unſereiner. Von der Kunſt verſteht er nichts, vom Theater nichts! Das iſt meine Stärke. Ha, wenn ich, wenn ich —!"

Er warf ſeinen rechten Arm in die Luft und ließ ihn dann auf ſeine Schenkel klatſchend niederfallen.

Jetzt kommt er auf ſeine Theaterzeiten, dachte Irma.

„Sieben Talente und kein Platz dafür! Wenn ich

Schauſpieler geworden wär' — oder Sänger — oder Geiger — es war alles da. Dann würd' der Herr Helm ſich wundern, was aus dem Stargarder Klipp-ſchüler Wilhelm Zeiſing geworden iſt! Es war alles da! Auch ein großer Theaterfriſeur war da; ein Künſtler, einer, der hundert Köpfe, hundert Masken im Schädel hatte. Zu dem wären all die großen Charakterſpieler gekommen: Meiſter Zeiſing, ich brauch' dies, ich brauch' das, bauen Sie mir einen recht frappanten Kopf! — So fing's ja auch in Stettin ſchon an! Ich, der junge Bengel, ich war die rechte Hand des Theaterfriſeurs — ich war auch ſeine linke Hand — auch ſein Kopf war ich ſchon. Sie hatten mich alle gern, die Künſtler und die Künſtlerinnen. Alle, alle gern. Davon weiß ſo ein Schullehrer nichts! — Wenn ich da nicht die große Dummheit gemacht hätt' —!"

Er ſeufzte wieder; es war mehr ein Stöhnen. Irma fühlte wieder ein Mitleid, aber nicht ſo ſtark wie vorhin. Jetzt kommt er nach Neubrandenburg, dachte ſie.

„Hüt' dich vor Dummheiten, Kind! Ach, die mach' ich noch zehnmal wieder gut, denkt man, wenn man ein junger Hund iſt; aber man macht ſie nicht wieder gut! — Ich kam einem großen Künſtler in die Quere, bei einer vom Chor, die mich lieber hatte als ihn. Ich ließ ihn das fühlen; das war die Dummheit! Was will denn der? hieß es gleich im ganzen Theater; der Friſeurgehilfe? Hinaus flog ich, haſt du nicht geſehn. Da ſtand ich! auf der Straße! So nach

Stargard zurück? Ne, das wollt' ich nicht. Lieber in das letzte Neſt! — Und da hatt' ich dieſen Bekannten in Neubrandenburg, den Krauſe — der nun auch ſchon tot iſt — und da kam ich denn — da kam ich denn —"

Er mochte nicht ſagen, wohin er kam; ihm wurde auf einmal zu ſchwach ums Herz. Er ſah ſich am See bei Neubrandenburg, oben bei dem Belvederepavillon, von wo man ſo ſchön über den weiten See und zurück auf die grün umrahmte, in ihrem Eichenkranz faſt verſteckte Stadt blickt; er ſah alles ſo lebendig wie an jenem Nachmittag. Das ſchöne große Mädchen, das da bei den Feuerlilien ſtand. Zuerſt ſchien ſie ihm zu groß; ein paar Zentimeter größer als er! Dann lachte ſie ſo jung, ſo lieb — war nicht mehr zu groß. Und als er am Abend in der Stadt ſein Bier trank, war er ſchon verkeilt, vernarrt, verbrannt — rettungslos! Und da zappelte er dann im Netz. Theater, Muſik, Ehrgeiz, alles weg. Bräutigam. Brotſtelle. Neubrandenburger Friſeur — gewöhnlicher Friſeur für die Alltagsmenſchen — weiter nichts. „Wilhelm Zeiſing, Coiffeur und Parfümeur; Friſierſalon erſten Ranges für Herren; tüchtigſter Damencoiffeur am Platze. Feinſte Parfümerie- und Toilettenartikel. Haararbeiten, modern und chic. Höchſte Diskretion!" Aber weiter nichts!

Aber das beſte Mädchen der Stadt. Und die beſte Frau. Und eine Göttergeſtalt! Eine Juno, eine — —

Nur, daß ſie jetzt in der Erde lag. In Neubrandenburg.

„Ja, ja," murmelte er, kraute ſeinen lockigen Künſtlerkopf, irrte mit den Augen umher und ſtand auf. „Deine — deine gute Mutter . . ."

Irma ſagte nichts. Sie ſah auf die Wand.

„Nein, da hätt' ich nicht bleiben können. In dem Neſt, wo ſie nun — — da hätt' ich nicht bleiben können . . ."

Diesmal werd' ich nicht ſchluchzen, hatte er gedacht. Nun übernahm es ihn doch. Da fing's ſchon an! — Er wollte nicht. Er ſchnellte den Finger am Daumen hinunter, als hielt' er es ſo noch auf. Er preßte die Kehle im Hals zuſammen. Es half alles nicht. Mit einem zornigen, lauten Aufſchluchzen ging er aus der Tür.

„Ach ja!" ſeufzte das Kind. — Alles, alles war ſchöner geweſen, ſo lang die noch lebte.

Sie ſtand und rührte ſich nicht. Es hatte wohl eine gute Weile gedauert, da hörte ſie Geigenſtriche; zum erſten Mal ſeit der Mutter Tod! Es durchzuckte die kleine, lange, magere Geſtalt. Sie horchte. Es klang nicht ſchön.

O wie verſtimmt die alte Violine iſt! dachte ſie. Es zog ſie aber doch, hinzugehn. Sie trat auf den Vorplatz hinaus.

Hinten neben den Schlafzimmern war noch eine Kammer, in die hatte Zeiſing einſtweilen alles hineingeſtellt, was er jetzt nicht brauchte. Die Kammertür war offen; Irma ſah den Vater, wie er in der Mitte, auf einem alten Seſſel, mit der Geige ſaß, die er dort gefunden hatte. Sich durch eine Brandung von

unreinen Tönen hindurcharbeitend, ſpielte er die Melodie des alten Volkslieds:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht ...

Die Mutter hatte es ſo gern gehabt. — Über die glattraſierten Wangen floſſen ihm die Tränen.

Das Kind blieb ſtehn, weinte leiſe mit.

* * *

Die beiden Helmskinder und Irma ſaßen wieder einmal auf dem Johanniskirchplatz; wieder am Nachmittag, bei ſonnigem Wetter, doch ſo heiß war's nicht. Klara Helm, die ſich leicht erzürnen, aber ſich auch ſchnell verſöhnen konnte, hatte Irma bereits zu ihrer „beſten Freundin" ernannt, beſuchte und holte ſie jeden Tag. Neubrandenburg war ihr längſt verziehn. „Kletten!" ſagte Robert Helm, wenn er die beiden zuſammen ſah. Heute, im Vorbeigehn, war eine weiche, großmütige Stimmung über ihn gekommen; er blieb bei den ſo viel jüngeren Dirnen, den „Puppen", ſtehn, ſetzte ſich zu ihnen. Er ſchaute der Irma wieder in die ſonderbaren, ſchimmernden Augen und auf den großen, unternehmenden, häßlich hübſchen Mund.

„Neubrandenburgerin, was haſt du eigentlich gegen den alten Knaſterbart, den Gutzeit?" fragte er nach allerlei Neckereien gegen rechts und links; er ſaß in der Mitte. „Der Mann hat dich gern; dein Singen hat ihm ſo gut gefallen; er möcht' dich kennen, ſagt er; dir was ſchenken, ſagt er. Nämlich der Mann ſchenkt ſo gern. ‚Aber was hat ſie gegen mich?' fing er geſtern an. ‚Wenn ſie an meinem Haus vorbei-

geht, kriegt ſie faſt das Laufen, und ihre Augen gehn ſo ſteif gradaus, als wollt' ſie nur ja nicht ſehn, daß ich auf der Welt bin!'"

„Ich mag nicht, daß er mich ſo anlächelt," erwiderte Irma. „Nein, das mag ich nicht."

„Ja, wie lächelt er denn?"

„Ich mag es nicht. — Was iſt denn das für ein Mann?"

„Ein fideler, famoſer Kerl! Jetzt hab' ich ihn erſt kennen gelernt — und wie! Er hat gern einen Haufen Jungs um ſich; ſo die luſtigſten und ſchneidigſten, weißt du. Da bin ich nun auch hineingekommen; o du, da geht's zu! Auf ſeiner Bude verſammeln wir uns, hinten in den Hof hinaus; und ſpielen Karten und ſingen und rauchen; manchmal iſt die ganze Bude blau. Und trinken auch wohl einen kleinen Likör; aber nur wenig, ganz tugendhaft. Und der Alte ſingt immer mit! Viele feine Lieder; ‚Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein' und ‚O du Deutſchland, ich muß marſchieren' und ‚Der Mai iſt gekommen' und ſo was. Oder wir ziehn vors Tor hinaus: ‚baden muß der Menſch! ſpaddeln muß der Menſch!' ruft der alte Herr. Und wenn wir weit draußen an der Ihna ſind, kommandiert er: ‚Fröſche werden!' und wir werfen die Kleider ab, und er auch. O Gott, da müßtet ihr ihn ſehn! Da geht er dann nackt an der Ihna hin, bloß ſeinen großen Strohhut auf dem Kopf, und ſchwenkt ſeinen Spazierſtock wie einen Säbel. Oder er wirft ihn in die Höhe und den Hut hinterdrein, und ruft wie beſeſſen:

‚Kokulorum durch die Luft! Kokulorum durch die Luft!‘“

„Was ſoll das heißen?“ fragte Klara.

„Kokulorum? Das weiß kein Menſch. Wir haben ihn gefragt; er macht dann eine noch ſpitzere Naſe und ein noch ſchärferes, ganz verdeuweltes Geſicht und ſagt irgendwas, das man nicht verſteht! — Dann geht's aber ins Waſſer hinein; er voran; er immer mit dem Hut und dem Stock. Und dann wird geſpritzt, geſtoßen, gerungen, gekämpft, alles in der Ihna. Und dann müſſen wir alle im Chor wie die Fröſche quaken. Das iſt ſo komiſch, dabei lacht man ſich tot!“

„Der Mann iſt wohl ein bißchen übergeſchnappt?“ fragte Klara altklug.

„Vielleicht ein Achtel oder ein Zwölftel, mag ſein; aber ein fideles Haus!“

„Und warum will er mich denn kennen lernen?“ fragte Irma. „Ich bin doch kein Jung'?“

„Nein, aber aus dir könnt' 'ne Sängerin werden, ſagt er; und auf das verſteh' ich mich, ſagt er; und dann macht er ein ganz plietſches, wunderbares Geſicht. Aber ich bitt' dich, Irma, laß doch einmal dein Geſicht in Ruh'; was kämpfſt du denn immer mit der Locke da? Schon die ganze Zeit. Auch ſchon neulich einmal. Was hat dir die Locke getan?“

„Sie fällt mir immer ſo tief in die Stirn, und das kitzelt mich.“

„Na, dann ſchneid' ſie ab!“

„Das darf ich nicht.“

„Wer will denn das nicht?“

„Vater will das nicht. Grade dieſe Locke ſoll da liegen, will er. Ich ſoll mich dran gewöhnen, ſagt er.“

Klara betrachtete ihre „beſte Freundin“ aufmerkſamer als ſonſt, mit einem richtigen Mädchenblick. „Ach, ach!“ ſagte ſie. „Ich hab' gedacht, das iſt eine natürliche Locke, wie bei allen Kindern. Und nun iſt ſie wohl bloß gebrannt?“

Wenn ich jetzt doch lügen dürft'! dachte Irma. Sie wollte aber nie mehr lügen; an der Mutter Grab hatte ſie's gelobt. „Ja,“ antwortete ſie, obwohl ihr ein banges Gefühl über die Haut lief, „die kitzlige da, die iſt nur gebrannt.“

„Und die andern auch?“ fragte Robert, ſehr verblüfft.

„Nein, die meiſten nicht. Ich hatt' immer Locken. Aber — nicht ſo viele. Und mit der Zeit immer weniger. Und da —“

„Aha!“ rief Klara, die glattgeſcheitelte, die ſchulmeiſteriſche. „Und dein Vater, der brennt ſie dir!“

Irmas Geſicht ward feuerrot. Ach, was für ein Gefühl! Sie ſchämte ſich in den Tod; und ſie ſchämte ſich, daß ſie ſich ihres Vaters ſchämte. — Sie konnte zuerſt nicht reden, ſie nickte nur. „Na ja,“ ſtieß ſie dann heraus. „Natürlich.“

„Natürlich!“ wiederholte Robert und lachte. „Wenn der Vater Friſeur iſt, warum ſoll er dann ſeinem einzigen Kind keine Locken brennen?“

Ohrfeigen möcht' ich dich! dachte Irma.

Klara ſtand auf; ſie tanzte eine Weile wie toll herum. „Irma Zeiſing, das Wurm, hat gebrannte

Locken!" rief ſie dazu in einer Art von Geſang. „Irma Zeiſing läßt ſich die Locken brennen! Irma Zeiſing iſt eine feine Madam!"

Wär' ich nur erſt zu Haus! dachte Irma. Sie rührte ſich aber nicht, ſie hatte nicht die Kraft.

In Robert erwachte der Übermut, den er vom Großvater geerbt hatte, und ſein Herrſcherſinn. Er zog leiſe ſein Taſchenmeſſer hervor, an dem er auch eine Schere hatte; „das iſt aber jedenfalls dumm," ſagte er, „daß du dich von der einen Locke da kitzeln läßt, und andere Leute nervös machſt mit dem ewigen Rückwärtsſchieben. Weißt du, da machen wir kurzen Prozeß!"

Bei den letzten Worten war es ſchon geſchehn: eh' Irma ſich deſſen verſah, hatte die Schere zugegriffen und die „kitzlige" Locke abgetrennt. „Hei!" machte der Junge und freute ſich über den kunſtgerechten Schnitt; dann ſprang er auf die Beine. Die prächtig blonde Locke fiel aufs Pflaſter hinunter.

„Um Gottes willen!" ſchrie Irma. „Du Bengel! Was haſt du da gemacht?"

„Dich von einer Laſt befreit. So ein guter Menſch bin ich!" Er lachte in ſeinem Herrengefühl.

Die Schweſter lachte mit.

„Robert! Klara! Nach Hauſe kommen!" rief eine Frauenſtimme von der Straßenecke her. Es war die Schweſter des Vaters Helm, ſie ſtand vor der Haustür. Die Kinder winkten dem Mädchen zum Abſchied und ſprangen davon.

* * *

Irma ging langſam durch die Breite Straße heim. Ich weiß, wie ich's mach', dachte ſie, nach der erſten Empörung zur Ruhe gekommen: ich geh' recht lieb und herzlich zum Vater hinein und ſetz' mich ihm auf den Schoß und ſag': Vating, guck her! Die eine Locke da — ich hatt' ſie ja auch gern, weil du ſie ſo gern hatt'ſt — aber ſei nicht bös — ſie hat mich ſo ſchrecklich auf der Stirn gejuckt, und da hab' ich gedacht: das will mein Vating auch nicht! und da hab' ich die Scher' genommen und ſie abgeſchnitten! — — Ich will ja nie mehr lügen; ach Gott. Aber er ſoll doch nicht denken, die Leute wiſſen, daß er ſo 'nem kleinen Mädchen ſchon die Haare brennt; dann ſitzt er da und ſagt ſich: die Stargarder lachen über mich und verſpotten mich — und ſpotten auch über mein Kind! — Ich mach' mir nichts draus, mein gutes Vating. Ach ja, ich mach' mir doch was draus; du ſollſt aber denken, ſie wiſſen's nicht. Und ich ſag' lieber nichts von dem böſen Jung' und nehm's ganz auf mich; und bin recht lieb wie ein Schmeichelkätzchen, und mein Vating wird wieder gut!

Sie fand ihn auch, wie ſie gehofft hatte, im Wohnzimmer, allein; er hatte eben einen ſommerlichen Durſt verſpürt und eine Flaſche Bier geöffnet, aus deren Hals er nun trank. Irma trat zu ihm, wollte aber gerne warten, bis er ausgetrunken und ſie ihn zu einem Stuhl ſchmeicheln und auf ſeinen Knieen Platz nehmen könnte. „Liebes Vating!" ſagte ſie nur. Er ſog noch und betrachtete ſie, mit einem Kennerblick. „Mordselement!" rief er, die Flaſche wegſtellend, mit

einem ſeiner beliebten Flüche aus der Theaterzeit. „Was haſt du da gemacht?"

„Was ich gemacht hab'?" ſagte ſie erſchrocken, durch ſein böſes Geſicht verwirrt. „Ich hab' nichts gemacht —"

„Da iſt ja die Locke fort! Die Hauptlocke! Meine beſte Locke! — Heraus mit der Sprache, du Balg! Was haſt du gemacht?"

„Verzeih — verzeih, liebes Vating —"

„Abgeſchnitten! Was?"

„Ich — mir war ſo — ich dachte —"

„Halt dein Maul, du Balg! Ich weiß ſchon, wie's iſt! Da haſt du eine!"

Er gab ihr eine Ohrfeige, daß ſie faſt auf die Seite flog.

Die Tür zum Laden, vom Vorplatz, ging auf, er hörte ihre Klingel. Noch einen halberſtickten Fluch murmelnd eilte er in den Laden zurück.

Irmas Wangen glühten, die unberührte ſo rot wie die andere, vor innerem Schmerz, vor Scham und Wut. Sie ging ſtumm hinaus. Sie trat auf die Straße. Nur nicht länger drin im Haus! — Warum macht er mir's immer ſo? dachte ſie, mit ihren raſchen kleinen Schritten vorwärtsgehend, ohne zu denken, wohin. Immer, immer wieder? Gleich im Zorn? Und gleich keine anderen Gedanken als: ſo ein böſes, ſchlechtes Kind!? — Ich bin aber kein ſchlechtes Kind! Ich kann nur eins werden, ich werd' eins, ich werd' eins, wenn's ſo weitergeht; wenn die Püffe und Knüffe und Ohrfeigen fliegen, eh man noch ſagen kann: ſo

hab' ich's gemeint! Hab's nicht ſchlecht gemeint. Bin vielleicht dumm geweſen. Bin aber doch dein Kind — dein Kind — und deine tote Frau, die war meine Mutter — und ich wollt', ich wär' auch tot und du hätt'ſt kein Kind!

Das gefiel ihr, daß ſie ſo was Wildes dachte; ſie fühlte, wie es ihr aufs Herz ſchlug, und das freute ſie. Immer ſagte ſie ſich wieder, und es war ihr, wie wenn ſie die Worte klingen hörte: und ich wollt', ich wär' auch tot, und du hätt'ſt kein Kind! — Darüber ward ſie allmählich ruhiger; „wo bin ich?" ſagte ſie auf einmal, blieb ſtehen und blickte herum. Sie war auf das Rondell hinaufgeſtiegen, ohne es zu wiſſen. Da war der Nachtigallenſteig; darunter der Höllengrund ... Der Höllengrund! dachte ſie; auch das Wort gefiel ihr. Sie ging weiter, in den baumreichen Grund hinab; eh ſie aber unten war, warf ſie ſich bei einem Gebüſch ins Moos und auf die vorjährigen, braunen Blätter, warf den Kopf zurück. Durfte man das? Sie fragte nicht. Ihr lag nichts an der Welt. Ihr lag an all den Menſchen nichts. Warum ſind ſie nur alle ſo? ging ihr durch den Kopf. Nein, die Mutter, die war nicht ſo! Aber der Vater; und Robert Helm, der böſe Jung'; und Klara Helm; und der Lehrer und die Lehrerin, und die Schülerinnen. Sie gucken einen alle ſo ſtreng oder ſo mißgünſtig oder ſo mißtrauiſch an: wer biſt du denn? und was willſt du denn? Man muß dich wohl auslachen, was? Oder man muß dich wohl prügeln, was? Oder man muß dich wohl foppen

und hänſeln, was? — Das Leben iſt ſchwer, hört man immer ſagen. Ja, warum machen ſie's denn einander ſo ſchwer? Warum ſtoßen ſie ſich denn immer mit den Ellbogen? Und wie gehn ſie mit uns Kleinen um, die Großen?

Seid ihr ſo viel beſſer als wir? Was hat denn Jeſus Chriſtus geſagt, von uns und dem Himmelreich?

Über Irma, die nach oben blickte, ſtanden zunächſt die Erdenbäume, dann das Himmelsblau. Das Blau war ſo durchſonnt, ſo ſchön; es zogen aber langſame, weiß und graue Wolken vorbei, die oft vom Blau nicht viel übrig ließen. Das ward dann aber umſo ferner, ferner, wirklich himmelfern. Zwiſchen den Zweigen, Blättern und Wolken hindurch leuchtete hoch oben eine andere Welt; bald wie ein Meer, in dem unſichtbare Geiſter ſchwimmen oder ſchweben, bald wie ein blauſeidenes Zelt, unter dem Gottvater thront. Ach, dachte Irma, hier lieg' ich im Höllengrund und guck' zu den Bäumen der Erde hinauf und darüber in den Himmel hinein. Könnt' ich einen von den Engeln ſehn! — Zwiſchen den beiden Wolken da — eben ſeh' ich einen. — Nein, ich ſeh' doch keinen. — Ob die miteinander auch ſo wie die Menſchen ſind? Ach nein, nein, das ſind ſie nicht! Wenn da ein kleiner Engel ankommt, und er weiß noch nichts und verſteht's noch nicht — dann iſt gleich ſo ein ſchöner Cherub da, nimmt ihn bei der Hand, ſieht ihm mit ſeinen Engelsaugen in das kleine Geſicht; komm, ſagt er, ich will dich führen, ich will

dich belehren, häng' dich nur an mich! Hier wird alles mit Liebe gemacht! Und der kleine junge Engel, der hat's ſo gut. Wenn er auch noch dumm iſt, das ſchadet nichts. Dann lächelt der Cherub und ſtreichelt ihn einmal und ſagt ihm, wie er es machen ſoll, und gibt ihm die rechten, ſchönen Gedanken. Und der kleine Engel ſagt ſich: ja, ich bin im Himmel!

* * *

Irma kam in die Breite Straße zurück. Sie ſchaute gefliſſentlich auf des alten Herrn Gutzeit Haus; der ſaß aber heut nicht vor ſeiner Tür. Über ſeiner Bank war ein Fenſter offen; durch das ſah ſie von der Straße in die Stube hinein und ſah eine lange Pfeife, die ſich bewegte; dann entdeckte ſie auch den kleinen Mann im Schlafrock, der an der Pfeife hing. Er ging auf und ab. Sowie er aber das Mädel erblickte, das ſo aufmerkſam und freundlich in ſein Zimmer hineinſpähte, trat er an das Fenſter.

Sie grüßte. Sie wollte gut und lieb mit ihm ſein, ſo wie ſie's im Himmel machen; aber auch aus Trotz gegen ihren Vater: der Herr Kokulorum war vielleicht beſſer zu ihr! — An die Bank herankommend ſagte ſie: „Nämlich weil Sie mich kennen lernen wollen; Robert Helm hat mir das geſagt."

Der alte Herr nickte eifrig, daß ſeine lange, ſpitze Naſe ſonderbar auf und nieder ging: „Sehr angenehm, ſehr angenehm! Komm nur gefälligſt herein, mein Kind!" Irma trat ins Haus. Die Tür zum Zimmer war ſchon offen, Gutzeit ſtand darin und lächelte ſie

an. Diesmal mißfiel ihr das Lächeln nicht, es ſollte nicht; er meint's vielleicht auch ſo wie die Cherubs! dachte ſie. Sie nahm ſeine entgegengeſtreckte Hand und ging mit ihm ins Zimmer hinein. Er drückte ſie ſanft auf einen Seſſel nieder, das gefiel ihr ſchon. Ach, wenn er ſo recht, recht gut zu mir wär'! ging ihr durch die Bruſt.

„Schön, ſchön, ſchön, daß du kommſt!" fing der kleine Alte an; „wird dein Schade nicht ſein! Haſt dich vor mir gefürchtet, was? Aber ich freſſ' keine Kinder;" er lachte: „das iſt wie mit den Nußknackern; die ſehen greulich und menſchenfreſſeriſch aus, dann tun ſie aber doch nur den Leuten ihre Nüſſe knacken! — Alſo den kleinen Kuchen da nimmſt du; gut. Und du willſt alſo eine Sängerin werden! eine große Sängerin! Was?"

„Ach nein," entgegnete ſie treuherzig, „davon weiß ich nichts;" und biß ein Stück von dem Kuchen ab.

„Davon weißt du nichts? Aber ich weiß was davon. Ich hab' dich ja gehört! Wenn man mit zehn Jahren ſo ſingt, dann iſt da was. Dann will was werden. Du haſt Muſik in der Kehle, du Ding du, und Muſik in der Seele."

„Ich hab' Muſik in der Seele?"

„Ja. Das hört man, wenn man gute Ohren hat. Ich hab' gute Ohren. Ich war in der halben Welt und hab' viel gehört. Kokulorum durch die Luft! — Haſt auch die rechten Augen dazu. Dji, dji, was für Augen! — Wenn du gut zu mir biſt, bin ich gut zu dir. Ich tu' was für dich. Das kann ich.

Laß uns nur erſt gute Freunde werden; dann ſollſt du mal ſehn. Wollen 'ne Sängerin aus dir machen, hörſt du; wenn die Zeit gekommen iſt. Na, die Zeit kommt immer! Die iſt noch niemals ausgeblieben. Die iſt pünktlich; was?"

Er lachte. Jetzt nahm er ſich wirklich etwas nußknackeriſch aus. Irma ſtarrte ihn an; ſie ſah die kleinen, entzündeten Augen, die dunklen Haare auf ſeinen Händen; alles, was er geſagt hatte, ſchwirrte ihr im Kopf herum. Da er ſo freundlich zu ihr ſprach, wollte ſie nicht zurückbleiben, ſondern auch recht lieb ſein; ſie ſtand auf und machte einen Knicks: „O, ich danke Ihnen! — Eine gute Freundin, die will ich Ihnen gerne ſein; hab' ſchon angefangen."

„Das war ja wie auf dem Theater!" rief er luſtig. „Bravo, bravo, bravo!" — Er trat näher hinzu, nahm ſie bei der Hand; „alſo das willſt du mir ſein!" ſagte er und ſah ihr in die Augen. „Eine gute Freundin. Sollten das gleich bekräftigen; wie?"

„Wodurch denn bekräftigen?"

„Na, durch einen Kuß!"

Da war es wieder, das Lächeln! das ſie nicht leiden konnte. Sein Geſicht kam ihr näher; huſch! war ſie weg und ſchon bei der Tür. Die Hand auf dem Drücker, ſchüttelte ſie den Kopf. „Nein, ſo will ich es nicht bekräftigen. Nein, ich mag es nicht."

„Du magſt es nicht?"

„Nein!"

O was für ein böſes Geſicht! dachte ſie. Die letzte Spur von Cherub war weg. Sie öffnete die Tür.

„Halt!“ rief er jetzt hinter ihr, mit einer wahren Feldherrnſtimme; ſie fuhr faſt zuſammen. „So geht man nicht von Gutzeit fort! — Sieh mich noch mal an, du!“

Sie gehorchte und ſah ihn an. Er ſchaute wieder wie ein guter Nußknacker aus; noch ernſt, aber wie er vorhin geſagt hatte: ſie tun doch nur den Leuten ihre Nüſſe knacken! „Alſo keinen Kuß,“ ſagte er, mit dem Kopfe nickend; „wie das Prinzeßchen will. Hat ſo ſeine eigenen Anſichten, das Prinzeßchen. Na, ſchon gut, ſchon gut! Freunde werden wir doch. Alles, was ich geſagt hab', dabei bleibt's — auch ohne den Kuß. Wirſt noch einmal ſagen: ſchön, ſchön, daß ich den Gutzeit hab'! Solche Freunde braucht man. Ja, ja! — Alſo wir werden uns weiter ſehn? Willſt mal wiederkommen?“

Sie hatte wieder Mut. Sie nickte.

„Dann gib mir eine Hand darauf. Eine Hand, keinen Kuß!“

Sie kam näher und gab ihm die rechte Hand. Darauf lief ſie aus der Tür.

* * *

Es fing an zu dunkeln; das Dienſtmädchen, das auch Köchin war, ſtellte im Wohnzimmer, das auch Speiſezimmer war, das Abendeſſen auf den Tiſch; Zeiſing ſetzte ſich. „Wo bleibt das Kind?“ fragte er. Das Mädchen zuckte die Achſeln, ſie wußte nichts. Sie ging zur Küche hinaus.

Die Tür öffnete ſich wieder, nur wenig, und ein

zuſammengedrücktes Papier flog herein, Zeiſing vor die Füße. Er hob es auf und entfaltete es. Auf der Innenſeite ſtand von Irmas Hand in ihrer großen, beinahe ſteilen Schrift geſchrieben: „Sie juckte mich ſo ſehr auf der Stirn. Und darum warſt du nun ſo bös. Ich konnt' es nicht mehr aushalten, da hab' ich ſie abgeſchnitten. Ich wollt' dir's dann ſagen und dich recht herzlich um Verzeihung bitten. Da kam aber ſchon die Ohrfeige. Darum ſchreib' ich dies. Damit du nun wenigſtens weißt, wie's gekommen iſt. Verzeih und ſei wieder gut!"

Ordentlich und hübſch geſchrieben, dachte Zeiſing, der auf ſolche Dinge hielt, und fühlte einen gewiſſen Vaterſtolz. Aber ein ganz ungezogenes, trotziges Geſchöpf! Schreibt mir ſo 'nen Brief. „Da kam aber ſchon die Ohrfeige." Und ſo weiter. Belehrt mich, wie ich's machen ſollt'. Ende des Jahrhunderts! Umgekehrte Welt!

Er horchte und wartete eine Weile; draußen rührte ſich nichts. Endlich ſtand er auf und öffnete die Tür auf den dunklen Vorplatz. Richtig, da ſtand ſie noch; bei dem letzten Tageslicht, das aus dem Zimmer hinausfiel, erkannte er die halbverſteckte Geſtalt. „Nur herein!" rief er. Irma kam und trat in die Tür.

„Haſt mir den Wiſch da geſchrieben," ſagte er, die Stirn runzelnd; „damit, denkſt du wohl, wär's nun abgemacht. Ne, mein Kind, ſo geht's nicht! So offenbaren Ungehorſam — — die Locke ſollte da liegen. So was ſchneidet man ſich nicht ſelber ab, man

kommt damit zum Vater. Verſtanden! Du gehſt heut' ohne Abendeſſen zu Bett; das iſt deine Strafe!"

„Danke," erwiderte ſie. „Ich hab' auch keinen Hunger."

„Du ungeratenes Kind!" fuhr nun Zeiſing auf. „Trotzig bis in die Knochen hinein! — All die andern haben mir wegſterben müſſen, waren kaum gekommen — nur ſo ein Taugenichts bleibt! — Da verzieht ſie nun das ganze Geſicht. Zum Donnerwetter, ich mein's nicht ſo. Mordselement, man ſagt wohl mal ſo; wenn ſo ein patziges Ding einen reizt. Wer hat denn ſo 'nen Vater wie du? der ſich täglich die Arbeit aufladet, aus deiner kleinen Kegelkugel doch 'ne Art von Charakterkopf zu machen? etwas Schönheit in dieſe Viſaſche zu bringen? Den beſten Lockenkopf haſt du in der ganzen Stadt! Was die Natur bei dir angedeutet hat, das führ' ich aus! als Künſtler! Und die eine Locke da — grade dieſe Locke — die Krönung des Gebäudes, wie man ſagt — die ſchneidet ſo ein Wurm ſich ab! Weil ſie's juckt!"

„Darum krieg' ich ja auch kein Abendeſſen," murmelte die Kleine.

„Schneidet ſich's ohne weiteres ſelber ab! Wenn's noch ein andrer getan hätt', aus Unſinn, aus Rohheit, einer, der's nicht beſſer verſteht. Aber du! mein Kind!"

„Darum krieg' ich ja auch kein Abendeſſen," wiederholte ſie.

„Ach was, dummes Zeug! Verdienſt auch keins. Aber ich will nicht ſo ſein. Setz dich hin und iß!"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Bitte — danke — nein. Ich hab' keinen Hunger. Ich geh' lieber ſo zu Bett. Gute Nacht!"

* * *

Etwa drei Wochen ſpäter ſaß Vater Zeiſing beim zweiten Frühſtück; es war wie gewöhnlich eine Butterſtulle, mit Schinken belegt. Er zerſchnitt ſie, aß und las dabei, mit höchſt ernſtem Geſicht; ſeine ſtarken Brauen gingen bald vor Verwunderung hoch hinauf, bald tief hinab. Ein Schulheft lag neben ihm und ein Brief. Er ſchüttelte den Kopf; er las dann wieder. Als er eben damit fertig war, trat Irma herein; ſie kam aus der Schule.

Zeiſing ſah ſie eine Weile ſchweigend an; nicht bös und nicht gut, anders als ſonſt, ſonderbar, erſtaunt. „Sieh mal her!" ſagte er endlich. „Was hab' ich da?"

„Ein Schulheft von mir," erwiderte das Kind ſehr erſtaunt. „Das iſt meine Schrift!"

„Ja. Das hat mir deine Lehrerin geſchickt. Hat dazu geſchrieben, es wär' ein ſo merkwürdiger Aufſatz drin, den ſollt' ich als Vater doch mal leſen; oder ob ich ihn ſchon kennte. Nein, ich kannt' ihn ja noch nicht. Hab' ihn jetzt geleſen. Haſt du — — haſt du den allein gemacht?"

Die Frage verwirrte ſie etwas. „Ja; wie denn ſonſt?"

„Dummer Kerl: es kommt ja doch vor, daß man ſich dabei helfen läßt?"

„Ich laſſ' mir doch nicht helfen, Vater."

„Alſo gut, dann nicht! — Da habt ihr einen Aufſatz gemacht über das letzte Wort von dem alten Apoſtel Johannes: ‚Kinder, liebet einander!‘ ’s iſt ein hübſches Thema. Vielleicht noch zu früh für ſolche Krabben wie ihr; aber —“

Er guckte wieder ſeinem Kind in das ſonderbare, kluge Geſicht; er ſah weg und wieder hin; wie wenn er da etwas bisher Unbemerktes und Unheimliches ſähe. Dann legte er ſeinen Zeigefinger auf das Schulheft, auf die letzte Seite von Irmas Aufſatz. „Hm! — Haſt dir’s ziemlich leicht gemacht: nur zwei Seiten —“

„Mehr verlangt ſie auch nicht.“

„Die Lehrerin? — Hm! — Ja. Alſo da fängſt du auf der zweiten Seite an: ‚O wie gut wäre es, wenn wir Menſchen uns ebenſo liebten, wie ſich die kleinen Engel und die großen Cherubs lieben. O Gott, warum tun wir das nicht? Dann wär’ es eine ſchöne Welt! Gott hat uns doch die Engel als Vorbild gegeben. Das könnten wir doch tun. Das könnten doch auch die Eltern tun‘ —“

Zeiſing ſchaute auf und wieder dem Kind ins Geſicht. Irma ward langſam rot; ſie nahm ſich aber ſehr zuſammen und erwiderte ſeinen Blick, ſo treuherzig wie ſie irgend konnte. Warum ſie ihm wohl den Aufſatz geſchickt hat! dachte ſie beklommen. Na — aber denn man zu!

„Das könnten doch auch die Eltern tun,“ las Zeiſing noch einmal, und dann weiter: „ſie könnten ihre kleinen Kinder ebenſo erziehen, wie es die großen

Cherubs mit den kleinen Engeln machen. Denn da wird alles mit Liebe gemacht. Und das hat der liebe Gott so gern. Und die kleinen Kinder hätten es auch so gern. Und sie würden wohl auch viel besser werden."

„Der liebe Gott und die Kinder sollen aber nicht die Geduld verlieren. Es kann auch noch kommen!"

Zeising schien das alles noch einmal zu lesen: so lange schaute er auf das Papier. Darauf schlug er das Schulheft langsam zu. „Also — dabei hat dir niemand geholfen. Das sind deine eignen Gedanken."

„Ach, das denkt doch wohl jeder," entgegnete die Kleine. „Das ist doch so natürlich."

„Wann bist du denn im Himmel gewesen? Davon wußt' ich gar nichts."

„Ich im Himmel gewesen?"

„Weil du das so gut weißt, wie die großen Cherubs mit den kleinen Engeln umgehn."

Die Träumerin stand etwas betroffen da. — „Aber — Vating —"

„Was?"

„Das versteht sich doch ganz von selbst. Es ist doch der Himmel. Da können sie doch nicht —"

Sie stockte.

„Was nicht?"

„Da können sie doch nicht so bös und so hart miteinander umgehn wie —"

Sie stockte wieder; die bläulichgrünlichgrauen Augen des Vaters lagen so forschend und fest auf ihr.

„Wie wir Menschen, meinst du. Und wie die Eltern mit ihren Kindern, meinst du."

„Ach, Vating, Vating!“ ſagte ſie plötzlich, es kam über ſie; fing an zu weinen und warf ſich ihm an die Bruſt.

Zeiſing ſtarrte in die Luft, an Irmas Locken vorbei: ſo wirr und wunderlich zu Mut war ihm lange nicht. Er legte mechaniſch einen Arm um das Kind, drückte es aber nicht an ſich; er hatte nicht den Mut. Er wußte nicht, wohin mit ſich und mit ihr. Was hab' ich für ein ſonderbares Kind! fing er an zu denken. Er mochte aber nicht weiterdenken. Er machte die Augen zu; gleichſam auch die inneren. So ſaßen Vater und Kind eine Weile, Irma halb auf ſeinen Knieen, halb ſo an ihm hängend.

Zu ſeiner Erleichterung ließ ſie ihn endlich langſam los und ſtand wieder auf. Er fühlte, daß er nun doch etwas ſagen mußte; zwiſchen Rührung und Verlegenheit wie eingeklemmt, heiliges Donnerwetter! dachte er, Vater ſein, iſt kein Kinderſpaß! — Er erhob ſich nun auch; zunächſt lächelte er ſeinen langen „kleinen Engel“ ſo überlegen wie möglich, doch auch herzlich an. „Alſo mehr als Cherub, meinſt du! Ich bin dir noch zu ſehr Menſch, als Vater. Und ich dacht', ich wär' ſchon Cherub genug! — Du kleines verrücktes Perſönchen du. Sonſt 'n hübſcher Aufſatz, für ſo 'nen Krabauter. Will ihn mir aufheben; — zum Spaß, für ſpäter. Damit wir ihn zuſammen leſen, wenn du groß biſt, und darüber lachen!“

Die Schriftſtellerin machte ein erſtauntes und verletztes Geſicht. „Lachen?“ ſagte ſie.

„Na ja. Weinen werden wir nicht! — Ich

werd' mir aber Mühe geben, natürlich, deine geehrten Wünſche zu erfüllen; noch mehr Cherub! Kleinen Engel ſchonen. Glacéhandſchuhe! — Na, wollen ſehen, wie das dann wird. — Was man alles mit ſeinen Kindern erlebt . . . Und wenn man auch nur ein einziges hat. So, nun geh ſpielen, Einziges. Ich muß ins Geſchäft!"

Er nickte ihr geſchwind einmal zu, riß die Tür zum Laden auf und verſchwand.

* * *

Der Herbſt war gekommen; er brachte aber noch einzelne ſommerwarme Tage mit. An ſo einem wanderte Vater Helm, der Volksſchullehrer, nach Tiſch mit ſeinem Sohn um die alte Stadt herum; ſein älteſter Lieblingsweg und auch noch ſein liebſter. Die Hände auf dem Rücken, in einer Hand den niederhängenden Stock, den Rock zugeknöpft nach alter Gewohnheit, ſchlenderte er behaglich dahin; Robert links von ihm, wie der Vater es ihn gelehrt hatte. Sie gingen zunächſt die Promenaden entlang, die nach heutiger Art an die Stelle des zugeſchütteten Grabens und des geebneten Walls getreten ſind; an dem ſchönſten Turm der Stadt mit dem rätſelhaften Namen „Rotes Meer" vorbei, dann durch das Pyritzer Tor und zum „Eisturm", der ſich beſſer erklären läßt. Helm verſäumte nicht, bei jeder dieſer „Zierden der Stadt" einige belehrende Worte zu ſprechen, Beglaubigtes und Zweifelhaftes in der Stadtgeſchichte mit Bedacht zu ſondern; dann gab er ein Zeichen mit ſeiner hübſchen,

gepflegten Hand: gehen wir nun weiter! — Warum nur alte Leute immer wieder dasſelbe ſagen, dachte Robert. „Kurz, man weiß es nicht," ſagt er, „warum der Turm das ‚Rote Meer' genannt wird." Er weiß doch, daß ich ſchon lange weiß, daß man es nicht weiß!

Sie gingen aber über die Ihna und drüben am Fluß entlang; das gefiel ihm beſſer. Hier, auf dem „Weidenſteg", ſpazierte man ſo ſchön im Schatten der Bäume und ſah immer links zur Stadt hinüber, Kirchen, Mauerreſte, maleriſche Winkel, die ſich im Waſſer ſpiegelten. Hier ward auch dem Vater Helm lyriſcher zu Mut, und auf den Genuß, zu belehren, konnte er verzichten. Er nahm zuweilen die Arme nach vorn, ſtützte die Hände auf den Stock, den er in die Erde ſtieß, und weidete ſich mit verjüngender Luſt an den hübſchen Bildern, die ihn ſeine Vaterſtadt ſehen ließ; „die noch alle photographiert werden müſſen, Junge, und der Welt bekannt werden; und ſie wären's längſt, wenn wir nicht das Unglück hätten, daß unſer tüchtigſter Photograph ein unheilbares Rindvieh iſt!"

„Na, und was iſt mit der geworden, mit der kleinen Friſeurstochter?" fragte Helm, die Augen von ſo einem noch nicht photographierten Bild auf den Jungen wendend. „Hat ſie ihre falſchen Locken noch?"

„Irma Zeiſing? Nein, Vater, ſeit drei Tagen nicht mehr. Sie hat nur noch allerlei Lockiges da hinten am Kopf herum, das iſt wohl gewiß Natur; und an den Schläfen auch ſo was."

Helm lächelte wie ein Sieger: „Siehſt du wohl, mein Junge? Das hab' ich gemacht! Ich bin am Sonntag hingegangen und hab' ihm geſagt: Mein lieber Zeiſing, hab' ich geſagt, wir ſind alte Bekannte, geſtatten Sie mir in aller Hochſchätzung ein offenes, wohlgemeintes Wort. Meine Kinder haben das und das entdeckt und haben mir's erzählt. Erlauben Sie mir: Sie ſollten das nicht tun! Sie ſchaden Ihrem Kind. Das Kind wird gehänſelt, verſpottet, es werden ihr Ekelnamen gegeben. Man hat das bisher nicht gewußt, weil hier in unſerm guten alten Stargard kein Menſch ſolche, verzeihen Sie, Verirrungen der Natur vermutet, reſpektive für möglich hält; aber jetzt weiß man es. Sie ſchaden Ihrem Kind, und Sie ſollten es nicht mehr tun! — Na, der Mann iſt ein Aufbrauſer; wie wenn ich in ihm zwei Pulver zuſammengeſchüttet hätte und er ſo ein Miſchkrug wär'. Wie hat der Mann auf Stargard geſchimpft! auf ſeine Vaterſtadt! Und warum denn die Leute ſolche Eſel wären? Und warum denn die edle Kunſt des Haarkünſtlers, des Menſchenverſchönerers nicht auch Kinderköpfe veredeln ſollte? Und ob ich den Orient kennte? Und ob ich was vom Theater wüßte? Und ob ich in Paris und Neuyork und Rom geweſen wär'? — Na, da hab' ich ihm denn natürlich mit der Überlegenheit des gebildeten Mannes erwidert: Pommern läge nicht in Indien; und unſre alte Vaterſtadt wäre kein Theater; und ſie läge auch nicht an der Seine oder an der Tiber, ſondern an der unſchuldigen, wenn auch ſchiffbaren Ihna. Und dort

gäbe es nur eine öffentliche Meinung, vom Bürgermeiſter bis zum Straßenfeger: kleinen Mädchen, dieſen lieblichen Kindern der Natur, werden nicht die Haare gebrannt!"

Robert nickte ſtolz; in dieſem Augenblick freute er ſich ſeines Schickſals, daß er einen ſo überlegenen und beredten Vater hatte. „Na, und was hat er dann noch geſagt?" fragte er mit einem Lächeln, als wenn ſich da ja eigentlich nichts mehr ſagen ließe.

Auch Helm lächelte: „Nu, wie die Menſchen ſind! So raſch wie ein Brauſepulver verbrauſen ſie ja nicht. Ich bin endlich fortgegangen, hab' den Eindruck gehabt: ſein Friſeurſtolz wehrt ſich noch; denn, ſo komiſch es klingt, auch Friſeure haben ihren Stolz. Aber der Pfeil ſitzt in ſeiner Bruſt!"

„Ja, und da haſt du recht gehabt!" ſagte Robert mit ſeinem Schulmeiſterjungenſtolz. „Sie trägt keine gebrannten Locken mehr!"

Helm ſtand noch eine Weile und genoß dieſen Sieg; dann gab er das Zeichen mit der Hand: gehen wir nun weiter! Sie kehrten über die Ihna und durch das anmutige Walltor in die Stadt zurück, gingen an der alten Nordmauer hin und kamen endlich zum Mühlentor, dem Liebling Vater Helms, dem gewöhnlichen Ziel ſeiner Schlenderung. Hier tritt der Nebenarm der Ihna, der einen Teil der Stadt durchfließt, wieder ins offene Land hinaus; er fließt unter einem ſchöngeformten, doppeltürmigen Tor hindurch, das in den alten Zeiten als Schutzwehr diente. Reizend ſpiegelt es ſich in dem beſchützten Fluß. Es

iſt auch zu einem Stargarder Wahrzeichen geworden, es bekrönt das Wappen der Stadt.

„Ja, wo ſind die Zeiten hin!“ begann Helm mit ſeiner wohlklingenden Kantorſtimme, eh' er von hier den Rückweg antrat; mit der Gebärde und dem Geſicht, die Robert ſelber hätte machen können, ſo gründlich kannte er ſie. „Es gibt doch immer wieder zu denken: wie die Welt ſich ändert! Als die Große Mühle noch innerhalb der Stadtmauern ſtand, von dieſem Waſſertor beſchirmt — was nun ja längſt nicht mehr nötig iſt — da war unſer Stargard eine blühende, wehrhafte, mächtige Handelsſtadt, und auf dieſer kleinen, unſchuldigen Ihna führten unſere Schiffe das Getreide aus dem berühmten Weizenacker den pommerſchen Küſten zu! — Das iſt nun alles anders; jetzt —“

„Jetzt gehören wir zum großen Preußen, Vater! und Preußen führt das Deutſche Reich!“ Robert, der übermütige Schelm, überſprang einige von des Vaters wohlbekannten Sätzen, um die Sache abzukürzen, und hüpfte gleich dem Schlußſatz zu, als fiele der eben ihm ſelber ein.

„Hm! — Ja, ja, ja!“ — Helm warf einen träumeriſch verwunderten Blick auf den Jungen; kamen dem ſchon ſo gute Gedanken? oder hatte er das ſchon einmal vom Vater gehört? — „Nu ja, mein Kind, du haſt recht. Wir leben jetzt in größeren Zeiten, und uns alle beſchirmt das Deutſche Reich! — Will von hier nach Hauſe gehn. Du, der junge Fant, treibſt dich bei dem ſchönen Herbſtſommerwetter wohl gern noch länger herum?“

Robert nickte. Sie trennten ſich. Vater Helm ſtieg beim Mühlentor zum Nachtigallenſteig hinan, der ihn den ſchönſten Weg nach Hauſe führte; Robert ging vors Tor hinaus. Er wanderte landeinwärts, von ſeinen elaſtiſchen Turnerbeinen wie von Federn getragen, im unbewußten Gefühl ſeiner leichtfüßigen Jugend, und in der reinen, trockenen, durchſonnten Luft dahinſchwimmend wie der Fiſch im Waſſer. Überall ſchwebten und flatterten die ſilbern glitzernden Spinnenfäden, die man Altweiberſommer oder auch Mädchenſommer, Mariengarn nennt. Sie hängten ſich an ſeine Arme, um ſeinen Kopf; er ſuchte ſie von ſich loszureißen, während er weiterſchritt; er kämpfte als ein richtiger Junge mit ihnen, wie wenn es Schlangen wären, die ihn umſtrickten. Endlich gab er das auf und ſtürzte ſich umgekehrt in jedes weiße Gewebe, drehte ſich darin herum, umwickelte ſich damit. So ſpielte er ſich ins Land hinein, von den letzten Häuſern fort. Er war wieder zur Ihna gekommen; einzelne Weiden ſtanden zum Waſſer geneigt, abgemähte Wieſenflecke ſonnten ſich neben braungelbem Ackerland. Eine ſilberne Maſſe von Sommerfäden ſchien ſich auf ſo einem Wieſenſtück zu bewegen; ſie wälzte ſich langſam fort. Was iſt denn das? dachte er und wunderte ſich. Als er näher kam, löſte ſich das Naturrätſel: ein Mädchen in kurzen Röckchen, das von Mariengarn noch mehr als er umſponnen war, ſchob ſich langſam wälzend auf der Wieſe fort. Es war ein ſo drolliger Anblick, daß er lachen mußte. Das Mädchen kehrte

ihm ſein Geſicht zu; nun erkannte er, daß es Irma Zeiſing war.

„Wie kommſt du denn hierher?“ fragte er; ſprach dann aber nicht weiter, ſah ſie ſchweigend an. Seit er ihr auf dem Kirchenplatz die Locke abgeſchnitten hatte, war ſie ihm ausgewichen, hatte ihm höchſtens einen ſtumm feindlichen Blick gegönnt. So hatte er ſie denn bei ſich in das Regiſter der „dummen Gänſe“ geſchrieben und zu vergeſſen geſucht, daß ſie auf der Welt war. Plötzlich ſtand er hier draußen vor ihr, und aus ihren Augen guckte ihn etwas an, das ihm ein ſonderbares Gefühl machte. Ob ſie mir antworten wird? dachte er.

„Ich werd' wohl ebenſo hergekommen ſein wie du,“ erwiderte ſie: „auf zwei Beinen.“

„So ganz allein?“ fragte er; es regte ſich etwas wie Mitleid in ihm. Es fiel ihm ein, daß ſie wohl jetzt keine Freundin hatte.

„Ach Gott, es iſt am beſten, allein!“ antwortete ſie.

Ihr Mund war wieder häßlich groß; ſie zog ihn noch in die Länge. Dem Jungen ſaß aber ein Stachel in der Bruſt, den wollte er heraus haben. Er wollte wie der Löwe ſein, von dem er in einem alten Band der Fliegenden Blätter geleſen hatte: „Der Löwe iſt gelb und großmütig.“ „Du, Irma!“ ſagte er, einen Anlauf nehmend. „Das iſt nun ſchon drei, vier Wochen her; ich hab' ja eigentlich immer noch was gutzumachen. Das mit der Locke, weißt du. Mir ſcheint, du biſt mir noch bös darum. Wir wollten ja aber doch gute Freunde ſein. Na, dann ſag',

kleine Dirn', was ſoll ich tun? Soll ich dir was ſchenken?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Danke, ich brauch' nichts."

„Es war aber doch ein Unſinn von mir. Was hat denn dein Vater geſagt? Haſt du ihm geſagt, daß ich —?"

Sie ſchüttelte ſchon wieder den Kopf. „Ne, ſo bin ich nicht."

„So biſt du nicht? Dann biſt du ja 'ne famoſe Dirn'. Was hat denn aber dein Vater getan? Hat er dich geſchlagen?"

Irma wälzte ſich wieder ein wenig, ſo daß er ihr Geſicht nicht mehr ſah. „Was zwiſchen meinem Vater und mir iſt, das geht keinen was an. Laß mich doch. Laß mich doch."

„Wenn ich's aber doch gutmachen will! Mehr kann der Menſch doch nicht tun. Alſo was ſoll ich denn tun?"

„Nu haſt du's ja ſchon getan. Nu iſt's gut!" — Sie zeigte ihm ihr Geſichtchen wieder; ein kleines, verſuchsweiſe zuckendes Lächeln erſchien um ihren Mund.

„Nu iſt's gut? — Biſt mir nicht mehr bös?"

„Ach, wozu denn? — Nein. — Wir Menſchen ſollten doch eigentlich nie —"

Sie brach ab. Was ſie darüber dachte, das ging ihn nichts an.

Robert ſetzte ſich auf die Erde, zu ihr. „Du, das gefällt mir von dir, kleine Dirn'. — Was tuſt du denn hier draußen? Haſt dich auch in Altweiber-

ſommer eingewickelt, was? — Wozu lagerſt du hier ſo im Gras?"

„Ich hab's wachſen hören."

„Ach, das kannſt du? — Dann will ich's auch mal verſuchen." Er ſtreckte ſich aus und legte ſein rechtes Ohr auf die Erde, ſchien geſpannt zu horchen. „Oh," ſagte er dann, „ich kann noch mehr. Ich hab' die Erde eben ſchlafen hören."

„Woran hört man das?"

„Sie hat geſchnarcht."

„O Gott! Haſt du ſo'n feines Gehör?"

„Ich kann noch viel mehr. Ich kann die Engel im Himmel ſingen hören."

„Die Engel im Himmel kannſt du ſingen hören? — Ach, das glaub' ich nicht!" — Irma richtete ſich halb auf und ſah ihn mit den großen Augen an; ſie bekam ein ſonderbar traurig wehmütiges Geſicht.

„Warum nicht?" fragte er. Ihn ſtörte dies Geſicht.

„Ach nein, dann wärſt du nicht ſo. Du biſt doch auch, wie die andern ſind. Wenn du wüßteſt, wie die Engel im Himmel —"

„Na, was iſt mit denen?"

„Die gehn doch nicht ſo miteinander um wie — — na, wie ihr mit mir. Meinſt du denn, das tut nicht weh? Oder iſt euch das grade recht?"

„Kleine Dirn', ach ja, ich weiß, ich hab' davon gehört: du haſt 'nen Aufſatz geſchrieben und die Lehrerin hat ihn vorgeleſen — und über den lachen die andern Dirns. Was haſt du denn geſchrieben?"

„Ach, die lachen ja über alles! — Daß die Menſchen doch beſſer miteinander ſein ſollten, das hab' ich geſchrieben. Wie die kleinen und die großen Engel ſind. Denn da wird alles mit Liebe gemacht. Und daß wir das doch auch könnten, das hab' ich geſchrieben. Und wir wären dann alle viel, viel beſſer und ſo viel, viel glücklicher. Und warum tun wir's denn nicht?"

Robert lächelte die wehmütige Kleine an, mit dem überlegenen, gebildeten Lächeln ſeines Vaters; er ſah nicht, wie ihr das mißfiel. „Ach, ſo eine biſt du. Alles wie im Himmel! Wir Jungs, wir prügelten uns dann nicht mehr, und ihr Dirns verſchimpfiertet euch nicht mehr. Und wir würden alle man bloß von Liebe ſäuſeln und von Güte triefen! — Du haſt wohl 'ne zu dünne Haut, die kann nichts vertragen. Biſt wohl 'ne kleine Süßwurzel, ein Schmachtlappen, ein Rührmichnichtan!"

Irmas Augen blitzten; ſie fühlten, daß ſie auch feucht wurden; darum blitzten ſie nur umſomehr. „Und was biſt du denn?" fuhr ſie ihn an. „Und was ſeid ihr denn? Ihr Stargarder, die ihr wunder denkt, was ihr ſeid — und wenn eine aus Neubrandenburg kommt, ſtellt ihr euch ſo hoch — und macht ihr das Leben ſchwer — und ſchneidet ihr die Haare ab, und erzählt in der ganzen Stadt: er brennt ihr die Locken! Und fallt über ſie her und hänſelt und verachtet ſie, weil ſie ein Friſeurskind iſt — und ſpottet über ihren Vater — über ihren Vater —"

Sie wollte noch mehr ſagen, ſie konnte nicht. Die Kehle oder die Bruſt ließen's nicht mehr durch.

„Hab' ich auch geſpottet, du Gans?"

„Ja, du auch!" rief ſie in ihrer angehäuften, erſtickenden Wut, während ihr die Tränen aus den Augen ſtürzten. „Ja, du, du! Du biſt auch man ſchlecht! Dir iſt's gleich, was aus einem wird! Und ein eingebildeter Bengel biſt du —"

„Irma! Nun iſt's genug!"

„Ein eingebildeter Bengel biſt du — weil dein Vater Schulmeiſter iſt — und weil meiner nur — — aber das iſt dumm! und das iſt gemein! Und ſtatt über die kleinen Engel zu ſpotten, die ‚von Liebe ſäuſeln'" —

„I du Bosnickel du!" rief Robert und fuhr ihr in die Haare; ſeine „Lammsgeduld" war erſchöpft. Er zauſte und riß in dem blonden Dickicht, bis ihm ein ganzes Büſchelchen zwiſchen den Fingern blieb. Dann ſprang er auf die Füße. Irma hatte einen Augenblick aufgeſchrien; darauf ſaß ſie wie verſteinert da, vor Schmerz oder vor Schreck.

„Kleine Giftkröte du!" rief er nun noch von oben herab. „Das hatt'ſt du alſo alles in dir aufgeſpeichert! — Da haſt du deine Haare;" er warf ſie ihr in den Schoß. „Das war nicht geſäuſelt, was? Mit dir wird man auch ſäuſeln, du Theaterpuppe. Grüß deinen Herrn Papa! Adieu!"

Er ging mit ſeinen längſten Schritten davon, nach Stargard zurück.

* * *

Irma hatte nach dieſem Tag eine ſchlechte Nacht. Sie, die ſonſt ſchlief „wie ein Sack", oft nach vielen Stunden in derſelben Lage erwachte, wälzte ſich in ihrem großen Bett — früher der Mutter Bett — ruhelos umher; ihr Kopf und ihr Herz wurden beide nicht ſtill. Wie war das nur möglich? dachte ſie immer wieder. Wie war das nur möglich? Wenn man einer ſo in den Haaren herumfährt — warum bin ich denn nicht aufgeſprungen und in ſeine hinein? bis ich ihm den halben Kopf kahl geriſſen hätt'? Und hätt' er mich auch halbtot geprügelt — ich hätt' doch die Schande nicht. O die Schande, die Schande! Wie er ſich nun wohl lacht über die kleine Dirn'. In Neubrandenburg, als Fritz Ahlers mir auch mal in die Haare fuhr, wie bin ich dem ins Geſicht gefahren; laut geſchrien hat er. Und war doch auch ein Jahr älter als ich; und ein ſtarker Bengel. Und nun ſaß ich da und konnt' mich nicht rühren. O wie feig, wie feig. Und nun erzählt er's ja wohl und prahlt damit in der ganzen Stadt!

Endlich ſchlief ſie dennoch ein; aber erſt nachdem ſie einen Entſchluß gefaßt hatte, einen heiligen, feierlichen, und ſich zur Beruhigung zweimal, dreimal geſagt: und das muß ich tun, denn wenn ich das nicht tät', könnt' ich nicht mehr leben! — Darauf verſank ſie in einen tiefen Schlaf und wachte ſpät, aber geſtärkt und rüſtig auf; nicht zu ſpät, denn es war Sonntag, keine Schule; und auch für ihren Plan war das gut. Sie ſtand auf, trank ihre Milch, begrüßte ihren Vater; nahm dann ihren ſchwarzen

Strohhut und ſchlich auf die Straße hinaus. Es war ein ſonniger Morgen wie geſtern. Die Leute waren wohl in den Kirchen oder auf den Promenaden, in der Breiten Straße ging faſt kein Menſch. Als ſie zum Eckhaus an der Johannisſtraße kam, wo die Helmſchen wohnten, ſtand ſie eine Weile ſchwer atmend ſtill, die Sache kam ihr gar ſo ernſt und ſo wichtig vor; ihr klopfte das kleine Herz. Dann trat ſie aber mutig an die Hauswand und ſpähte um die Ecke. Sie konnte ſehn, daß da ein Fenſter offen war, zu ebner Erde, drei Schritte von ihr; denn auf dem Fenſterbrett lag ein Buch, von innen etwas hinausgeſchoben, daneben eine Hand und ein Stück Ärmel daran; ſeine Jacke! dachte ſie. Da ſitzt er und lieſt! — Vor dem Haus und den Nachbarhäuſern ging aber Roberts Vater in ſeinem ſchwarzen Rock und im ſchwarzen Hut auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den niederhängenden Stock in der einen Hand. Es kam ihr in ihrem ſchlechten Gewiſſen vor, wie wenn er als Schildwache hin und her marſchierte, damit die ſchlimme Friſeurstochter aus der Breiten Straße ſeinem Sohn nichts tun könnte.

Warum geht er denn nicht in die Kirche? dachte ſie. Warum tut er das nicht?

Vater Helm wanderte mehrere Male langſam wie ein Pendel dahin; wenn er zurückkam, verſteckte Irma ihr Geſicht, zog es ganz in „ihre" Straße; ſchien er ſich wieder umzudrehen, ſo wagte ſich auch wieder ihr Näschen vor und ein Auge ſpähte. Eine zappelnde Ungeduld fuhr ihr endlich in die Glieder; — da! Er

blieb vor ſeiner Haustür ſtehn! Es ſchien, er horchte hinein. Dann ſprach er offenbar hinein; ſie hörte etwas, ſie verſtand es nur nicht; ihre Aufregung ſummte in den Ohren mit. Er machte ein ungeduldiges oder mißvergnügtes Geſicht. Er trat in das Haus!

Jetzt! fuhr dem Mädel wild durch den Sinn. Jetzt geſchwind, geſchwind! Sie ging um die Ecke, mit Katzentritten, ſchlich unhörbar zu dem offenen Fenſter hin. Ein kleiner Atlas lag da, das ſah ſie jetzt; die Geographie war Roberts Liebe, vom Vater geerbt. Nun ſah ſie auch ſeinen forſchend vorgebeugten, braunhaarigen, etwas ſtruppigen Kopf. Der war wie ſo recht vom Schickſal oder vom lieben Gott für ſie hingeſtellt.

„Au! au! au!“ ſchrie Robert auf. Eine Hand riß in ſeinen Haaren wie toll. Er ſuchte ſeinen Kopf zu befreien; der Schmerz ward nur ärger. Er griff mit den beiden Händen um ſich, faßte Irmas Arm; ſie riß ihn aber mit einem wilden Ruck wieder los.

Endlich ſah er ſie draußen ſtehn, mit blaſſem Geſicht; ſie hatte ſeinen Haarbuſch freigegeben. „Wie du mir, ſo ich dir!“ ſagte ſie mit faſt atemloſer, zitternder Stimme. „Denkſt du, ich räch' mich nicht?“

Sie flog um die Ecke.

* * *

Es wurde aber auch für Irma noch ein Schickſalstag. Als ſie gegen Abend, vom Dienſtmädchen zum Vater gerufen, ins Wohnzimmer trat — ſie hatte ganz

ſtill zu Hauſe gelebt und nichts war geſchehn — ſtand Zeiſing mit erſchreckend ernſtem Geſicht mitten in der Stube, die Beine auseinander, die Arme auf der Bruſt gekreuzt. „Was hab' ich denn für ein Kind?" ſagte er mit ſeiner gefährlichſten Stimme. „Was machſt du mir für Sachen? Du — du willſt einen Cherub zum Vater haben und ein kleiner Engel ſein und benimmſt dich wie ein wildes Tier?"

„Was hab' ich denn getan?" ſtammelte Irma, da er jetzt ſo finſter ſtirnrunzelnd ſchwieg.

„Der Schulmeiſter, der Helm, war ſchon wieder hier! Er iſt heut morgen in ſein Vorderzimmer eingetreten, ſagt er, da hat er grad' noch geſehn, mit eigenen Augen, wie du ſeinem Jungen die Haare ausgeriſſen haſt; — er hat welche mitgebracht! hat ſie mir gezeigt! Der Jung' hat zum Fenſter hinausſpringen wollen, dir nach; der Vater hat ihn feſtgehalten. Mein Jung' ſoll kein Mädchen prügeln, ſagt er; ein Helm ſoll das nicht. Wenn ein Mädchen Prügel verdient, dazu iſt dann ihr Vater da. Die Dirn' macht Ihnen keine Ehre! muß ich Ihnen ſagen; ſie iſt keine Zierde der Stadt! Ich hoffe und erwarte, Sie erteilen ihr eine ausgiebige Korrektion; alsdann verzichte ich für mich und meinen Sohn auf jede weitere Genugtuung, und die Sache iſt abgemacht!"

„Vater!" rief das Kind. „Ich hab' mich ja nur gerächt! Robert Helm hat angefangen; geſtern auf der Wieſe —"

„Ich weiß. Hat mir ſein Vater alles erzählt. Aber pfui, ſchäm dich! Ein Mädel! Rächt ſich ein

kleines Mädel so? Tust du mir diese Schande an? — Ja, sieh nur hin. Da liegt der Stock. Eine ausgiebige Korrektion — das gehört sich für so 'ne wilde Katze —"

Irma hob die Hände. „Ach, ich bitt' dich, Vater!" Ihre blassen Augen flehten ihn an. Sie wußte nicht, wie sie's sagen sollte; „Cherub! der Cherub, Vater!" stieß sie in ihrer Verzweiflung hervor.

„Ach was, Cherub! Cherub! — Ich hab' mir allerlei vorgenommen — hab' dir's gut gemeint — aber dann muß auch das Kind danach sein! Erst machst du mich zum Gespött in der ganzen Stadt — weil du die gebrannten Locken —"

„Aber Vating!" rief sie. „Was kann ich dafür?"

„Dann phantasierst du von liebreichen, sanften Engeln und reißt den Erdenjungs die Haare aus wie ein wilder Aff'! Daß die Väter zu mir kommen und mir sagen müssen — — Nein, nein, nein, da cherubt sich nichts! Da wird's so gemacht!"

Zeising nahm das Stöckchen vom Tisch, auf den er es im voraus gelegt hatte, und ergriff das Kind am Arm. Ein kurzer, zitternder Schrei entfuhr ihr, als der erste Schlag sie traf; es war ihr wie ein Traum — als sei's gar nicht möglich. Dann stand sie stumm und rührte sich nicht. Sie fühlte auch fast die Schmerzen nicht. Sie fühlte nur etwas, das sie nicht verstand; wie wenn sie von Holz wäre, aber in ihr brannte was.

„Hast du nun genug?" hörte sie Zeising nach einer Weile sagen, immer noch wie im Traum. „Machst du

mir jetzt keine Schande mehr?" Sie hörte, daß der Stock in die Ecke flog.

Sie gab keine Antwort. So wie sie war, ohne Hut, lief sie aus der Tür.

Draußen rannte sie gegen eine Frau, die bei der Haustür auf dem Vorplatz stand; darüber fuhr sie zusammen und kam zu sich. Sie sah, daß es Frau Sponholz war, die Nachbarin; eine frische, kernige, robuste Frau, die große rote Hände, aber eine hilfbereite, gute Seele hatte; sie war schon mit Zeisings gut Freund geworden, mit Vater und Kind. Das etwas männliche Gesicht der Frau, in das Irma wie welterwachend hineinstarrte, hatte einen fast entgeisterten Ausdruck, mit blassem Mitleid gemischt. „Kind!" stieß sie heraus, mechanisch die Hände vorstreckend, wie um die Kleine nicht hinauszulassen. „Wo willst du hin?"

„Ach, lassen Sie mich!" hauchte Irma.

„Sei nicht bös, Kind: ich hab's gehört! Ich konnt' nichts dafür. Wollt' euch einen kleinen Sonntagsabendbesuch machen; aber wie ich hier vor der Tür stand, da — — Lauf nicht so weg! Wohin? Komm lieber zu mir herüber; wir beide —"

Irma schüttelte heftig den Kopf. „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!" Sie drängte Frau Sponholz ein wenig beiseite und rannte hinaus.

Einen Gedanken hatte sie noch: nicht die Breite Straße zu Ende laufen, nicht am Helmschen Haus vorbei! Sie bog gleich links ab, lief durchs „Rote Meer" (der Turm ist jetzt auch ein Tor) und draußen die Promenade entlang, bis sie zum Rundbau kam.

Dort ſtieg ſie hinauf, kam auf den Nachtigallenſteig; der Höllengrund unter ihr ſah ſie wie eine Art von Heimat an. Dort ſchien auch kein Menſch zu ſein. Sie lief hinunter; faſt auf derſelben Stelle, wo ſie damals in ihrem Himmelstraum gelegen hatte, warf ſie ſich ins Moos.

Sie ſtarrte in die Höhe; der Himmel war heut ſo himmelblau. Keine Wolke zog. Die Abendſonne ſchien noch in die Baumkronen hinein, vergoldete die Blätter. Alles war ſtill, alles ſchön. In ihr war alles Sturm, alles häßlich; ſie fühlte es, ſie wußte es; aber es freute ſie. Lieber Gott, dachte ſie — ihr war, als müßt' er jetzt aus dem hohen Blau herunter und grad' auf ſie im Höllengrund ſehn — lieber Gott, gib mir einen andern Vater; ich will einen andern Vater haben; der iſt nicht mein Vater mehr! Wenn er mich ſo ſchlägt, weil's der Schullehrer will — und ich hab' mich nur gerächt, lieber Gott, das weißt du — — Er wollt' mich nicht mehr ſchlagen; hat er das nicht ſelbſt geſagt? „Ich hab' mir allerlei vorgenommen;" das hat er geſagt. Und dann hat er doch den Stock genommen . . .

Ich will einen andern Vater haben. Das iſt nicht mein Vater mehr!

Sie hatte auch ſchon einen. Das Phantaſieren begann. Sie war in Neubrandenburg; noch ein kleines Kind. Sie ging an ihrer Mutter Hand, den ſchönen Weg am Fluß nach dem See; das war nicht Phantaſie, das hatte ſie erlebt! Und vom See her kam einer geritten, auf einem großen, ſchwarzen, glänzenden

Pferd; ein wunderſchöner Mann, im grünen Rock, wohl ein Jäger; er hatte auch einen grünen Hut. Den nahm er ab und grüßte die Mutter und hielt an und ſprach mit ihr; und ſie, die kleine Irma, freute ſich über ſeine hübſche Stimme. Nein, das war alles nicht Phantaſie, war Erinnerung! Und dann ſtieg er ab. Und bückte ſich nieder zu Irma und ſprach allerlei zu ihr, das ſie nicht verſtand; er ſagte aber auch „du Schätzchen du" und „mein liebes Kind"; das verſtand ſie. Ja, er ſagte: „mein liebes Kind!" Und darauf küßte er ſie . . .

Irma ſtockte; ſie dachte nach. Hat er mich geküßt? Oder träum' ich das nur? — Nein, er hat mich geküßt. Er hat mich wirklich geküßt! auf die Backen und auf den Mund! Und noch einmal geſagt: „du mein liebes Kind!" Und dann iſt er fortgeritten . . .

Ach! ſeufzte ſie; es ward ihr nun wohl und weh. Warum iſt er fortgeritten? Wenn er uns doch beide mitgenommen hätt', auf ſein Schloß. Und da hätten wir mit ihm gelebt, Mutter und ich. Denn ich war gewiß ſein Kind! Irma Wendelſtein. Vielleicht hieß er Graf Wendelſtein. Und der wär' zu mir ſo gut geweſen! ſo fein und ſo gut! Hätt' mich nie geſchlagen. Hätt' nur immer mit dem Finger gedroht, oder traurig mit dem Kopf geſchüttelt: „Was iſt denn das heut mit meiner Irma? Warum iſt ſie nicht artig, warum hat ſie die Puppe zerbrochen, warum hat ſie ſo mit dem Fuß geſtampft? Das tut ja doch kein liebes Kind. Das macht ja Vater und Mutter traurig; die doch beide ſo gut ſind zu ihrem Kind." Dann kommt

Irma geſprungen: „Ach, ſeid nicht mehr traurig! Ich will's nie mehr tun. Ihr ſollt immer ſagen: was haben wir doch für ein liebes Kind. Ich will's nie mehr tun!"

Sie vergrub ſich in dieſes ſüße Gefühl, wie früher in ihrer Mutter Schoß. Dann verfinſterten ſich ihre blonden Brauen, ſie richtete ſich trotzig auf: warum ſchlug der andre ſie? Warum wollte der ihr Vater ſein? Er war nicht ihr Vater. Wie bin ich zu ihm gekommen? fuhr ihr durch den heißen Kopf. Was tu' ich bei ihm? Irma Zeiſing — die bin ich nicht. Ich bin Irma Wendelſtein! O könnt' ich nur Mutter fragen; warum iſt die tot? Mutter, warum haſt du mich zu dem Mann gebracht, von dem ich nichts mehr wiſſen will, der mich ſchlägt? Warum ſind wir nicht auf das Schloß gezogen, wo mein Vater iſt? Der wunderſchöne Vater in dem grünen Rock. Auf dem ſchwarzen Pferd. „Du mein liebes Kind!" O wie hat er mich auf die Backen und den Mund geküßt . . .

Sie hob die kleinen Arme empor; ſie ſtreckte ſie nach dieſem Vater aus, hielt ſie ihm entgegen. „Ja," ſagte ſie mit ihrer warmen, ſehnſüchtigen, liebedurſtigen Stimme, „ja, du, du! Ich will zu dir! Ja, ich bin dein Kind!"

* * *

Irma kam nach Haus; ſie ging leiſe über den Flur zur Küche, wo das Dienſtmädchen bei ſeinem einſamen Nachtmahl ſaß. „Frida," ſagte ſie, „ich hab' Kopfweh; bitte, ſag Vater, ich möcht' nicht eſſen, ich

möcht' gleich zu Bett. Dann ſchlaf' ich mich wieder zurecht. Gib mir bloß ein Stück Brot!"

„Du ſagſt ja, du möcht'ſt nichts eſſen —"

„Bloß ein Stück Brot und dann gleich zu Bett!"

Sie bekam eine tüchtige Schnitte vom „groben Brot", ging in ihre Kammer, riegelte zu und aß geſchwind; denn etwas Hunger hatte ſie wohl. Aber Kopfweh auch; das war nicht gelogen: es brannte hinter ihrer Stirn, und die Schläfen ſchmerzten. Und daß ich „nicht eſſen möcht'", dachte ſie, das iſt doch auch wahr: möcht' nicht zu Abend eſſen wie ſonſt, mit Vater, am Tiſch. Dies iſt man ſo knabbern. Und ich ſag' noch „mit Vater"! Wie dumm. Aus Gewohnheit. Nein, nein, nein. Er heißt Zeiſing, ich heiß' Wendelſtein. Irma Wendelſtein geht zu Bett!

Bald lag ſie entkleidet da, die Hände auf der Decke; in ihrer Kammer war's dunkel, um ſie her war's ſtill. Sie ſah in das Dunkel hinein und lächelte; ihr war, als wär' ſie nun ganz, ganz froh. So ſüß ſchaurig froh: wie vor einem Jahr einmal auf dem See bei Neubrandenburg, als ſie im Boot fuhren und es dämmerte und rundherum Gewitter waren, nur auf einer Seite nicht; rote, violette, blaue Blitze, bald hier, bald da, und die Wolken knurrten, wie Hunde, die noch an der Kette liegen; lauter Donner war's noch nicht. Und ihr graute ein bißchen: wie's wohl werden wird; aber wie es war, war's wunderſchön; ſo gewaltig ſchön wie noch nie! — Wie's wohl werden wird? Ihr Gehirnchen zerdachte ſich: wie komm' ich von hier fort? Wie komm' ich zu dem ſchönen, guten

Vater hin? Ach, wenn ich nur wüßt', ob er noch lebt. Er war doch so jung; warum ſollt' er nicht? O Gott, ich weiß nicht, wie er heißt, weiß nicht, wo er wohnt. O wenn ich Mutter noch fragen könnt' ...

Plötzlich ſchlief ſie ein; ſie hatte die vorige Nacht doch zu viel gewacht. Es ward aber kein langer, kein tiefer Schlaf; ebenſo plötzlich fuhr ſie aus einem Traum empor, tief verwirrt, erſchrocken: wo bin ich denn? Hab' ich das wirklich erlebt, oder was iſt? — Nein, nein, nicht erlebt: das konnt' nicht ſein. Können Tote gehn? Sie hatte ihre Mutter geſehn, wie ſie im Bett lag, die Hände auf der Decke gefaltet, mit dem kalten, ernſten, ſtillen Wachsgeſicht. Dann hatte ſie aber die Augen geöffnet, ſie war aufgeſtanden; „Kind! Kind!" hatte ſie geſagt, mit ſchrecklich trauriger Stimme, und den Kopf geſchüttelt; und war auf Irma zugegangen, langſam, ſchauerlich. Die war in ihrem Entſetzen geflohn — und zum Glück erwacht ...

Sie zitterte, ſie ſchüttelte ſich, als ſie daran dachte.

Auf einmal überlief es ſie: Mein Gott, mein Gott, was hab' ich getan? Meine ſüße Mutter. Sie hieß ja doch Marianne Zeiſing, war doch ſeine Frau! Und ſie waren ſo gut miteinander und haben ſich ſo lieb gehabt, bis zu ihrem Tod. Und nun mach' ich ihr die Schande und bin eines Grafen Kind? Als hätt' ſie zwei Männer gehabt? Das durft' ſie doch nicht? — O Gott, o Gott, meine ſüße Mutter. Du liegſt nun im Grab, und du haſt nur noch das eine Kind, und das Kind beſchimpft dich!

Sie ſtieg aus dem Bett, ſie hatte keine Ruhe mehr. Sie warf ſich auf die bloßen Kniee; der harte Fußboden tat ihnen weh; doch das war ihr recht. Sie faltete die Hände, wie ſie's eben im Traum bei der Toten geſehen hatte; „ach mein Mutting!" ſagte ſie in das Dunkel hinein, zerknirſcht wie vielleicht noch nie. „Verzeih mir, verzeih mir doch! Nein, ich hab' keinen andern Vater. Der, den du geheirateſt haſt, der iſt mein Vater. Irma Zeiſing bin ich. Nur weil ich ſo unglücklich war, mein Mutting. Ich will's aber nicht mehr ſein; will dir keinen Kummer machen. Sei man wieder gut!"

Dieſe Laſt ging fort; jetzt fiel ihr eine andre aufs Herz. Und was hab' ich meinem Vater getan? dachte ſie. Hab' mir einen andern Vater genommen, und hab' von ihm fortgewollt. Und er liegt nun da und weiß das nicht; denkt wohl bloß, wenn er nicht ſchläft: was hab' ich für ein wildes, ungezogenes, abbeldwatſches Kind! — Ach ja, ich bin wohl recht dwatſch und verdreht; hier ſagen ſie „quatſch" dazu. Hat er denn nicht recht, mein Vating? Ich red' ſo klug von liebreichen Cherubs und Engeln und reiß' Robert Helm die Haare aus wie ein wilder Aff'! Warum fang' ich denn nicht an mit dem Beſſerwerden? mit dem Liebſein und Verzeihen? Ich konnt' ja doch anfangen; nicht?

Das kleine Herz in ihrer Bruſt ſchlug ſo ſehr. Es zog ſie zum Feuerzeug neben ihrem Bett, ſie wußte nicht gleich, warum; ſie machte dann Licht und wußte es. Noch zum Vater gehn! Vielleicht wachte er auch.

Oder wenn er ſchlief — ihn nicht wecken, o ja nicht, nein; aber ihn noch einmal anſchauen — ſie hatte ihm nicht Gute Nacht geſagt — und ihm leiſe abbitten, daß ſie einen andern Vater und einen andern Namen angenommen hatte. Und ihm einen Zettel aufs Bett legen ... Ja! Ja, ja ja! Sie nickte eifrig. Sie nahm ein leeres Blatt Papier, einen Bleiſtift, ſetzte ſich an ihren Tiſch und ſchrieb:

„Lieber Vater! Ich muß Dir was ſagen, und wenn Du mich dann auch wieder ſchlägſt; aber ich glaub', Du tuſt es nicht. Denn Du biſt doch ein guter Vater. Ich war heut ein ſchlechtes Kind, ich war ſo bös auf Dich und ich wollte fortgehn. Aber ich tu' es nicht. Denn Du biſt doch mein rechter Vater. Und ich hab' Dich lieb! Ich will nun auch anfangen. Einer muß doch anfangen. Ich will lieb und ſanft werden, o ſo ſanft. Irma Zeiſing." — —

Vater Zeiſing wachte noch. Er hatte ſchon ein Weilchen geſchlummert, aber die Gedanken weckten ihn wieder; ſein Geſpräch dieſen Abend mit der Nachbarin, der wehrhaften Frau Sponholz, hatte ihn ſo nachdenklich gemacht. Die Frau war kein Bangbüx, die nahm kein Blatt vor den Mund! Er hörte ihre mannhaften Worte noch: „Warum ſchlagen Sie ſo ein Kind? weil es einem großen dummen Jungen dasſelbe tut, was er ihr getan hat? Das freut mich ja an dem Kind. Sie ſollten mir man mal in die Haare fahren, Herr Zeiſing, da ſollten Sie Ihr Wunder ſehn! — Und Ihre Irma — ſo ein ganz beſonderes Kind, ſo ein ſinniges, feines Kind.

In der ſteckt ſo viel; das ſchlägt man doch nicht mit dem Rohrſtock tot!"

Die Worte ſuchten ihn immer wieder heim, ſie hatten ihn getroffen: „das ſchlägt man doch nicht mit dem Rohrſtock tot!" Er dachte an ſeine gute Frau: die hätte vielleicht dasſelbe geſagt. Leiſe bewegte ſich ſeine Tür. Oder hatte er falſch gehört? Er öffnete die geſchloſſenen Augen. Im Zimmer ſtand Irma, ihren Leuchter mit brennendem Licht in der Hand, das ſie aber vorſichtig mit der andern Hand verdeckte; es ſollte offenbar dem Schläfer nicht in die Augen fallen. Sie hatte ein Röckchen und ein Nachtjäckchen angezogen, Pantöffelchen an den nackten Füßen.

„Irma!" ſagte er verwundert. Sie erſchrak, ſo daß das Licht zu zittern anfing. „Was haſt du, Kind? Fehlt dir was?"

Sie ſchüttelte den Kopf. Es ſtörte ſie nun doch, daß er wachte; befangen kam ſie näher. „Ich wollte nur —," ſagte ſie.

„Was haſt du da für ein Blatt Papier?"

„Das — das wollt' ich dir aufs Bett legen, Vater."

„Dann kann ich's ja wohl gleich leſen, was?"

Sie nickte. Sie gab's ihm hin.

„Bitte, leucht mir, Kind!"

„Bitte" ſagte er. Ein freudiges Lächeln legte ſich ihr um die Augen. Sie hielt den Leuchter ſo nahe, faſt hätte ſie ihm die Hand betropft.

Er konnte noch ohne Brille leſen. Er ſchaute auf

das Blatt. Sie wunderte ſich aber, wie lange er an dem bißchen las.

„Alſo du haſt fortgehn wollen?“ fragte er dann endlich.

Sie nickte. „Aber —“

„Ich bin aber doch dein rechter Vater? Was meinſt du damit?“

Sie küßte ihm ſtumm die Hand.

Zeiſing lag auch eine Weile ſtill. „Kind,“ ſagte er dann, „geh mal hin und hol das Stöckchen — du weißt. Ne, ne, keine Bange: hauen ſoll es dich nicht. Geh mit deinem Licht und hol's!“

Irma kam bald wieder, den Stock in der Hand, vor ſich niederſchauend. Er ſah ſie an und ſah, daß ſie rote Wangen hatte. Er nahm das Stöckchen und mit einem kräftigen Ruck brach er's mitten durch. Dann warf er die Stücke ins Zimmer hinein.

Es gefiel ihm, daß die Sache etwas Theaterhaftes hatte: ähnliches hatte er einmal auf der Bühne geſehn. „Stell doch den dummen Leuchter hin,“ murmelte er. „So!“

Er zog ſie an ſich heran, preßte die ſchlanke, dünne Geſtalt an ſeine Bruſt und bedeckte ihr Geſicht mit väterlichen Küſſen.

Zweites Buch

Vater Zeising war kein unwandelbarer, fester Charakter, „mehr eine Künstlernatur", wie er gern zur Entschuldigung seiner unerwarteten Charaktersprünge sagte; in diesem einen aber blieb er sich treu: er rührte sein Kind nicht mehr an, außer in liebkosender Zärtlichkeit. Fünf Jahre lebte er noch; nie hat Irma wieder seine strafende Hand gefühlt. Ein sonderbares, abergläubisches Gefühl hielt ihn davon zurück; nicht nur die Rührung, die an jenem Abend über sein weiches Herz gekommen war, auch etwas Unheimliches, halb Theatralisches, das er oft verspürte, wenn er seiner Kleinen in die ernsthaften großen Augen, in das wunderliche Träumergesichtchen sah. Daß sie so ganz was Eigenes war, so anders als die Stargarder Kinder, das hob ihm die Brust, den Kopf, das trug ihn gleichsam aus der Wirklichkeit in die geliebte, verlorene Bretterwelt. Das nur nie zerstören! Nicht anrühren! Cherub sein! — Ob sie dann aber auch guttun wird? Er sah der Sache in heimlicher Spannung zu: ob das junge Ding bei so zarter Behandlung nicht schief wachsen wird? — Nein, es war zum Staunen: sie wuchs nicht schief.

Wenn einmal aus dem kleinen Vulkan eine Unart ausbrach und ſein ſtrenger, ſtummer Vaterblick fragte: na, wie wird das nun? geht's nun ohne Schläge? dann faßte ſich das Ding wunderbar geſchwind, wie ſchwer's ihr auch ward; ſie hatte ſich offenbar ihrem Herrn im Himmel mit den heiligſten Gelübden verlobt. Sie machte in einer halben Minute, wie die großen Charakterſpieler auf der Bühne, eine Welt von Seelenbewegungen durch, das runde Geſichtchen kämpfte einen ſtummen Monolog, ſie ſtampfte wohl auch mit dem Füßchen, um noch nachzuhelfen. „Nein, nein," ſagte ſie dann, „was hab' ich wieder für 'ne Dummheit gemacht!" Oder: „Ohrfeigen könnt' ich mich!" Und ſie ſchlug ſich im Zorn vor die Stirn, oder ſie gab ſich auch einen tüchtigen Backenſtreich. Wunderbares Kind! dachte dann Zeiſing in ſeinem Vaterſtolz; „na, na, na!" ſagte er vor Freude zitternd. „Keine körperlichen Mißhandlungen! Die wollen wir ja nicht mehr!"

„Vaterle!" rief das Kind, lächelte und lachte. Von dieſem Unartsanfall befreit, ſprang ſie ihm an die Bruſt.

Das hatte ſie doch erreicht, die kleine Phantaſtin, die Engelsträumerin: hatte ſie die Mutter verloren, ſo hatte ſie einen Vater gewonnen; mit der Magie des kindlichen Willens war ſie zu einem andern Vater gekommen, den ſie ſich zurechtgemacht. Gute kleine Irma! Das iſt dein erſter großer Erfolg; aber denk nur nicht, daß das Leben ſo weitergeht. Die andern lieben dich nicht ſo, wie ein Vater liebt. Sie haben auch nicht dies Theaterherz, das nach „ſchönen Szenen"

verlangt und ſich an dramatiſcher Poeſie berauſcht. Sie kleben an der Wirklichkeit. Sie verlangen einfach: ſei wie wir!

Irma wuchs nun aber doch „in Freiheit“ auf, und im Sonnenſchein. Das gab ihr einen feſten Mut; ſie ging wieder fröhlich tapfer in die Welt hinein, mit ſo einem ſchönen Gefühl im Rücken, als hätte ſie ihr Vaterle immer hinter ſich. Ohne die gebrannten Locken, nur mit dem natürlichen Gekraus an den Schläfen und am Hinterkopf, marſchierte ſie durch die Straßen hin, die große Dirn', jährlich ein Stück größer, mit ſicher aufrechtem Gang. Wie gern ſah der Vater ihr nach, wenn ſie aus der Haustür trat: auch andre Stargarder Mägdelein hatten einen guten, preußiſch ſtrammen und friſchen Gang, aber ſo ging keine wie Irma Zeiſing. Wie ſie federte! Wie feſt und wie frei ſie nach jedem Schritt in den Knien ſtand! Mordselement, dachte er wohl, die wird einmal ein Generalsweib, oder eine Fürſtin!

Und ſo ſang ſie auch. Immer hörte er ihr verſtohlen zu — eitles Vaterherz! — wenn ſie beim Heimkommen oder vor dem Eſſen oder in ihrem Zimmerchen, in der Küche ein fröhliches oder trauriges Liedchen ſang. Es war immer anders, als ſonſt Kinder ſingen; es war Schneid, Feuer, dramatiſches Leben, es war „Größe“ drin, wie er mit einem ſeiner Lieblingsausdrücke bei ſich dachte. Sein Theaterkind! — Oft nahm er dann ſeine Geige, rief das Kind ins Wohnzimmer (wenn nebenan im Laden keine Kunden waren) und ſpielte und ſang mit ihr. Wil-

helm Zeiſing der Künſtler, mit ſeiner Tochter Sängerin! Kein Friſeurladen; die Bühne, die Bühne! Irgendwo in der Ecke das unſichtbare Publikum. Er ſtrich ſeine Geige ſo weich oder ſo gewaltig, daß ihm die Augen übergingen; „noch ſüßer!“ oder „noch wilder!“ raunte er ſeinem ſingenden Mädel zu. Es war ihm immer noch nicht ſüß und nicht wild genug . . .

So gingen ſchöne Jahre hin; Vater und Kind in guter Eintracht, die gebrannten Locken vergeſſen, das Haus Zeiſing wohl noch belächelt, aber nicht verachtet, Irmas körperliche und geiſtige Fortſchritte von manchen ſogar angeſtaunt. Statt wirklicher Blutsverwandter hatte ſie den „Onkel“ Gutzeit und die „Tante“ Sponholz; denn die beiden Nachbarn waren zu dieſen Verwandtſchaftsgraden aufgerückt. Frau Sponholz, die einſame Wittib, hängte ihr ganzes Herz an das aufblühende Kind; Gutzeit brummte und ſchnurrte wie ein mißvergnügter Zwerg um die kleine Rieſin herum, immer mitbevaternd, immer unzufrieden, weil ihm zu wenig „Gegenliebe“ wurde, immer kleine Geſchenke bringend, die ſie gleichmütig annahm, und kleine gute Ratſchläge, über die ſie lachte. Er fühlte ſich als „Herrſchernatur“, wollte Irma führen, bemeiſtern, und war allmählich unter ihren Pantoffel gekommen; das wurmte ihn heftig und er kämpfte dagegen, ohne es zu ändern.

Eines Abends beſuchte ſie ihn, was ſie ſelten tat; ſie war gekommen, um ihm für ganz beſondere Liebesbeweiſe zu danken, denn zu ihrem vierzehnten Geburtstag, den ſie geſtern gefeiert hatte, war ſie von ihm

mit Geſchenken überſchüttet worden, ſogar mit Verſen dazu. Er ſaß auf ſeinem ſchwarzledernen Sofa, unbeſchäftigt, unwirſch, wie es ſchien, die lange Pfeife im Mund, ohne daß ſie qualmte wie ſonſt: ſie war ausgebrannt. Als das ſchlanke Mädel aber hereintrat, erheiterte ſich das ſpitze, düſtere Geſicht; er ſchlug die Schöße ſeines braunen Schlafrocks zurück und um ſeine lange ſcharfe Naſe herum ward ein großes Lächeln. „Kommſt alſo doch wieder einmal!“ murmelte er gekränkt-vergnügt. „Biſt wohl wieder 'nen Meter länger geworden, ſeit du zum letztenmal hier warſt.“

„Ich war ja erſt neulich hier,“ erwiderte Irma, ging zu ihm und gab ihm ihre große Hand. „Onkel Kokulorum“ — ſo nannte ſie ihn jetzt — „du biſt viel zu lieb zu mir, du verwöhnſt mich ſo! Das ſagt Vater auch. Ich bin heut morgen ordentlich erſchrocken, als ich all die Geſchenke wiederſah, die du mir geſtern —“

„Ah pa pa!“ fiel ihr der kleine Alte ins Wort, mit der haarigen Hand alles, was ſie noch ſagen wollte, gleichſam niederſchlagend. „Iſt ja nicht der Rede wert. Das ſind Nebenſachen. Ich bin ja der ‚große Schenkerich‘, wie die Jungs hier ſagen. Wenn du nur auch das andre ſo freundlich annähmſt, du Balg du —“

„Was denn?“ fragte ſie.

„Guten Rat, Belehrung. Ja, ja! — Ich bin kein Profeſſor, das weiß ich; aber ich bin in der Welt herumgekommen, weit weg von der Ihna; und

ich mein' dir's gut. So gut wie wohl keinem andern Menſchen auf der Welt! Warum eigentlich? Was iſt denn an dir? He? Und was hab' ich von dir? Manchmal eine Patſchhand; weiter nie was — nichts! — Na, ſei nur ruhig, nur ruhig, ich ſag' ja nichts, ich will ja nichts. Setz dich gefälligſt auf den Stuhl da; ſo. Hab' noch was für dich; auch noch 'n kleines Geſchenk zum Geburtstag — vielleicht das beſte — aber nur ein guter Rat. Du biſt nun alſo vierzehn alt! Da kommen — dieſe Jahre. Da hört ein vernünftiges Mädchen auf zu ſingen, wenn was Ordentliches draus werden ſoll; eine große Sängerin, mein' ich. Und die wollen wir aus dir machen; das iſt abgemacht!"

„Woher weißt du, Kokulorum, daß ich ſo was werden kann?"

„Ich hab' ja Ohren, du Wurm; das hör' ich, wenn du ſingſt. Nun ſollſt du aber zwei, drei Jahre nicht mehr ſingen, verſtehſt du —"

Irma ſtand vor innerem Widerſpruch auf. Sie ſchüttelte den Kopf. „Daraus wird nichts! Das kann ich nicht!"

„Das kannſt du nicht?"

„Nein! — Warum ſollt' ich das?"

„Weil jetzt dieſe Jahre kommen, wo aus dem Kind eine Jungfrau wird; da ſoll man das zarte Stimmchen ſchonen, verſtehſt du; damit all der Schmelz, all die Süßigkeit — — Wie ſie daſteht. Du Mordsmädel, du ſiehſt ſo aus, als ging's ſchon übermorgen los!"

„Was denn?“ fragte ſie in all ihrer Unſchuld.

Gutzeit verzog das ſcharfe Geſicht zu einem fauniſchen Lächeln: „Was denn? Nu — das Weib, das Weib! — Darauf freu' ich mich ſchon jahrelang. Da ſoll aber die Stimme ſchlafen, verſtehſt du; ſo 'ne Art Dornröschenſchlaf. Mach nur nicht ſo ein dummes, trotziges Geſicht! Summen und trällern, das kannſt du weiter; das mein' ich nicht; das tut nichts. Aber ſo die ganze Trompete loslaſſen, wie du wilde Hummel es liebſt — und dein Vater auch — der in dieſen Dingen —“

Irma hatte ſich auf ſeinen Wink wieder geſetzt, ſie erhob ſich wieder. „Onkel Kokulorum, mein Vater — den laß nur in Ruh. Gegen den ſag mir nichts!“

„Wie das Ding da kommandiert. Geh nur wieder ſitzen. Was ſoll ich gegen deinen Herrn Vater ſagen? Iſt ein braver Mann. Mein Freund. Wir verſtehn uns gut! — Aber in dieſen Dingen, da ſagt er hü und ich hott. Zum Beiſpiel — was mir auch ſchon lange, lange auf der Bruſt liegt — und heut muß es endlich herunter —“

„Ach du lieber Gott!“ ſagte Irma. „Noch ein guter Rat? Der eine war noch nicht genug?“

„Nein. Noch nicht genug. Du ſollſt eine große Sängerin werden — wirſt auch eine werden — aber dieſe Singerei zu deines Vaters Violine muß ein Ende nehmen — ſonſt wird nichts als ein Quark daraus! Mach mir nur tellergroße Augen, das tut nichts. Sagen muß ich's doch! Ein ſehr braver Mann. Aber

kein Muſikante — verſtehſt du. Süß, ſüß, ſüß ſollſt du ſingen; oder wild, wild, wild; entweder ſchmachtend, ſentimental, oder pathetiſch, oder wie 'ne Orgel. Da iſt keine Natur drin! Das iſt Theater, Theater; ſchlechtes Stadttheater. So wie du jetzt zu ſeiner Geige brüllſt oder ſäuſelſt, da lacht dich jeder Muſikkenner aus!"

Irma ſtand vor dem Alten, ſie war blaß geworden, ſie zitterte am ganzen Leib. „So ſollſt du von meinem Vater nicht ſprechen!" ſtieß ſie mit ſtockender und bebender Stimme heraus. „Das laſſ' ich mir nicht gefallen. Das will ich nicht! Das will ich nicht!"

Sie hob ihre geballten Hände; Gutzeit ſtand auf und zog ſich zurück, hinter den Sofatiſch. „Na, na, na!" brummte er. „Stopp, ſtopp! Willſt mir wohl gar ins Geſicht ſpringen wie 'ne wilde Katze. Mir die Augen auskratzen. Das wär' aber doch nicht ſehr engelhaft; was? Wenn man will, daß die Menſchen mit einem wie die Cherubs umgehn — wie in dem berühmten Aufſatz damals — dann geht man auch ſelber nicht ſo auf die Leute los!"

Das Kind faßte ſich. Sie löſte die Finger voneinander, ließ die Hände ſinken. „Ich geh' ja gar nicht auf dich los," antwortete ſie. „Aber — aber warum ſprichſt du von meinem Vater ſo?"

„Sag' ich denn, er hat ſilberne Löffel geſtohlen? Er iſt ein Ehrenmann wie der Kaiſer, wie Bismarck; und der beſte Friſeur in der Stadt. Er hat dich nur nicht natürlich ſingen gelehrt!" Der Alte lief um

den Tiſch herum zu ſeinem Klavier, auf dem er alle Tage ſpielte; er riß es auf und ſetzte ſich auf den durch Notenbücher erhöhten Stuhl. „Zum Beiſpiel Adelaide!“ rief er; in ſeinem Eifer ſchrie er faſt. „Der Mann läßt dich Beethovens Adelaide ſingen — viel zu früh, noch nichts für dich — aber meinetwegen — aber dann nicht ſo! nicht ſo!“ Auf den Taſten begleitend fing er an zu ſingen, mit ſeiner etwas quakenden, aber geſchulten Stimme, karikiert pathetiſch, überfeierlich, überſüß. Plötzlich brach er ab, fing auf dem Klavier von vorne an; „jetzt hör zu!“ rief er. „Wie man ſo was ſingen ſoll! Wahrheit und Natur!“

Er begann auch den Geſang von vorn. Er ſang mit Gefühl, getragen, aber ſchlicht. Irma hörte ſtaunend zu. Im Anfang gefiel's ihr nicht; zu wenig Leben, zu ſtill, zu ſimpel! Aber was er mit ſeiner kleinen Stimme alles machen konnte ... Nach und nach ward ihr wunderlich zu Mut. Es ging ihr gegen ihren Willen zu Herzen, wie der Alte ſang. Es rührte ſie. Ihr Rücken zog ſich trotzig widerſprechend zuſammen, es half aber nichts.

Auf einmal dachte ſie dann — es war eine dieſer plötzlichen Erleuchtungen über ſie gekommen, die in unſerm Leben einen neuen Tag machen —: O Gott, er hat recht. O Gott, wie hab' ich ſchlecht und falſch gegröhlt. Vating, du haſt unrecht!

Sie ſtand mit geſenktem Kopf wie eine überführte Sünderin da. Gutzeit ſang noch eine Weile weiter. Ihr war, als ſäß' da ein anderer Menſch als vorher,

wenn auch in Kokulorums Schlafrock. So mit Kunſt, am Klavier, hatte ſie ihn noch niemals ſingen hören. Als er aufhörte und das vom Eifer erhitzte, gerötete Geſicht ihr zuwendete, fragte ſie, wie halb im Traum: „Warum haſt du mir das noch nie geſagt?“

„Was geſagt?“

„Daß — daß ich anders ſingen müßt'? — Warum haſt du mir noch nie was vorgeſungen?“

„Da war ja dein Vater,“ brummte er. „In den du hineinguckſt wie in 'nen goldenen Kelch. Wenn man ſich zwiſchen Vater und Kind ſtellt, wird man plattgedrückt! — Ich dacht' auch immer, es wird ſchon kommen. Irma wird mir ſchon kommen. Sie kam aber nie! — Jetzt hab' ich mir doch endlich ein Herz gefaßt. Deine vierzehn Jahre — —“

Er ſtand auf und ſchlurfte auf ſeinen niedergetretenen Hausſchuhen zu ihr hin. „Na, wie war das nun? — Das war wohl gar nicht nach deinem Sinn? Vating verſteht's beſſer?“

Sie errötete für ihren armen Vater und ſchüttelte den Kopf. Sie ſchüttelte ihn noch ein paarmal, immer tapferer. Sprechen mochte ſie aber nicht. Endlich ſagte ſie nur: „Dann haſt du wohl auch mit dem andern recht?“

„Mit was?“

„Mit dem Aufhören? Daß ich die nächſten Jahre nicht mehr ſingen ſoll?“

Der Alte ſtaunte ſie an: dieſe weiche Stimme, dieſes fügſame Geſicht. „Wenigſtens dich ſchonen, dich ſchonen,“ antwortete er mit einem glücklichen,

verſchönernden Lächeln. „Weißt du, wer was Großes werden will, muß auch was dafür tun! — Ach, wenn die gute Irma Zeiſing dem alten Kokulorum nur einmal ordentlich folgen wollte. Wenn ſie von ſeinem bißchen Erfahrung und Wiſſenſchaft einmal Gebrauch machen wollte. Der liebe Gott hat's ſo gut gemeint, er hat uns beide in dieſelbe Breite Straße geſetzt. Kannſt mich immer haben!"

„Ich will ja auch," ſagte ſie, noch weicher als vorhin, und gab ihm die Hand.

Er hielt ſie feſt, er ſtreichelte ſie, er tätſchelte ſie; diesmal hielt Irma ruhig ſtill. „Und wenn der liebe Gott es gut gemeint hat — ich mein' dir's ebenſo gut."

„Das weiß ich ja, Onkel Kokulorum. — Weiß ich ja. — Ich will —"

Sie ſtockte.

„Na, was will das Kind?"

„Ich will dann alſo lieber nicht mehr ſingen; wenigſtens nicht ‚die Trompete loslaſſen', wie du ſagſt. Oder wenn ich ſing', mehr nach deiner Art. Natürlicher. Denn — denn —"

Sie konnte wieder nicht weiter; es tat ihr um ihren Vater ſo leid.

„Alſo was denn?" fragte Gutzeit.

„Denn du haſt wohl recht!"

„Gewiß hab' ich recht!" entgegnete er nun mit einem Siegerſtolz, der ihr nicht gefiel. „Und wenn ſie mir nur folgen will, dieſe wilde Hummel, dann bring' ich ſie ganz gewiß auf den rechten Weg! —

Du Mordsfrauenzimmerchen, du. Kleiner großer Kerl — mit den famoſen Augen da — 's ſteckt 'ne Zukunft drin!" Er bohrte ſeine kleinen, funkelnden Augen in ihre großen, mit dem Blick eines Verliebten. Sie hatte ihm die zu lange geſtreichelte Hand entzogen, er ergriff nun ihren Unterarm, umfaßte ihn mit der prüfend drückenden Hand, dann glitt er zum Oberarm, umfaßte den noch prüfender. „'s ſteckt 'ne Zukunft drin!" wiederholte er. „Und wenn man mit vierzehn Jahren ſolche Arme hat — ſolche Arme hat —"

„Ach, was gehn dich meine Arme an!" ſagte Irma zornig und riß ſich los. „Da ſteckt doch nicht meine Zukunft drin! — Das ſollſt du nicht, das weißt du."

Er duckte den Kopf und verſuchte zu lächeln: „Wie Euer Gnaden befehlen —"

„Nein, jetzt Euer Ungnaden! — — Ich will aber nichts mehr ſagen, denn das eine, darin haſt du recht. Ich will mir's zu Herzen nehmen — du ſchlimmer Kokulorum. Aber meine Arme gehören mir. Das mag ich nicht. Gute Nacht!"

Sie lief aus der Tür.

* * *

Es ward Sommerszeit; das große Geburtstagsgeſchenk, das Vater Zeiſing ſeiner Tochter auf den Tiſch gelegt hatte, kam an einem ſchönen Tag zur „Hebung": eine Seefahrt nach der Inſel Rügen, mit Übernachtungen in Saßnitz, von wo Stubbenkammer

beſucht ward. Gutzeit ſowohl wie Frau Sponholz hatten dem jungen Backfiſch — nun war er's — dieſen Lieblingswunſch erfüllen wollen; das litt aber Zeiſings Ehre nicht: „Das Beſte kommt vom Vater, von mir!" Mitfahren durften ſie, der „Onkel" und die „Tante", für eigene Rechnung; für ſich und ſein Kind zahlte er! So zog denn das „vierblättrige Kleeblatt", wie Frau Sponholz es nannte, eines Morgens aus, und im nahen Stettin beſtiegen ſie den Dampfer, der über Swinemünde und Heringsdorf nach der Inſel fährt. Der glückſeligen Irma war alles neu: das Schiffsgewirre in dem endloſen Hafen von Stettin, das Große Haff, das ſchon wie ein Meer war, die Badeorte an den Küſten, dann die grenzenloſe, grüne, vom Himmel überblaute See. Endlich die große Inſel mit den Kreidefelſen, mit dem geheimnisvollen, abendlich umdämmerten Herthaſee. Sie hätte immer ſingen mögen; in ihr ſang es auch; durch die Lippen kam aber nur dann und wann ein leiſes ſeliges Summen oder Trällern: ſo hatte ſie ſich's gelobt.

Auf der Rückfahrt am dritten Tag war es freilich, als führen ſie über ein anderes Meer: ein ſchneidiger Nordweſtwind war aufgekommen, große Wellen ſchäumten, in die langen Wellentäler ſank der Bug des Dampfers hinein und ſtieg zum nächſten Waſſerberg majeſtätiſch tapfer hinauf. Irma jauchzte, das war noch ſchöner als die Stille auf der Hinfahrt; der Wind pfiff ſo gut, das Meer rauſchte ſo ſchön, das Schiff kämpfte einen ſo herrlichen Kampf. Sie

ſah ihm ſtundenlang zu; das Aufundnieder focht ſie nicht an, ihre Leute waren ſeekrank in die Kajüte geflohen, ſie blieb friſch und fröhlich auf Deck. Auch manche andere waren geſund geblieben, oder verließen doch den Kampfplatz nicht; darunter ein Mädel von Irmas Alter oder wenig älter; das ward ihr bald ſo wunderbar, ſie mußte es anſchauen, ſie vergaß die Welt. Schon in Stettin und auf der Hinfahrt hatte ſie's geſehn, nur auf Augenblicke; Frau Sponholz hatte erfahren, was für ein ſonderbares „Unkraut" das war: nicht viel über vierzehn Jahre und ſchon wie ſiebzehn oder achtzehn verliebt; bis über die Ohren verliebt! Und wirklich, nun ſaß ſie da neben ihrem Angebeteten, die zwei auf einer kleinen Erhöhung neben dem Schiffsbord unverſchämt allein; er ein junger Engländer, ein ſonderbar ſchöner, feiner Menſch, ſie vielleicht noch ſchöner, tiefblauäugig, mit langen goldblonden Locken, wie ein Märchengeſchöpf: ſo auf der ungewiſſen Grenze zwiſchen Kind und Jungfräulein. Nein, eigentlich noch ein Kind; aber ein ſo tiefes, aufrichtiges Schmachten in den verklärten Augen, daß Irma ſtaunte und ſtaunte: gibt es ſo was in der Welt? Sie begriff es nicht, ſchrecklich aber rührte ſie's: das goldblonde Mädel war ſeekrank, von Zeit zu Zeit neigte ſich ihr welkendes Köpfchen dem Waſſer zu und ihr Mündchen entlud ſich; doch war das geſchehen, ſo richtete ſich das Jungfräulein wieder auf, als wär' nichts geweſen, mit ſüß kindlicher Anmut, ſchüttelte die himmliſchen Locken zurecht und wandte ſich ihrem Abgott zu. Wie ein

wunderholdes Nixchen erſchien es der Irma dann, das dem Waſſer entſteigt, zu einem geliebten Menſchen hin. Es überſchauerte ſie, ſie wußte nicht warum. Etwas reizend Kühles lief ihr über den Rücken hinab.

So kamen ſie wieder zum feſten Land; ſie fuhren durch das Große Haff, wo die Wellen geringer wurden und das Nixchen geſund; endlich landeten ſie im Stettiner Hafen und das junge Paar verſchwand. Irma ſtand am ſpäten Abend zu Hauſe vor ihrem Bett, in ihre Gedanken und Gefühle verſunken; ſie entkleidete ſich ſchon lange, ſie konnte nicht zur Ruhe kommen. Immer ſah ſie wieder dieſes Bild: die beiden auf dem erhöhten Verdeck, als wären ſie allein auf der Welt. Ob ſie auch einmal ſo lieben wird? Noch wußte ſie von nichts. Dieſes dumme „So tun", das ſo viele Dirns vor der Zeit betrieben, dieſes Tändeln zwiſchen Dirns und Jungs, als wären ſie auch ſchon was, das war ihr zuwider, und ganz, ganz fremd. Was war denn in der goldblonden Nixe, daß ſie ſchon ſo mit dem ganzen Menſchen an dem andern hing? War ſie ſo viel mehr als Irma? etwas Beſſeres, Höheres? Oder war ſie verdorben und ſchlecht?

Irma verſtand es nicht und ging zu Bett. In der tiefen Nacht erwachte ſie; ein verrückter Traum ſtand ihr vor der Seele: ſie hatte mit Robert Helm im „Höllengrund" geſeſſen, tief unten, gegen einen Baum gelehnt, und ihm geſagt: du, ich liebe dich! Er hatte ſie dann angelächelt, wie der junge Eng-

länder die Stettinerin; es war aber nicht mehr Robert Helm geweſen, ſondern irgend ein fremdes oder unbeſtimmtes Geſicht. Das war ihr dann ſo nahe gekommen, wie um ſie zu küſſen ...

Wie dumm! dachte ſie, wunderte und ſchämte ſich. Es ward ihr aber ſonderbar zu Mut, als ginge irgendwo etwas in ihr vor, das ſie nicht verſtand; wie in früheren Zeiten, wenn ſie „graulich" wurde, ſtand ſie auf und machte Licht. Sie trat vor den Spiegel, trotzig neugierig, ob ſie ſich nun wieder fürchten würde wie ehedem. Nein, das tat ſie nicht. Ihr Hemdchen war aber vorne offen, im Schlaf aufgegangen; es lag da ein Schatten ... Den hatte ſie noch nie geſehn. Sie fühlte hin, träumend unbewußt. Ihren knoſpenden Buſen fühlte ſie; zum erſtenmal. Es überfiel ſie ein kindiſcher Schreck: als wäre der plötzlich über Nacht, durch den Traum gekommen. Eine heiße Röte flog über ihr Geſicht, und dann durch den ganzen Körper hin; ſie wußte nicht, wie ihr geſchah, und ſchlüpfte in ihr Bett zurück.

Etwa eine Woche ſpäter, gegen Abend, ſaß ſie auf einer Bank auf dem großen Rundell über dem Johannistor; Klara Helm hatte ſie eben verlaſſen, um heimzugehn; ihr war's recht, Klara war ihr zu kindlich und einfältig geworden und ſie ſaß am liebſten allein. Jetzt kam aber von der andern Seite, vom Nachtigallenſteig her, Klaras Bruder, der lange, nun ſchon übermannslange Robert; er war denn auch ſchon ſiebzehn alt, Primaner, mit dem erſten Flaum auf der Oberlippe. Irma begegnete ihm nicht oft,

er trieb ſich viel mit den Kameraden herum oder ging ſeiner Wege. Sie ſah ihn auf ſeinen langen Beinen ſo frei und elaſtiſch heranſchreiten und wußte nicht: freute ſie ſich, daß er kam, oder nicht?

Er wollte vorübergehn, zu ſeiner Straße hinunter; irgendwas in Irmas Geſicht oder Geſtalt fiel ihm aber auf, er grüßte ſie freundlich, herzlicher als ſonſt, und ſetzte ſich zu ihr auf die Bank. „Was iſt denn mit dir?“ fragte er. „Du biſt ja wohl der größte Backfiſch in der ganzen Stadt?“

„Eine muß ja die größte ſein,“ erwiderte ſie heiter.

„Neulich kommt mein Vater nach Haus, ganz empört: denkt euch, Irma Zeiſing iſt mir über den Kopf gewachſen! — Mir nicht, Gott ſei Dank.“ Er rückte ihr näher, ſich an ihr zu meſſen. „Ich ſeh' doch noch über deinen Scheitel weg.“

„Dafür biſt du auch der Mann!“ entgegnete ſie.

„Bei Gott, ich bin nun bald ein Mann; es iſt lächerlich! — Warum guckſt du denn immer nach dem ‚Höllengrund‘ und nicht nach der Stadt?“

„Ich hab' den ‚Höllengrund‘ ſo gern.“

„Nu ja — alle Achtung. Aber unſre Marienkirche da auf der andern Seite, in der Abendſonne; ſieh doch, wie ſchön die jetzt iſt!“

Irma drehte ſich herum, ihm zu Gefallen; ſein Sprechen gefiel ihr heut ſo ſonderbar, ſeine Stimme ging ihr wie ein weicher, wohliger Schauder über die Haut; ſie hatte das noch nie gefühlt. „Ja, ja,“ ſagte ſie, „die iſt ſchön. Das Schönſte in ganz Stargard; mit dieſem merkwürdigen Turm!“

„Wie der im Abendlicht leuchtet; was?"

„Ja, ja. — — Wie wunderlich iſt mir's gegangen, Robert."

„Wie denn?"

„Weißt du noch, wie ich herkam und mir euer Stargard mit all ſeinen ſchönen Sachen nicht gefallen wollte? Neubrandenburg, mein Neubrandenburg, dacht' ich, das iſt ja viel ſchöner! Und jetzt bin ich ſo Stargardſch. Wie wenn ich hier geboren wär'. Mein geliebtes Neubrandenburg hab' ich faſt vergeſſen!"

Er lächelte ihr zu: „Das gefällt mir an dir."

„Das gefällt dir? Nein, mir nicht. So treulos! Das iſt doch gemein."

„Du warſt ja doch 'ne kleine, dumme Krabbe damals. Und du haſt eingeſehn, wie viel ſchöner Stargard iſt!"

Ach du eingebildeter Stargarder, dachte Irma, das hab' ich nicht eingeſehn. Aber ſprich nur weiter. Es geht mir ſo über die Haut, ſo gut.

„Überhaupt, Irma Zeiſing!" fing er wieder an und legte ihr gönnerhaft gemütlich eine Hand auf die Schulter, wie in alten Zeiten. „Biſt doch eigentlich 'ne famoſe Dirn'; wie gut du dich hier eingelebt haſt — nachdem es zuerſt ſo ſchief gehn wollt'. Haſt dich fein herausgepaukt! Das ſagte auch mein Vater neulich. Man hat ordentlich Reſpekt vor dir; wenigſtens die Gebildeten, ſagte er. Freut mich, kleine Hexe!"

Er legte die Hand um ihre andere Schulter und drückte das Mädchen an ſich heran. Es war etwas

Herablaſſung darin, das fühlte ſie; aber ſie hielt doch ſtill und rührte ſich nicht. „Freut dich?“ ſagte ſie leiſe. „Mich auch.“

„Und daß dein Vater wieder ſo zu Ehren gekommen iſt in ſeiner Vaterſtadt — eigentlich, ſagt mein Alter, iſt das Kind daran ſchuld! Die hat das gemacht! — Das iſt eine Anerkennung, was?“

Wie ſtolz der auf ſeinen Alten iſt! dachte das Mädchen; aber nur einen Augenblick. Ihr tat jedes Wort ſo gut. „Ich dank' dir, daß du mir das ſagſt,“ erwiderte ſie weich, gerührt. „Wie lieb das von deinem Vater iſt. Das vergeſſ' ich ihm nicht.“

„Auch dein Gang gefällt ihm ſo. Im Gang ſpiegelt ſich die Seele, ſagt er. Die hat eine friſche, tapfere, fröhliche Seele, ſagt er, das ſieht man ihr an!“ — Robert Helm beugte ſein Geſicht vor, ſo daß er ganz in das ihre ſah, und guckte lächelnd forſchend hinein. „Na, wo ſitzt ſie denn, dieſe friſche, fröhliche Seele? Wo ſitzt ſie denn?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte ſie, leiſe mit der Schulter zuckend, auf der ſeine Hand noch lag.

Ein luſtiger Übermut packte ihn, wie in alten Zeiten. „Wenn ſie ſich im Gang ſpiegelt, dann muß ſie doch eigentlich in den Beinen ſitzen. Man geht aber auch mit den Schultern und den Hüften, ſagt mein Alter, ſehr richtig. Alſo ſitzt ſie dort?“ Er drückte das Mädel von neuem an ſich, feſter als vorher. Er legte die Hand um ihre Hüfte, die noch ganz in der Knoſpe ſteckte.

Ein traumhaftes, unbegreifliches Gefühl zog durch

Irma hin. Wie ſie einmal als Kind, im Bad, unter Sonnenſtrahlen auf der naſſen Haut ſüß erſchauert war, ſo überlief ſie jetzt dieſe harmlos neckiſche Berührung, bis zu den Ferſen hinab. Sie erzitterte. Es war aber wonnevoll. Sie hätte ſo in ſeinem Arm vergehen mögen ...

Warum? Wozu? — Sie faßte es nicht. Sie ſaß regungslos wie im Traum, wie ein Vögelchen in einer Mädchenhand.

„Was iſt dir?“ hörte ſie Robert fragen. „Du zitterſt ſo. — Dich friert doch nicht?“

„Nein,“ ſtieß ſie hervor, durch ſeine Worte aufgeſchreckt. Sie machte ſich los und ſtand auf. „Nein, nein.“

„Ich hab' dir doch nicht weh getan?“

„O Gott, nein! Du haſt ja nur —“

Sie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Eine jähe Röte ſchoß ihr ins Geſicht. Sie wandte ſich ab, er ſollte ſie nicht ſehn.

„Warum wirſt du denn rot?“ fragte er verwundert; es war alſo ſchon zu ſpät. „Ich verſteh' dich nicht.“

Ich auch nicht! dachte ſie. Ihr war aber zum Weinen zu Mut. So vor ihm zu ſtehn! — Davonlaufen! dachte ſie.

Aber das neue Weſen in ihr, das eben erwacht war, ſchüttelte über dieſen Kindergedanken den Kopf. Sacht und ſittig davongehn! und ſo, daß er nichts mehr merkt! — „Ach verzeih,“ ſagte ſie, ſich plötzlich faſſend; „ich war zu dumm. Mir tat nämlich ein

Zahn weh, als du kamſt; ich wollt' aber ſo tun, als fehlte mir nichts. Aus Tapferkeit, weißt du. Du liebſt ja ſo die Tapferkeit! Nun kam's aber auf einmal ſo heftig, daß ich — — daß ich beinah aufgeſchrieen hätte; und weil ich das unterdrückte, kriegte ich das Zittern. Und weil du das merkteſt, ſo ſchämt' ich mich."

Robert lächelte. „Und ſo wurdſt du rot."

„Ja, ſo wurd' ich rot!" — Gott im Himmel, dachte ſie, und ich wollt' nie, nie mehr lügen! — Warum lächelt er denn ſo? Glaubt er mir denn nicht?

Ihr verging nun doch der Mut, ihm in das heitere, fragende, unverſchämt kluge Geſicht zu ſehn. „Nun will ich aber machen, daß ich nach Hauſe komm'," ſprach ſie ſo gefaßt wie möglich weiter; „denn hier wird's kühl und der Zahn nur ſchlimmer. Morgen iſt's gewiß vorbei. Grüß deinen Vater recht ſchön, und ich dank' ihm für ſeine gute Meinung. Adieu!"

Sie ging mit ihren raſcheſten Schritten hinweg und hinunter.

* * *

Am nächſten Nachmittag ſchlenderte Robert an der Ihna abwärts, allein; als er zu den letzten Häuſern kam und ans Umkehren dachte, entdeckte er Irma Zeiſing, die in einiger Entfernung vor ihm her wandelte, mit ihrem reizend feſten Schritt. Auch ſie war allein. Was war das geſtern mit dem Mädel? fuhr ihm ſogleich wieder durch den Kopf; es war ihm heut ſchon mehrmals durch den Sinn gegangen. Zahn-

weh? Unſinn. Ihr fehlte nichts. Das hat ſie erfunden. Aufgeregt war ſie, ſonderbar; in den großen, grünlichen Augen lag ſo was ... Frühlingsfluten? Erwachte die Eva in ihr? — So früh? — Aber wenn man ſo ein Gewaltsmädel iſt. Wie ſie dahinſchreitet, die große Perſon; als wär' ſie ſchon ausgewachſen — und zur Liebe reif. Der Wuchs! Der Gang!

Es zog ihn ihr nach. Eine dumpfe Laune ... Er fragte ſich nicht lange, warum. Was hatte er denn andres zu tun? War er heut nicht ein freier Mann? — Er ſchwenkte ſeinen Regenſchirm, wie Kokulorum ſeinen Stock; ſchon ſeit Stunden drohte Schirokkoregen, darum hatte er den Schirm mitgenommen. Das ganze Himmelsgewölbe war mit warmgrauem Gewölk bedeckt; leiſer, ſchwüler Wind fächelte die heißen Wangen; die Erde ſchien zu dürſten, und in den Menſchen regten ſich törichte, begehrliche Gefühle. So auch in Robert Helm ... Am Rand einer Wieſe neben der Ihna blieb Irma endlich ſtehn; nicht weit von dem Platz, wo ſie ſich vor vier Jahren in Mariengarn eingewickelt hatte. Sie warf ſich ins Gras, wie damals. Den Hut riß ſie ſich vom Kopf, warf ihn neben ſich. Robert trat hinzu. „Proſt!" ſagte er heiter, „All Heil!" und lag dann auch, zwei Schritte von ihr.

„Wo ſchneiſt denn du auf einmal her?" fragte ſie verwundert. Ihm ſchien, daß ſie auch verlegen ward; das ſchwüle Rot ſchwand ihr von den Wangen weg.

„Bin dir nachgegangen," antwortete er.

„Biſt mir nachgegangen?“

„Eigentlich der Ihna; dann ſah ich aber, du haſt keinen Schirm, und da ging ich dir nach. Denn du kommſt ſchwerlich trocken nach Haus!“

Sie hob den Kopf und ſchaute den Himmel an. „Glaubſt du, daß es regnet? — Ach ja, ich war dumm. Ich geh' ſo gern ohne Schirm; diesmal wird Petrus aber wohl die Schleuſen aufziehn, es ſieht danach aus. Glaubſt du —?“

„Es fängt ſchon an!“

Er hielt ſeine Hand in die Luft; ſie auch. Die erſten Tropfen fielen. Eine Weile fielen dann keine mehr; darauf ſchien es aber ernſt zu werden. Irma nahm ihren Hut und ſetzte ihn ſich auf den Kopf.

„Dein ſchöner neuer Hut!“ — Robert richtete ſich zum Sitzen auf und öffnete ſeinen Schirm. „Komm, ſetz dich auch, hier neben mich, daß ich dich beſchütze! Vielleicht wird's nur ein kleiner Spaß und geht ſchnell vorüber.“

Irma nickte, doch etwas befangen; ſie ſtand auf und ſetzte ſich neben ihn. „Vater mag es nämlich nicht, wenn ich mich durchnäſſen laſſ'; ich mach' mir ſonſt gar nichts draus.“

„Dein neuer Hut.“

„Ach ja, der!“

„Sitz nur recht nah, Schulter gegen Schulter; ſonſt —“

„Ja,“ ſagte ſie, „ſonſt wirſt du naß. — Wie ſchief du den Schirm hältſt, viel mehr über mir als über dir. Dann kriegſt du ja alles!“

„Das tut ja nichts. Das verlangt die Ritterlichkeit.“ Er lächelte ſie an: „Gegen eine Dame!“

Sie lachte. „Eben erſt Backfiſch geworden: ‚vierzehn Jahr' und ſieben Wochen'! — Daß du mich überhaupt beſchirmſt, mich dumme Gans, das find' ich rührend. Biſt ein guter Jung'! — Aber ‚Jung'‘ darf ich ja nicht mehr ſagen: ſo ein langer Jüngling, ſchon mit dem erſten Schatten unter der Naſ'. — Bitte, bitte, weg mit der Hand!“

Sie fühlte ſeine Hand an ihrer Schulter wie geſtern und ſchob ſie nach einem leiſen Zucken weg.

„Warum?“ fragte er.

„Ich — ich mag es nicht!“

„Unſinn. Alte Kameraden wie wir! Und geſtern —“

„Das war geſtern. Bitte, bitte, laß!“

„Iſt heut denn was andres als geſtern?“

Sie antwortete nicht. Sie tat, als horchte ſie nur, wie der Regen auf den Schirm trommelte, noch ſanft, aber doch ſtärker als vorhin.

„Ja, ja, es drippelt ganz anſtändig,“ brummte Robert. „Auf dieſe Weiſe werd' ich nach und nach tüchtig naß —“

„Weil du den Schirm ſo ſchief hältſt!“

„Nu ja, ſonſt wirſt du ſo naß. Wenn du dich auf meinen Schoß ſetzteſt, dann wär' alles gut; dann hätten wir an dem einen Schirm genug.“

„Ich auf deinen Schoß?“

„Das haſt du doch früher getan, als auch ſolches Wetter war; weißt du das nicht mehr?“

„Ja, früher! Früher iſt nicht jetzt.“

Er packte ſie etwas unſanft am Arm: „Ach, du Kind! Sei doch nicht ſo zimperlich! Auch große Fräulein ſetzen ſich einmal Herren auf den Schoß, wenn Not an Mann iſt.“

„Ich tu's aber nicht. Laß, laß!“

„Wie biſt du denn eigentlich, Irma Zeiſing? Biſt du logiſch, was? Es ſoll alles ſo lieb und ſanft und herzig zugehn wie bei den Engeln und Erzengeln, das iſt deine Phantaſie. Wenn man aber von dir etwas will, dann heißt's nur: ‚ich tu's aber nicht!‘ und du kommandierſt: ‚laß, laß!‘“

„Wenn ich aber doch nicht mag,“ erwiderte ſie ſanft. „Lieber Robert, ich ſag' doch ganz freundlich: laß, laß. Bitte, nimm die Hand da weg; meine Schulter mag es nicht.“

In Robert aber trotzte alles: ſein Herrſcherſinn und ſein ſchwüles Blut und ein zärtlich weiches Verlangen. „Herr Gott,“ ſagte er, „ſei doch nicht ſo dumm! Ich muß dich feſt an mich drücken, ſonſt werd' ich zu naß. Alte Kameraden!“

Er zog ſie an ſich heran.

„Laß los!“ warnte ſie mit noch verhaltenem Zorn, es ſchoß ihr aber heiß ins Geſicht. „Sonſt gibt's Ohrfeigen, du!“

„Ohrfeigen? Tun die Engel das?“

„Wenn's ſein muß, gewiß!“

„Glaub' ich nicht!“

Er hielt ſie feſt im linken Arm; der rechte hielt den Schirm. Plötzlich ſtieß er einen Schrei aus: die Ohrfeige war da. Es war ein kräftiger Schlag, er ſchallte.

Sein Arm ließ ſie unwillkürlich los; im nächſten Augenblick ſprang Irma auf. Sie war tief erſchrocken, ſowie die Tat geſchehen war. Sie lief fort, in den Regen hinein, zur Stadt zurück.

Robert, den noch aufgeſpannten Schirm in der Hand, lief ihr nach. So hurtig ihre jungen Beine auch waren, ſeine längeren, ausgeturnten holten ſie ein. Unter einem Weidenbaum an der Ihna erreichte er ſie; auch hier war es noch ſo ſtill und einſam wie vorhin am Wieſenrand. Er ließ den Schirm fallen, der beinah ins Waſſer rollte, und faßte ihre Arme. „Weißt du wohl, was ſich nun gehört?“ keuchte er ſie an. „Weißt du, was ein Mann einem Mädchen nach ſo einer Ohrfeige tut?“

„Du biſt noch kein Mann,“ antwortete ſie in wildem Trotz, indem ihre beiden Arme ſich loszureißen ſuchten. „Du biſt noch ein dummer Jung'!“

„Was bin ich?“

„Ein dummer Jung'!“

Auf dieſe Beleidigung, ihm zweimal ins Geſicht geworfen, erwachte ſein ganzer Primanerzorn. Die Ritterlichkeit verging. Er drückte ihre Arme, daß ſie ſchmerzten: „Meinſt du? du freches Ding? — Biſt du ſo, dann bin ich ſo! Auf 'ne Ohrfeige ein Kuß, iſt die alte Satzung; ich verzichte aber — ich mag ihn nicht. Ich will dir auch ſagen, warum: du biſt mir zu kindiſch — zu wild — zu plump — und zu häßlich. So, nun weißt du's. Behalt den Kuß. Da liegt mein Schirm, ich laſſ' ihn dir!“

Mit einer verächtlichen Gebärde wies er nach dem Schirm; dann ſchritt er davon, ſo geſchwind er konnte.

* * *

Irma kam durchnäßt nach Haus. Roberts Regenſchirm lag noch an der Ihna. Sie kleidete ſich um; beim Abendeſſen mit Vater Zeiſing ſprach ſie kaum ein Wort, oder etwas Dummes; ſobald es möglich war, Gute Nacht zu ſagen, ſagte ſie's und ging zu Bett. Sie hatte ſich den ganzen Abend nichts gewünſcht, als unſtörbar in ihrem Bett zu liegen, ganz allein mit ihrer Wut. So war ihr noch nie! So hatte ſie noch kein Menſch gekränkt! Sie ſah noch immer die Augen, die braunen, die ſie unter dem Weidenbaum ſo verachtungsvoll angeblitzt hatten, und den greulichen, hübſchen, ſchnöden Mund, der ihr das geſagt hatte: „Zu plump — und zu häßlich." „Behalt den Kuß!" Sie wiederholte ſich die Worte hundertmal. Ich muß mich rächen! Ich muß mich rächen! wiederholte ſie ſich ebenſo oft.

Aber wie ſoll ich mich nur rächen? dachte ſie dann wieder. Was kann ich ihm tun? — Ihm wieder die Haare ausraufen, wie damals? wo ich nun ſchon ein Backfiſch bin? — — Ich hab' doch auch ſchuld. Ich hab' angefangen. Warum mußt' ich ihm gleich die Ohrfeig' geben? Konnt' ich nicht einfach aufſtehn und fortlaufen? — — Ach Gott, ich weiß nicht, was mit mir iſt. Lauter dumme Sachen! — Ich ſollt' wie die Engel ſein und verzeihn, vergeben. — Nein,

nein, nein, das kann ich nicht. Nein, ich muß mich rächen!

Das Geſicht noch naß von Tränen der Empörung, ſchlief ſie endlich ein.

Am nächſten Mittag kam ſie von der Schule nach Haus; Vater Zeiſing war ausgegangen, wie die Magd ihr ſagte, ſie ſaß eine Weile im Wohnzimmer, allein. Plötzlich ward die Tür zum Vorplatz aufgeriſſen; blaß wie ein Geiſt ſtand Robert dort. Erſt jetzt klopfte er an die Tür, nachträglich, als hätte er's vergeſſen. „Guten Tag," ſagte er, die Augen auf ſie gerichtet, aber ohne Blick. „Iſt dein Vater nicht da?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich komm' auch eigentlich zu dir. Mein Vater nämlich —"

Er konnte nicht weiterreden. Es ſchüttelte ihn.

Irma ſtand auf, nun ganz entſetzt. „Was iſt mit deinem Vater?"

„Er will dich noch ſprechen. ‚Ich möcht' Irma Zeiſing noch ſehn! Wo iſt Irma Zeiſing?' Darauf bin ich hergelaufen. Auf dem Sofa liegt er. Ein Schlaganfall. Blaurot im Geſicht. Wenn ich wieder heimkomm' — vielleicht iſt er tot!"

Irma ergriff ihren Hut, der noch neben ihr lag, und ging zur Tür. „Soll ich mitkommen, Robert? — Um Gotteswillen! Wie iſt das geſchehn?"

„Ja, ja, ja, komm mit. Er will's ja. Wenn du mir das verzeihen kannſt, daß ich geſtern —"

„Aber Robert!" fiel ſie ihm ins Wort. „Wie kannſt du nur denken!" Sie drängte ihn ſanft hin-

aus; ſie traten auf die Straße. „Ach, Robert, es wird wohl ſo ſchlimm nicht ſein; es geht wohl vorüber!“

„Ich weiß nicht. Ich weiß nicht. Es kam ſo plötzlich; — Kopfweh hatte er wohl gehabt, geſtern, dieſer Tage; wer denkt aber dabei an ſo Schlimmes. Auf einmal fällt er aufs Sofa hin! — Kommt aber bald wieder zu ſich; hat aber ſo ein unheimliches, verändertes Geſicht. ‚Mein lieber, lieber Jung'!‘ ſagt er dann zu mir. Und nach einer Weile, ganz plötzlich: ‚Ja, und wo iſt Irma Zeiſing? Die prachtvolle Dirn', die möcht' ich ſehn. Die möcht' ich noch ſehn!‘ Da bin ich denn hingelaufen; die paar Schritte. Nun hab' ich aber die Todesangſt: er ſtirbt! Oder er iſt ſchon tot!“

„Er wird doch nicht ſterben,“ murmelte Irma zaghaft tröſtend.

Sie kamen an die letzte Ecke der Breiten Straße, da war ſchon das Helmſche Haus. Als ſie aber in die Wohnſtube traten, ſahen ſie das ganze Unglück: Vater Helm lag auf dem Sofa, regungslos, einem Toten gleich; der Arzt ſaß neben ihm, und auf den erſten fragenden Blick des Sohnes ſchüttelte er ſtumm den Kopf. Klara Helm ſaß auf einem Stuhl und ſchluchzte, das Geſicht zur Wand gekehrt. Robert ſchrie auf. Es ging der Irma durch Mark und Bein.

Der Doktor zuckte die Achſeln und erhob ſich langſam. „Ein zweiter Anfall, wie es ſcheint. Nun iſt's aus.“ Wie im Gefühl der menſchlichen Ohnmacht rieb er ſich die Hände. Er ſeufzte.

Robert warf ſich über den Vater hin.

Wie eine arme Sünderin ſtand Irma da, als wär's ihre Schuld. Warum hab' ich dem Robert ſo viel Böſes gewünſcht! dachte ſie. Warum hab' ich mich ſo rächen wollen! Gott, o Gott, da liegt er nun. — Hab' mich aus lauter Eitelkeit rächen wollen: weil er geſagt hat, daß ich zu häßlich bin. Weil er keinen Kuß gewollt hat. O wie war ich ſchlecht!

Sie getraute ſich lange nicht, ſich vom Fleck zu rühren; auch nicht, zu der weinenden Klara zu gehn; wie eine Büßerin blieb ſie bei der Tür. Endlich faßte ſie ſich ein Herz, kam bis zum Sofa und warf ſich neben Robert vor dem Toten auf die Kniee hin. Sie weinte leiſe, ſie betete. Robert hörte ihr Weinen und hob den Kopf. Sie ſuchte ſeine Hand und drückte ſie.

„Ach verzeih mir! verzeih mir!" flüſterte ſie.

Er ſah ſie an, er verſtand ſie nicht. Dann ſank er wieder über den Vater, der ſich nicht mehr rührte.

* * *

Am Abend des folgenden Tages ſtand Irma mit Robert am Fenſter ſeines Zimmers, eine Treppe hoch. Er hatte, um ſich von dem verzehrenden Jammer abzulenken, in ſeinen Sachen gekramt und geordnet, ſich für die Abreiſe vorbereitet; ſie hatte ihm geholfen, nachdem ſie ſich das erbeten hatte. Das Fenſter ſtand offen, er ſchöpfte Luft; das Atmen ward ſeiner breiten Bruſt heut' ſo ſchwer.

„Siehſt du, da geht er jetzt," ſagte er nach einer

Weile und wies über den Kirchenplatz auf einen kleinen, schwarzgekleideten Herrn, der mit dem Küster der Johanniskirche zum Portal hinanging. „Er will in die Kirche, er will alles anschauen. Das ist der Mann, der nun mein Schicksal macht! Das ist nun mein ‚Vater'!"

Sein ganzes Elend ergriff ihn wieder, er schüttelte sich, er schluchzte auf.

„Ach, mein guter Robert," sagte Irma leise. „Du sagst doch, er ist ein so guter Mann."

„Ja, das ist er auch. Ja, ja, ja, ich bin ungerecht. Was kann er dafür? — Das ist ein edler, ein herrlicher Mann, dieser Onkel Ammon; der beste in der ganzen Verwandtschaft — nur ein Vetter von meinem Vater, aber wie ein Bruder jetzt. Gestern das Telegramm an ihn, heut' früh war er hier; alles übernommen; und zu mir gleich gesagt: du bist nun mein Sohn! — Eigene Kinder hat er nicht. Und Geld hat er, freilich; reicher Gutsbesitzer. Aber was bin ich ihm denn, als ein Vetterskind? — Sieh, da steht er noch. Wie ein kluger Aff' sieht er aus — aber ein Mensch wie Gold!"

„Daß nun doch für deine Zukunft gesorgt ist," sagte Irma tröstend. Ach, dachte sie in ihrer Zerknirschung, hätt' ich das gekonnt!

Er lächelte in seinem Gram: „O ja, für uns ist gesorgt! Klara geht zu der Tante nach Danzig, die sich's längst gewünscht hat, und ich zum Onkel Ammon nach Mecklenburg. Das Haus Helm in Stargard, das hört auf; dieser alte Kasten wird verkauft;

‚niemand bietet mehr?‘ — Wirſt dich wundern, Irma: ich komm’ in dein Neubrandenburg. Weil Onkel Ammon nicht weit davon wohnt und mich recht nah’ haben möcht’, ſoll ich die Prima auf dem Neubrandenburger Gymnaſium durchmachen. Ach Gott, alles eins. Nur fort, fort von hier!“

„Du kommſt nach Neubrandenburg!“ ſagte Irma tiefverwundert. Als wäre das eine ganz beſonders merkwürdige Veranſtaltung vom lieben Gott, ſo ſtaunte ſie dieſes Schickſal an.

„Aber von mir gehſt du fort,“ ſetzte ſie dann leiſe hinzu. Ein herzlich trauriges Gefühl zog ihr durch die Bruſt.

„Ach Gott, was verlierſt du an mir? Ich bin ja nichts als ein dummer Jung’!“

„Robert! O ſag das nicht. Ich, ich war ’ne dumme Dirn’, daß ich das geſagt hab’. ’ne zornige, häßliche, verrückte Dirn’! — Ach, wenn du nun nach Neubrandenburg kommſt, wirſt du immer denken: alſo hier hat dieſe unangenehme Dirn’ gelebt, die ſo plump und wild war. Ach bitte, denk’ nie mehr dran. Ich will’s nie mehr ſein. Verzeih mir, verzeih mir!“

Roberts blaſſes, durch all den Schmerz veredeltes Geſicht wandte ſich zu ihr. „Was biſt du für ’ne gute Dirn’,“ ſagte er mit einem Anflug von verwundertem Lächeln. „Ach ja, mein Vater hat recht gehabt. Der hatte immer, immer recht. O, das war — das war —“

Die Trauer übermannte ihn wieder; er ſank auf einen Stuhl am Fenſter und drückte die Augen zu.

Irma ſtand andächtig ſchweigend da. Erſt als ſeine tiefen Seufzer längſt verklungen waren, fing ſie ſchüchtern leiſe an: „Biſt mir nicht mehr bös?“

„Ach du!“ murmelte er. Seine Hand ſuchte ihren Kopf und ſtrich darüber hin. „Ich bin ſonſt gar nicht wie mein Vater, leider; der war ſo ein herrlicher Mann, der beſte auf der Welt. Aber das hab' ich doch von ihm, daß ich dir ſehr gut bin.“

„Ach, Robert! biſt du das?“ — Sie zitterte vor Glück.

„Wenn wir uns auch neulich —“

„Ach, denk' nie mehr dran!“

„Wirſt mir in deinem Neubrandenburg fehlen, Irma.“

„O Gott! Werd' ich das?“

Sie drückte ſich an ſeine Schulter, um ihm für das Wort zu danken. Ach, dachte ſie, wenn ich dir was zu Liebe tun und dich tröſten könnt'! — Seine naſſen Augen ruhten auf ihr. Auf einmal ſetzte ſie ſich leiſe, zart auf ſeinen Schoß und legte die Arme um ihn. Was ſie neulich auf der Wieſe, unter ſeinem Schirm, nicht gewollt hatte, das wollte ſie nun doch tun. Vielleicht merkt er's gar nicht, dachte ſie, weil er ſo traurig iſt. Wenn er's aber merkt, dann fühlt er wenigſtens, wie's nun in mir iſt!

Er merkte es offenbar; denn „du gute Dirn'!“ ſagte er und ſtreichelte ſie. Dann nahm er ſie ſanft in den Arm.

„Und neulich war ich ſo ſchlecht,“ warf ſie ſchüchtern hin. Ach, wenn er mich doch küſſen wollt'! fuhr

ihr durch das arme Herz. Es fiel ihr ein, ihm zu ſagen: „Du hätt'ſt wenig von deinem Vater, Robert? Ach nein, ſag das nicht. Du biſt ganz ſein Jung'! Du wirſt ganz wie er!“

„Meinſt du?“ — Ein gerührter Blick aus ſeinen guten Augen ſtrahlte ſie an. „Das nehm' ich dir gut!“

Er küßte ſie auf den Mund. „Ich dank' dir,“ flüſterte ſie.

* * *

Es ward öde in Stargard, als Robert nach des Vaters Begräbnis mit Onkel Ammon abgereiſt war, in die neue Heimat; Irma mied die ganze Gegend um den Johannisplatz, als wär' dort ein Friedhof und weiter nichts. Auch Klara war fort, nach Danzig, und das Helmſche Haus ſtand leer. Das Rundell, der Nachtigallenſteig, auch der Höllengrund hatten für Irma etwas Unheimliches, Geſtorbenes bekommen, vor dem ſie ſich ſcheute. Sie ging auf ihren einſamen Wanderungen, die ſie ſo liebte, mehr nach der andern Seite zu, an der Ihna hin, zum Marktplatz mit der ſchönen Marienkirche und dem luſtigen Rathausgiebel, zum Mühlentor über dem ſtillen Fluß. Sie wanderte ſo durch die Tage hin, bis es beſſer wurde, bis das Gedenken verblaßte; in ſo früher Jugend kommt das bald. Im Haus, für den Vater, und auch bei Frau Sponholz machte ſie ſich mehr zu ſchaffen; zuweilen hörte ſie auch andächtig lernend dem alten Kokulorum zu, wenn er an ſeinem Klavier ſchöne alte Lieder und Balladen ſang. Selber ſang

ſie nicht; nachahmendes, nachfühlendes Summen, das war ihr genug. „Laß mich nur, Vaterle!“ ſagte ſie, wenn er noch dann und wann ein Hauskonzert mit ihr machen wollte; „meine Stimme ſoll Ruhe haben, ich fühl's ordentlich. Bis ich ‚meine natürliche Länge erreicht hab‘ wie der Baribal, von dem uns neulich der Menageriemann erzählte: ‚und dann wird er noch immer größer und dicker‘. Unſre Zeit wird kommen!“

Sie kam für Vater Zeiſing nicht mehr. Eine Abzehrung, die langſam und faſt unvermerkt begann, hatte ihn ergriffen; die Kräfte ſchwanden allmählich hin, das Jugendliche und Theatraliſche ſeines Weſens mit. Er ward weicher, ſanfter, beſſer; durch die pflegende und ſorgende Liebe ſeiner heranblühenden Tochter mehr und mehr gerührt. Es tat ihm nach und nach *wohl*, ſo gepflegt zu werden, nachdem er ſich eine Weile dagegen aufgebäumt hatte; auch die Mitfürſorge der immer hilfbereiten Frau Sponholz nahm er zuletzt dankbar, willig an, wenn auch gern noch pathetiſch ſeufzend; von ſeinem „*langen Engel*“, ſeiner *Irma* aber ſo umſtreichelt zu werden blieb ſein Allerbeſtes. Noch ein Jahr und mehr verging ſo; dann raffte er ſich aus einer großen Ermattung, die ihn halbe Tage im Bett hielt, plötzlich noch einmal auf. „Kind,“ ſagte er eines Morgens im Auguſt, ſich in ſeinen Kiſſen aufrichtend, die blaſſer gewordenen Augen mit einem ſonderbar ängſtlichen Blick auf Irma richtend, „was hock' ich hier immer! Die Zeit geht ſo hin. Und zuletzt verſäumt man's. Wann geht denn der nächſte Zug nach Neubrandenburg?“

„Willſt du nach Neubrandenburg?" fragte ſie erſtaunt.

„Ja, gewiß. War all die Jahre nicht dort! Eine Auſter wird man. Hab' dieſe Nacht ſo ſchön geträumt. Das Belvedere, mit den Feuerlilien; der weite, waldige Tollenſeſee, auf dem die Sonne ſo 'ne lange Brücke baute. Deine — — deine Mutter; die war auch dabei. Ich will hin, Kind! Ich will hin!"

„Wenn du wieder beſſer biſt, Vaterle."

„Kind, wann werd' ich beſſer? Der Doktor ſagt's, die Sponholz ſagt's, du ſagſt's auch; aber es geht immer ſo ſacht bergab. Nein, mach nur nicht ſo ein Engelsgeſicht! Heut, heut iſt mir beſſer. Wunderbar erquickt. Durch den Traum oder was; weiß nicht. Iſt auch gleich, wodurch. Frag den Onkel Gutzeit, wann der beſte Zug geht nach Neubrandenburg. Und pack deinen Koffer!"

„Ich ſoll mit, Vater?"

„Ja, wer ſonſt? Ich werd' doch nicht ohne meine Irma nach Neubrandenburg gehn? wo das Kind geboren iſt? wo die Mutter liegt? — Geh, geh; ich will aufſtehn." Er riß ſich die Jacke von den Schultern, die er jetzt im Bette trug; er hob den Arm und ſchwenkte die Hand, ein Theaterfeuer leuchtete wieder in den eingefallenen Augen auf. „Ich will auf die Wanderſchaft gehn! Der Vater mit dem Kind! Dahin, wo wir jung waren; da werden wir noch einmal jung!"

Er fing an zu ſingen, mit der geſchwächten, ausgehöhlten Stimme. Irma ſeufzte, ſo leiſe, daß er's nicht hörte, und ging.

Am nächſten Mittag fuhren ſie. Am Nachmittag, zu früher Stunde, ſtiegen ſie aus dem Schnellzug aus und wanderten Arm in Arm in die alte „Vorderſtadt" Neubrandenburg hinein, in die Heimatſtadt. Wie war Irma zu Mut! Mit zehn Jahren ſo traurig ſchwer von hier fortgegangen, nun zwiſchen fünfzehn und ſechzehn alt, hoch aufgeſchoſſen und faſt erblüht, ihre Geſundheit und ihr Leben ſo recht herzhaft fühlend. Nur fühlte ſie auch den Arm, der in ihrem lag, der vor Bewegung zitterte und ſich greiſenhaft matt auf ſie ſtützte; ach, doch ein trauriges Wiederſehn!

An dem neuen Fritz-Reuter-Denkmal vorüber, das ſie wie ein erſter gemütlicher Gruß der Vaterſtadt gleich vor dem Bahnhof empfing, ſchlenderten ſie zu einem der „beſſeren, vornehmen" Gaſthöfe, wie Zeiſing mit einer ſtolzen Bewegung ſeiner ſtarken Brauen ſagte; denn „in die Goldene Kugel geh' ich nicht, die iſt nicht für unſereinen, aber wenn ich einmal wieder nach Neubrandenburg komm', ſo ſoll man mich doch in guter Umgebung ſehn!"

Kaum hatten ſie aber ihre Zimmer genommen, ſo hängte er ſich ſchon wieder in ihren Arm, und dieſelbe Unruhe, mit der er ſich geſtern morgen im Bett aufgerichtet hatte, erſchien in ſeinem Blick. „Kind, zum Belvedere! Von dem hab' ich geſtern ſo ſchön geträumt. Da ſah ich deine Mutter zum erſtenmal. Da fing dein und mein Schickſal an, ſo zu ſagen. Ich muß das Belvedere ſehn!"

„Gleich hinaus, Vater?" fragte Irma faſt er-

ſchrocken. „Nicht erſt durch die Stadt? Unſre ſchönen alten Tore. Die Wälle, die Eichen. Und alles.“

„Sehn wir früh genug! Und die Menſchen auch. Dein Gymnaſiaſt, der Robert Helm, iſt ja nicht mehr hier, hat's hinter ſich, ſtudiert, junger Fuchs. Ich will zu meinen Toten, Irma. Gehn wir, gehn wir, gehn wir!“

„Zum Belvedere iſt weit, liebes Vaterle. Kannſt ſo weit nicht gehn.“

„Meinſt du? Kann ich das nicht mehr?“ Er ſeufzte. Er ſchaute und fühlte an ſeinen Beinen hinab. „In alten Zeiten, da dacht' ich: will mal wieder zum Belvedere — und war auch ſchon dort! — Ein Springinsfeld! — Ach Gott. Alſo geh hinunter und ſag: einen Wagen! für den ganzen Nachmittag. Heut wird nicht geſpart. Die Toten!“

Das Kind überlief's: der Vater lächelte ſo. Sie ging und beſtellte den Wagen, der auch bald vor dem Gaſthof hielt. Sie ſtiegen ein und fuhren ab.

Es war ein wolkiger, aber ſchöner Tag, mit überraſchenden Sonnenblicken; weiche, milde Luft. Durch das ſchöne Treptower Doppeltor raſſelten ſie hinaus und dem großen See zu, den der Werderbruch von den Stadtwällen trennt. An dem alten Broda vorbei kamen ſie zu dem waldigen Hügel, der das Belvedere trägt, einen kleinen, weithin leuchtenden, ſchlicht antikiſierenden Bau. Zeiſing keuchte mühſam, aber wie ein Held hinauf. Oben ſtand er, auf Irma gelehnt, und zitterte von der Anſtrengung, aber vor Erregung wohl auch. Meilenweit, gen Süden, zog ſich der See

unter ihnen hin, faſt unbewegt, einem Spiegel gleich. Die dunklen und lichten Wälder umrahmten ihn, flach oder an Hügeln hinauf. Große, ernſte, etwas ſchwermütig liebliche Einſamkeit; nur ein paar Segel zogen dahin, einige Landhäuſer drängten ſich ans Ufer oder ragten erhöht empor. Zwei große Vögel kreiſten über dem See; Wildenten fuhren wie ſchwarze Punkte über die Waſſerfläche. Ein einziges Vögelchen ſang im Wald.

„Ach, mein alter See!“ ſprach Zeiſing gerührt vor ſich hin, als er wieder Atem hatte. „Das Brodaer Holz; wo man ſo ſchön mit ſeinem Glas Bier unter den Bäumen am Waſſer ſaß. Und der Dampfer kam, der kleine Dampfer, und man fuhr zum Nemerower Holz hinüber, wo man Kaffee trank. Und die Kinder ſpielten; die Equipagen fuhren am See vorüber, die Peitſchen knallten; in den hohen Bäumen ſpielte der Wind. Deine Mutter ſaß ſo glücklich da. Die war doch das Schönſte. Was war ſie für eine ſchöne Frau! Die fremden Herrſchaften aus den Equipagen, wie gingen ſie an unſerm Tiſch vorbei, ſteckten die Köpfe zuſammen und ziſchelten, und ſahen immer wieder auf die Frau. Das Nemerower Holz! Da liegt's!“

Er wies mit ſeinem Stock hinüber; der Stock zitterte. In Irma bebte auch etwas: Schmerz und Freude zugleich über dieſe Mutter.

„Ja, die war das Schönſte. Nun ſieh aber hinter dich: wie die alte Stadt da liegt! Mit der prachtvollen Kirche — ſo hoch über den Dächern — und

dem Eichenkranz rund um die Mauern herum; liegt das Städtle nicht da wie in einem Park? wie ein Paradies? — Ja, ja, ja, hier ſtand ich damals; 's iſt derſelbe Fleck. Heiliges Donnerwetter, dacht ich, der See hier und da der Eichenkranz: Neubrandenburg, du haſt es gut! Und ich ſagt' es noch zu dem Krauſe, der bei mir ſtand. Und da — — Bei den Feuerlilien! Ja, nun ſind ſie längſt abgeblüht. Damals blühten ſie. Und bei ihnen ſtand ſie — deine gute Mutter. Eine Germania, eine Juno, ein Götterbild. So was hatt' ich noch nie geſehn! Wie kam denn die nach Neubrandenburg? — Wenn ſie doch einmal ſprechen wollt'! dacht ich. Ob ſie wohl wie 'ne Glocke ſpricht? Sie war aber lange ſtill; nur die andre, die Kleine neben ihr ſprach. Und die ſagte dann was Luſtiges. Und deine Mutter, die Juno — auf einmal lachte ſie auf, ſo hell; und ſo wunderlieblich; und ſo luſtig, ſo luſtig —"

In der Erinnerung lachte Zeiſing mit. Er ſank dabei auf die Bank zurück, zu der ihn Irma allmählich leiſe geführt hatte; er wollte noch lachen und ſchluchzte ſchon.

„Ja, ſo war ſie!" ſchluchzte er. „Wie ſie lachen konnte. Die Germania. So fidel wie ein Kind! — Ich hör's noch. Ich hör's noch . . ."

Er ſchluchzte fort. Irma, von dieſen Tönen angeſteckt, weinte leiſe mit.

Raſche, männliche Schritte kamen. Zeiſing horchte auf; er zog die Brauen herunter und bezwang ſich, wurde ſtill. Sie hatten hier bisher allein geſtanden;

jetzt kam einer um das Gebäude herum, ein schlanker, feingekleideter Herr, weder jung noch alt. Er blieb stehn und schaute über den See. Seine Augen gingen dann zu dem Paar auf der Bank. Er stutzte. Er schien den Alten zu erkennen und dann wieder zu zweifeln, ob er ihn erkannte. Endlich zog er seinen Hut, grüßte höflich kalt und ging auf der andern Seite hinter das Haus, in den Wald hinein.

Irma sah ihm nach. Gott im Himmel, dachte sie bestürzt, ist das nicht der grüne Mann? auf dem schwarzen Pferd? der damals vom See her geritten kam und Mutter grüßte und abstieg und mit mir sprach? mich küßte? mein „Graf Wendelstein"?

Sie war so erregt, sie stand auf. Ihre Augen starrten und spähten, als könnten sie durch die Pavillonwände sehen. Der Mann war verschwunden.

„Was hast du? Was guckst du so?" fragte Zeising. „Kennst du denn den Herrn? Hast du ihn gekannt?"

„Mir — mir war so," antwortete sie. „Ich dachte. Als hätt' ich ihn einmal reiten sehn; auf einem großen, schwarzen Pferd —"

„Ja, ja."

„Im grünen Rock und grünen Hut; wie ein Jäger—"

„Ja, ja, ja, das stimmt. So konnt' man ihn sehn — wenn er jagen ging. Ein feiner Herr; früher in Neustrelitz am Hof. O, ein schöner Herr; — jetzt nicht mehr so schön. Was hast du? Bist ja rot und blaß geworden. Ja, was ist dir denn? Weißt du was von dem Herrn? Hast du was gehört?"

Mein Graf Wendelſtein! dachte Irma wieder. Sie ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, nein, ich weiß nichts. Mir iſt nur, als hätt' er einmal mit mir geſprochen — als ich noch ſo klein war — und mich geküßt."

„Dich geküßt?"

„Als ich mit Mutter an der Tollenſe ging ..."

Zeiſing ſtarrte ſie an. Den ich mir dann zum Vater nahm! dachte ſie. Ihr war ſchlecht zu Mut.

„Kann wohl ſein," murmelte er nach einer Weile. „O ja, kann wohl ſein! — Was du für ein gutes Gedächtnis haſt. — Und dich geküßt. Kann wohl ſein! — Als du mit Mutter an der Tollenſe gingſt ... Ach mein liebes Kind, was haſt du für 'ne Mutter gehabt! Dieſer feine, ſchöne Herr, dieſer Edelmann — — Ja, warum ſoll ich's meinem Kind nicht ſagen. Wirſt ſchon ſechzehn alt. Und bald kann ich dir's nicht mehr ſagen — und dann hörſt du nie, was für 'ne herrliche Frau deine Mutter war! — Setz dich näher, Kind; damit ich leiſer ſprechen kann, denn es greift mich an. Dieſer Edelmann — — deine Mutter war ſo ſchön, daß er ſich bis zur Leidenſchaft in ſie verliebte; 'ne Leidenſchaft wie in den Theaterſtücken; ſo hat man das wohl nicht oft geſehn. Ja, ja, dieſer Mann, der da eben vorüberging! — Was für Briefe ſchrieb er. An eine Frau, die ſo wenig gelernt hatte; Volksſchule und weiter nichts. Aber in ihrer Seele war ſie ganz was Vornehmes, wie 'ne Edelfrau; und das hat er wohl erkannt! Und wie ſie ſich bewegte, wie ſie ſprach, nicht wahr ... Kurz, die reine Leiden-

ſchaft! Und als er geſehen hat, ſo 'n kleiner Roman iſt da nicht zu machen, ſie iſt eine ehrenwerte Frau, da iſt er denn ganz zu Feuer geworden: ſie ſoll von mir gehn! ſoll ſich ſcheiden laſſen! Er will ſie zu ſeiner Edelfrau machen — ſie iſt die ſchönſte Frau im Land — ſie ſoll auch noch die geſchmückteſte und die glücklichſte ſein! — Das ſtand alles in den Briefen drin. Ja, und nun denk dir, Kind! Eine ſo wunderbar angelegte Frau — oder veranlagt — ſo ſagt man ja wohl — die einen armen kleinen Friſeur zum Mann hatte; na ja, eine Künſtlernatur — das war in mir, das weiß ich — iſt nur nicht zur Perfektion gekommen, Gott hat's nicht gewollt. Aber vor der Welt und auch vor ihr, was war ich denn? Und da winkte ihr nun ein ſo hohes Glück. Und ſeine Schönheit! Bildſchön! Ich hab's mit grimmigem Neid geſehn! Und dieſe ſtürmiſche Leidenſchaft! — Es iſt ihr zu Herzen gegangen. Wundert dich das, Kind? Du zuckſt ja ſo. Ach mein Gott, nein, mich hat's nicht gewundert. Ich hab's wohl gemerkt, und wie ein Keulenſchlag vor den Kopf hat es mich getroffen; aber ich müßt' lügen, Irma: gewundert, das hat's mich nicht!"

„Vaterle!" ſeufzte das Kind, dem die Wangen brannten.

„Hab' ich ihr was geſagt? Das weiß ich nicht mehr ſo genau; ich glaub', ich hab' nichts geſagt. Eine Weile iſt ſie herumgegangen wie der blaſſe Tod. Eines Nachts aber lieg' ich da, im Bett, kann nicht ſchlafen; hör', wie ſie nebenan in ihrem Bett ſeufzt, es war

wohl im Traum; und mir wird ſo zum Weinen zu Mut. Na, kurz, ich lieg' ganz ſtill und wein'; ſo leiſe wie ich kann, um ſie nicht zu wecken; aber es war doch wohl 'ne ganze Zeit. Zuletzt hat ſie's doch gehört. Denn auf einmal ſitzt ſie auf meinem Bett; ‚Wilhelm!' ſagt ſie und nimmt meine Hand; ‚ich bitt' dich, ſei ſtill, denn das bringt mich um! Ich ſchwör' dir's bei unſrer Irma, die da in ihrem Bettchen ſchläft' — die andern, deine Geſchwiſter, waren ſchon tot — ‚ich ſchwör' dir's, ich verlaſſ' euch nicht! Ich hab' einen Kampf zu kämpfen, Wilhelm; das bekenn' ich dir. Aber ich ſag' dir wie vor Gottes Thron: ich ſieg'. Mir iſt, als hätt' ich ſchon eben geſiegt. Hab' nur noch bis morgen Geduld!' Und ihr Kopf hat dann an meiner Bruſt gelegen, wohl 'ne Stunde lang. Hab' mich nicht gerührt. Auch nicht mehr geweint. Nur zu Gott gebetet; inwendig. Am Morgen iſt ſie aufgeſtanden — hat an ihn einen Brief geſchrieben; den hab' ich geleſen. Ihr letztes Wort. Das war ein Brief! Den ſchreibt kein Schiller und kein Goethe, Kind. Ich hab' nur geſtaunt: wo nimmt ſie all die Worte her! eine unſtudierte Frau! Und dabei ſo ſchlicht und ſo gut. Das kann nur 'ne Frau, kein Mann!"

Er hob den Arm, es riß ihn fort. Er legte ihn dann auf Irmas Kopf; ſah in ihr Geſicht, als ſähe er die Mutter, der ſie immer ähnlicher ward, und nickte ihr zu. „Es war Größe drin. Mordselement, wenn ich der Edelmann war und ſo von der Leidenſchaft gepackt, und den Brief bekam, 's hätt' mich um-

gebracht! — Er hat's überſtanden. Haſt ihn ja geſehn. Gealtert iſt er. Gerührt hat er ſich dann nicht mehr. Und die Frau — deine Mutter — ſie hat Wort gehalten. Aus war's! Nur für dich und für mich gelebt. Getreu bis zum Tod!"

Seine Stimme war weg, wie ausgebrannt; er hatte zu lange geſprochen, er konnte nicht mehr. Nur noch mit den Lippen wiederholte er: „Getreu bis zum Tod!" — Doch das Kind verſtand es. Sie ſtarrte auf den See hinunter, in die Welt hinein, wie in einen großen Traum. So was hatten ihr Vater und ihre Mutter erlebt! — Ein wunderbares, ſtolzes Gefühl machte ihr die Bruſt zu eng. Wie wenn man ihr geſagt hätte, ſie ſei ein Fürſtenkind, ſo war ihr zu Mut. Ach! dachte ſie dann plötzlich, „getreu bis zum Tod". Und ich hab' den andern zum Vater gewollt! Hab' meinen lieben Vater verlaſſen wollen!

Das Herz tat ihr weh. Sie nahm Zeiſings Hand, bückte ſich auf ſie hinunter und küßte ſie.

„Was iſt?" fragte er. Warum tuſt du das?"

„Warum? — Doch nur ſo. — Mir war ſo. — Vater, lieber Vater. — Und was hab' ich für 'ne Mutter gehabt!"

„Ja, das haſt du, Kind!"

Der Alte ſtand auf, wie von einer neuen Unruhe aufgeſchreckt; er war bleich, im Geſicht kein Blut, aber ſeine Hände fuhren durch die Luft. „Nun wollen wir hin," ſagte er. „Die Sonne fällt. Komm, komm, laß uns gehn!"

„Wohin?"

„An ihr Grab. Wohin denn ſonſt? — Nachdem ich dir das erzählt hab' — — gut, daß ich's getan hab'. Nun weißt du ihre Geſchichte, und wie ſie war. Jetzt ſetzen wir uns da hin, wo ſie liegt!"

„Es wird dir zu viel, Vater," ſagte Irma ängſtlich; ſo erſchreckend war ſein Geſicht. „Es — erregt dich ſo."

Er wehrte ab: „Laß, laß. Wozu bin ich denn ſonſt hergekommen. Gib mir nur den Arm!"

Sie gingen langſam den Hügel hinab, unter den Bäumen hin. Der Wagen wartete auf dem Fahrweg. Sie fuhren zur Stadt zurück.

Mitten durch das runde, ummauerte Neubrandenburg hindurch, dann zum Neuen Tor hinaus, ſo kamen ſie zum Begräbnisplatz. Als Zeiſing an der Tochter Arm das erſehnte Grab erreichte, war er aber tief erſchöpft; er wollte hinantreten und konnte nicht, mühſam gelangte er bis zur nächſten Bank. Dort ſaß er dann und ſtarrte mit umflorten, halberloſchenen Augen hin: war das ſeiner Marianne Grab? ſo verfallen? ſo ungepflegt? Er hatte jährlich etwas Geld geſchickt; nun ſah es aber doch wie verſchollen und vergeſſen aus. Verwilderter Raſen, der Efeu beinahe abgeſtorben, kein Strauch, keine Blüte. „Marianne!" fing er an zu ſchluchzen und weinte wie ein Kind.

„Schlechte Leute!" ſeufzte Irma. „Aber ſei man ruhig, Vating. Wir bleiben hier und machen das!"

„Und was ſind *wir ſelber* für Leute? Keine Blume haben wir mitgebracht; keine einzige Blume. Was wird ſie nun ſagen? Ich war getreu bis zum Tod, wird ſie ſagen. *Die ſind nicht* getreu!"

Etwas Neues kam in sein Gesicht, das Irma noch nie gesehen hatte, etwas Erschreckendes, irr und wirr. Sie nahm sich zusammen, so gut sie konnte; „liebes Vating!“ schmeichelte und tröstete sie. „Du hast ja so schnell hierher gewollt. Morgen kommen wir wieder, bringen viele Blumen. Wir sind doch getreu!“

Er schüttelte den Kopf, auch die Hände: „Nein, das sind wir nicht! — Warum bin ich nicht hier geblieben, als sie in die Erde gelegt war; warum mußt' ich nach Stargard gehn. Nun liegt sie so da! — In Neubrandenburg, da war mein Platz. Hier, hier war mein Platz!“ Er stand auf, das todblasse Gesicht von Tränen naß, und winkte mit der Hand zum Grabe hin, als läge sie da drauf und sähe ihn. „Marianne!“ rief er mit schwacher Stimme.

Irma kam ein Grauen an. „Wollen wir morgen wiederkommen?“ fragte sie leise. „Wollen wir jetzt gehn?“

Er schüttelte wieder den Kopf, „Ich geh' nicht mehr fort.“

„Vater!“

„Ich geh' nicht mehr fort. Wohin denn? Hier, hier war mein Platz! — Komm, gib mir den Arm, ich bin so schwach; führ mich hin. Auf dem Grab will ich bleiben, bei ihr will ich bleiben. Du bist bei mir geblieben, Marianne. Bei dir will ich bleiben. Das gehört sich so!“

Er hob den Arm und schwenkte ihn. War es Geistesverwirrung? War es noch ein letztes Aufbegehren des Theaterbluts? Irma verstand es nicht.

Sie wußte nicht, was ſie tun, was ſie ſagen ſollte. Gott, ſteh du mir bei! dachte ſie.

„Wollen wir nicht gehn?“ brachte ſie nur heraus.

„Bei dir will ich bleiben!“ ſchluchzte er. „Nun verlaſſ' ich dich nicht mehr! Hätt' nie fortgehn ſollen. Wo du liegſt, da lieg' ich auch!“

Er ſuchte Irmas Arm zur Hilfe; ſie war aber in ihrer Angſt und Not zurückgetreten, um ihn nicht zum Grab zu führen. Als er nun allein hingehn wollte, taumelte er. Nach ein paar Schritten fiel er auf die Erde.

* * *

Mit des Totengräbers und des Kutſchers Hilfe brachte Irma ihn noch zum Gaſthof zurück. Er überlebte noch dieſen Tag. In der Nacht verging er allmählich. Die Morgenſonne fand ihn tot.

Frau Sponholz, durch eine Depeſche berufen, kam am Nachmittag. Sie war auf ſo eine Nachricht gefaßt geweſen, hatte ſie faſt erwartet; Gutzeit auch. In ihrer herzhaft zugreifenden Art tat ſie, was ſie konnte, um die junge Waiſe in all ihrem Schmerz doch aufrecht zu halten, für alles zu ſorgen, was der Tod ſo mit ſich bringt, beruhigend hilfreich zu ſein. Die Tage vergingen ſo. Miteinander fuhren ſie nach Stargard zurück. Sie ſaßen allein; die Sponholz hatte mütterlich den Arm um das „Kind“ gelegt, hielt ſie ſtill an ſich gedrückt.

„Und das laß man gut ſein,“ ſagte ſie nach einem langen Schweigen: „verlaſſen, wie die in dem Kärntner

Lied, das biſt du nicht! Wenn du uns man haben willſt, den Onkel Gutzeit und mich, Vater und Mutter haſt du immer noch. Das hat ja auch dein guter Papa gewußt: als er von ſeinem baldigen Ende ſprach — denn das ſah er kommen, unbewußt war er nicht — da haben der alte Kokulorum und ich ihm geſagt, daß wir uns in die Sorge für dich redlich teilen wollen; und wie hat ihn das aufgerichtet! Wie haben ihm die alten Augen geglänzt! — Erſpart hatte er ja nicht viel, das konnt' er nicht, nicht der Rede wert. Wenn man aber gute Freunde hinterläßt, die mit Wonne helfen, iſt das nicht ebenſo viel? Dieſer Kokulorum zum Beiſpiel — ich hab' ihn eigentlich nicht ausſtehen können — überhaupt, ich mag die Mannsleut' nicht — die Mannsleut' taugen nicht viel, meine alte Dirn' — aber wie der Mann für dich ſorgen will und wie er ſich das ausmalt, da ſchüttelt man nur immer vor Vergnügen den Kopf! — Der Ekel will aber alles machen; das geb' ich nicht zu. Ich bin auch noch da! Er wollt' ſogar, du ſollſt ganz bei ihm wohnen; das duld' ich aber nicht, das ſchickt ſich nicht; du gehörſt zu mir! Wenn meine kleine Wohnung auch man dürftig iſt — du verlangſt nicht viel — und die Liebe, die iſt ja drin —"

„Ach!" ſagte Irma, der die Augen tropften, und warf ſich ihr an die Bruſt.

„Ich hätt' dich ja ſo gern ganz und gar genommen," fuhr Frau Sponholz leiſer fort; „aber das dumme Geld! Ich hab's ja nicht! Gutzeit, der hat's; ich nicht. Es ſoll ja was Großes aus dir werden,

ſagt er, und das ſag' ich auch, ich glaub's; das wird aber was koſten, natürlich; und da müßt' ich ſchon mein bißchen Kapital angreifen, und das ſoll man ja nicht. Und ſo muß ich ihn mittun laſſen; und er tut noch mehr als ich. Hab' darüber geweint, mein Herz —"

Irma küßte ſie. „Ach, mein Gott! Ach, wie ſeid ihr gut!"

„Tu mir man bloß eine Liebe, Kind: der Onkel Gutzeit — zu dir iſt er rührend, der alte Burſch' — gut ſein mußt du ihm — aber nicht mehr als mir! Vergiß nie, er iſt doch ein Mannsbild; die ſind all' nicht viel wert! — Ausnahmen, natürlich — dein Vater — Gott hab' ihn ſelig. Aber was können ſie denn, dieſe Wichtigtuer? Die Frauenzimmer verderben, ja, das können ſie. Viel mehr können ſie nicht; viel Unſinn machen ſie in Gottes Welt! — Na, er meint dir's gut. Aber halt dich nur recht an mich, meine alte Dirn'. Halten wir zuſammen!"

Gutzeit empfing die beiden in Stargard auf dem Bahnhof, ſchwarz gekleidet und mit ſeinem trauerſamſten Geſicht; er führte Irma in das verödete Haus und von da zu ſich. Nach den erſten Troſtreden, für die er wenig Begabung hatte, ſprach er weiter: „Alſo das hab' ich mit der Sponholzin abgemacht: über Nacht biſt du meinetwegen bei ihr, aber über Tag ſo viel als möglich hier in meiner Wohnung. Das gehört ſich auch, wenn ich dein Vormund werd', wie dein Vater ſelig noch mit mir beſprochen und ſchriftlich aufgeſetzt hat. Ich wollt', daß du hier auch

ſchlafen ſollſt; aber dieſe eiferſüchtige und gewalttätige Frau hat nicht Ruh gegeben: ‚Das ſchickt ſich nicht! das ſchickt ſich nicht!‘ Wie der alte Goethe: ‚Und wenn du wiſſen willſt, was ſchicklich iſt, ſo frage nur bei edlen Frauen an‘ ... Ach du großer Gott! — Aber ſie meint es gut. Sei nur ruhig, ich ſag' ja nichts. Alſo dies wird dein Arbeitszimmer, arme Trauerweide; denn bis Oſtern, wo du ſechzehn alt wirſt, bleibſt du ja noch Schulkind. Hier lernſt und ſchreibſt du; lieſt gute Bücher, bildeſt dich; und lebſt mit dem alten verrückten Kerl, der ſo an dir hängt; der dir noch mal das Herz abgewinnen möcht'. Behalt was davon für mich übrig, Mädel, gib nicht alles an die Sponholzen weg! Iſt doch nur ein Frauenzimmer. Die ſind gut fürs Kleine. Wenn was Großes aus dir werden ſoll, muß der Mann es machen. Wer hat zuerſt gehört und geſehn, was in der Irma Zeiſing iſt? Wer hat damals am Nachtigallenſteig geſeſſen? Dieſer alte Kerl. Glaub nur an ihn; er wird's machen!“

So begann denn für Irma ihre letzte Stargarder Zeit; zwiſchen dieſen beiden „Pflegeeltern“, die aufeinander grimmig eiferſüchtig und miteinander nicht ſehr einig waren, aber einig in der Liebe zum „Kind“. Irmas Tage floſſen anfangs dahin wie in einem traurigen Traum; ſie lebte mit dem toten Vater und der toten Mutter, ſo viel ſie nur konnte; zwiſchen den lebendigen Menſchen, auch zwiſchen den beiden Eiferſüchtigen, ging ſie ſtill ihren Weg. Warum quälen die ſich und mich ſo mit ihrer Liebe! dachte

ſie wohl oft. Ach, das täten die Cherubs nicht! Sie fühlte aber, und ſie verwunderte ſich auch oft, wie viel Liebe da war, wie ſie wetteiferten, die beiden Alten, ihr junges Leben ſchön zu machen — und ihr Herz zu fangen. Der „alte Rattenfänger", wie die Sponholz ihren Nebenbuhler nannte, der „verrückte Kerl" zeigte ein Talent zum Liebhaben, zum Freudemachen, daß Irma ihm oft im ſtillen abbat: wie unheimlich war er ihr geweſen, wie wenig hatte ſie an ſein Herz geglaubt! Er hatte wirklich eins. Und er ſang ſo gut, mit ſeiner quakenden Stimme. Er erheiterte auch ſo gut. Es war ſo viel Leben in ihm. Zuweilen rief ſie mit ihm, aus ihrem Trauermärchenland weit herausgeflogen, ihre Arme wie Flügel lüftend: „Kokulorum durch die Luft!"

Die Oſterzeit war endlich gekommen, die Schulzeit zu Ende; „mit allen Ehren", wie die ſtolze Mutter Sponholz ſagte, hatte Irma ihren Abſchied von der Schule genommen, und die Pflegeeltern hatten dieſen Tag mit dem Kind gefeiert. Irma war dann am Abend noch mit Gutzeit allein, in ihrem Zimmer; ſie erlebte noch einmal in Gedanken die Zeit, die ſie hier verbracht hatte. Gutzeit machte einen Haufen aus ihren Schulbüchern und legte ſcherzend die Hand darauf: „Begräbnis erſter Klaſſe! Die brauchen wir nun nicht mehr. Nun begraben wir in einigen Tagen das ſechzehnte Jahr; das hat dann auch ſeinen Dienſt getan. Dann geht Irma Zeiſing ins ſiebzehnte; da fängt ein neues Leben an! Da wird der alte Kokulorum wohl wieder in den Säckel greifen, um ſeiner

Herzliebſten ſo viele Geburtstagsgeſchenke auf den Tiſch zu legen, daß ihr die Augen übergehn!"

Irma verzog das Geſicht ein wenig; das Wort „Herzliebſte" gefiel ihr nicht, und dies Prahlen auch nicht. Das kleine Mißgefühl verflog aber ſogleich; ihr war an dieſem Freudentag ſo weich und ſo gut, überſchwenglich warm ums Herz; wie ſie ſich ſehnte, daß allen Menſchen alle Tage ſein möchte. „Ach," entgegnete ſie, „was ſprichſt du von Geſchenken; die brauch' ich doch nicht. Das Hauptgeſchenk, das hab' ich ja: daß du ſo gut zu mir biſt. Furchtbar rührend gut! Ich ſtaun' immer wieder: warum iſt das nur ſo? Und womit verdien' ich das? Und wie biſt du dazu gekommen, mich ſo lieb zu haben?"

Gutzeits Augen blitzten und lachten vor Freude; ſo hatte das Mädel noch nie zu ihm geſprochen. „Hm! Hm!" brachte er zuerſt nur heraus, ſeine hageren Wangen wurden rot. „Alſo es rührt dich, du Hexe du!"

„Ja, es rührt mich ſchrecklich. Was ſoll ich dir denn zuliebe tun? Sag mir doch mal was!"

„Du mir? — Ach du großer Gott — ich wüßt' ſchon was. Aber du haſt's ja nie gewollt."

„Was denn?"

„Einen Kuß!"

„Weiter nichts?" Es kam ihr auf einmal ſo wenig vor. „Lieber Onkel Kokulorum, da haſt du ihn!" Sie umſchlang ihn geſchwind und küßte ihn auf den Mund.

„O!" ſeufzte er. Dann ſah er ihr nach, als ſie

wieder zurücktrat. In seine Augen kam etwas, daß sie lächeln mußte.

„Was hast du denn?" fragte sie. „War er dir nicht gut genug?"

„Zu kurz," seufzte er. „Da hast du ihn! sagtest du und packtest mich, eh ich mich auf dieses Glück vorbereiten konnte; und als ich eben damit anfing, warst du schon wieder weg."

Irma lachte mutwillig und mitleidig. Sie sah zwar, wie entzündet heut seine Augen waren, und die Nase, wie lang und spitz. Aber mutig fragte sie: „Also du willst noch einen?"

„Ich bitte!"

Sie kam langsam näher und hielt ihm den Mund so recht freundlich hin. Diesmal ergriff er sie aber mit beiden Armen so fest und kräftig, daß sie fast erschrak; dann preßte er seine Lippen auf die ihren und ließ sie lange nicht los, Sie ward ganz verwirrt, so sonderbar war dieser Kuß. Sie löste sich fast mit Gewalt von ihm.

„Aber was soll denn das?" fragte sie und runzelte die Stirn. „So küßt man doch nicht?"

„Tut man das nicht?" erwiderte er mit einem etwas verzerrten, aufgeregten Lächeln. „Dann — dann weiß ich's wohl nicht mehr; mir wird das so selten. — Mach mir nur nicht so ein Gesicht! Sei gut!"

„Ich war dir eben so gut. Jetzt bin ich's nicht."

„O du großes Mädel du! Sei doch kein Kind! — Das war so ein langjähriger, zurückgedrängter, auf-

geſpeicherter Kuß; davon iſt er wohl ſo lang geworden. — Wer eine große Künſtlerin werden ſoll, der muß nicht ſo empfindlich ſein, der nimmt das nicht ſchwer. Irma Zeiſing! Sängerin an der großen Oper!"

„Ich bin noch keine."

„Sollſt es aber werden! und durch Kokulorum!" Er lächelte ſie wieder an, jetzt wieder harmlos und herzlich wie vorher: „Nun kommen ja deine großen Jahre, Kind; davon wollt' ich ja mit dir reden; heut iſt grad' der rechte Tag. Noch in dieſer Woche ſechzehn alt! Dann fangen wir mit dem Singen an!"

„Ich ſollt' ja doch warten, bis ich ſiebzehn alt bin?"

„Ja, das hab' ich wohl geſagt. Aber wie du nun geworden biſt — du Mordsmädel du. Doktor Hammer ſagte neulich zu mir, und der Mann verſteht's: ein Mädel wie die Irma Zeiſing, mit der Geſtalt und der Stimme, die hat bis zum ſechzehnten lang genug gewartet, die laßt nur von der Strippe los! — Wie alt war denn Adelina Patti, als ſie zum erſtenmal die Lucia auf der Bühne ſang? Nicht älter als du, ſechzehn Jahr'! — Na, die war ein Wundertier. Aber es gibt andere Sängerinnen genug, die mit ſechzehn, auch mit fünfzehn Jahren ihre Lehrzeit anfingen und mit neunzehn fertig waren; und geſchadet hat's ihnen nicht. Will ich dir denn ſchaden? Deine Zukunft iſt mir heilig! Heilig iſt ſie mir!"

Seine Augen funkelten ſie an, er trat auf ſie zu; ſie fuhr faſt zurück. „Das weiß ich ja," entgegnete

ſie. „Und du meinſt wie Doktor Hammer: ſchon jetzt?“

„Ich will ja was Großes aus dir machen!“ rief er, beide Hände hebend. „Was Rieſengroßes! Kokulorum durch die Luft!“

„Ja, ja, ja,“ ſchrie ſie nun auch, ihr ganzes Geſicht vor Freude lachend; „Kokulorum durch die Luft! — Alſo da fängt nun das Singen an? Wo denn? Wohin ſoll die Reiſe gehn?“

„Nach Leipzig, nach Berlin — ich weiß noch nicht. Wir zwei beide hinein in die Welt! — Da muß nur das große Mädel auch keine kleinen Gedanken haben. Muß nicht zuſammenfahren, wie ein kleiner Käfer, wenn der Mann, der alles für ſie tut, einmal im Jugendfeuer zu herzhaft wird.“

„Nein, nein, nein. Ach nein . . .“

Auf einmal ward ihr doch ſchwach ums Herz. „Wir zwei — ohne Tante Sponholz?“

„Ja; wozu ſoll die mit? Die brauchen wir doch dann nicht mehr. Aufgepäppelt biſt du. Vom Singen verſteht ſie nichts, die große Welt, die kennt ſie nicht, unter die Künſtler paßt ſie nicht. — Na, nicht traurig ſein! Wer das Große will, muß vom Kleinen laſſen. Du behältſt deinen Kokulorum, Kind. Der will für dich leben; rein nur für dich! Der zahlt nun jeden Heller, Kind. Aber daß ich vom Geld ſprech', das magſt du nicht; ſoll auch nie mehr ſein. Nur von meiner Liebe zu dir — davon darf ich doch ſprechen, was? Hat ſie ſich bewährt? Hab' ich dir gezeigt, daß ich für dich lebe? Bin ich dein beſter Freund oder nicht?“

Es war ein leiſes Zittern in des Alten Stimme; der gerührten Irma ging es ſehr zu Herzen. „Ach ja — ob du das biſt!“ — Sie wollte ihm doch auch ſo recht wirklich zeigen, wie dankbar und wie gut und wie vertrauend ſie fühlte; ſie legte ſich gegen ſeine Schulter, gegen ſeine Bruſt. Es war ihr, als erbebte er; überraſchte ihn das ſo ſehr? — „Guter, guter Kokulorum! Es wird ſo ſchön! Mir iſt ſo taumelig, wenn ich nur dran denke. Was tuſt du alles für mich! Ich verſteh' dich nicht!“

Er legte leiſe den Arm um ſie; allmählich drückte er ſie feſter an ſich; ſie hielt willig ſtill. Es ſchien ihn ſo zu freuen; das freute ſie. „Ich verſteh' es ſchon,“ erwiderte er nur, mit etwas heiſerer, gedämpfter Stimme. — „Deine Zukunft, Irma!“

„Ja, die willſt du mir ſchaffen. Wie gut! — Ich will auch ſo ſein; ſo gut, wie ich nur irgend kann. Will dir Freude machen! — Und auch nie mehr ſchreckhaft oder zimperlich oder ſo was Dummes ſein; ſondern wie ſich's bei der Kunſt gehört.“

„Willſt du das? — O du Herzensſchatz!“

„Will mich vor nichts fürchten. ‚Größe!‘ hat mein Vater ſo gern geſagt. Ich will recht nach Größe trachten. Das wird auch Kokulorum freuen!“

Er ſchüttelte und drückte ſie. Er hob ſich auf den Zehen, weil ſie ſo viel größer war, und es war, wie wenn ſeine Arme ſich ſtreckten, um ſie ganz zu faſſen. Lächelnd hielt ſie ſtill. Sie hörte ihn leiſe, ſeltſam lachen, als berauſchte ihn dieſes ungewohnte, unerwartete Glück. „So ſind wir ja zum erſtenmal,“

ſtieß er dann hervor. „O, wie tut das gut! — Willſt mir alſo Freude machen?“

„Immer! Sag nur immer, was du willſt!“

„Das will ich wohl ſagen, du Prachtkind du. Dein Beſchützer, nicht wahr! Dein Beſter! wenn auch nicht mehr hundsjung. Kind, die Jugend macht's nicht! Laß dich nur nicht mit der Jugend ein, trau den Burſchen nicht, wirf dein junges Herz nicht hin. So ein ſtattliches Mädel wie du, das wollen ſie alle haben, ihre Luſt dran büßen — aber dann ſind ſie weg. Wie die Hummeln aus dem Roſenkelch. Halt du dich an die Treue, Kind. Biſt dann nie verlaſſen!“

„Ja, wo iſt denn die Treue?“ fragte ſie träumeriſch, noch in ſeinem Arm. „Wo find' ich die?“

„Bei dem beſten Freund. Bei dem Alten, der dir ſo gut, ſo gut iſt, ſo feſt an dir hängt. Der verläßt dich nie! — Hör mich an; du biſt ſo klug. Wenn du nun zur Kunſt gehſt — und mit all dem jungen Feuer in dir — Verſuchungen und Gefahren auf Schritt und Tritt! Du mußt aber deinen Weg gradaus weitergehn, ſonſt kommſt du nicht an dein großes Ziel. Aber was erleben, das mußt du auch; ganz zum Weib werden, verſtehſt du mich; ſonſt ſingſt du auch nicht das Weib aus dir heraus — nur den Schatten davon. Da haſt du ihn nun bei dir, deinen beſten Freund! Immer. Wann du willſt. Und wenn der dich zum Weib macht, der verrät es nicht, und verläßt dich nicht. Und dir ſagt dann dein gutes Herz: dem mach' ich Freude! Den mach' ich glücklich!

Dem lohn' ich, was er für mich tut. Dem dank' ich ſeine Liebe!"

Vor Irmas Ohren rauſchte es, vor ihren Augen dunkelte es. Sie war wie erſtarrt, konnte ſich nicht rühren. Um Gottes willen, dachte ſie in ihrem Entſetzen und in ihrer Unſchuld, verſteh' ich auch falſch? Meint er's vielleicht nicht ſo ſchlecht? Es iſt ja nicht möglich! Es iſt ja nicht möglich!

Sie faßte ſich ein Herz; „bitte!" ſagte ſie mit zitternder Stimme. „Wie — wie denkſt du dir das? Was ich für die andern nicht tun ſoll, ſoll ich für dich tun?"

Sie ſah ihn nicht an, ſie fühlte aber, daß er nickte; es fuhr wie ein Schlag durch ſie hin. „Nu ja, du kluges, gutes Mädel, ſo mein' ich's," antwortete er, von ihrer Nähe, ihrem Bleiben nun ganz berauſcht. „Darauf hab' ich ja all die Jahre —"

Jetzt riß ſie ſich los. „Was — was — was haſt du?" Mit den weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte ſie ihn wie etwas unfaßbar Grauenhaftes an. Er bebte. Er erblaßte. „Scheuſal! Scheuſal!" rief ſie nur noch. „Auf Niewiederſehn!"

Sie wollte laufen, ſie konnte nicht; ſie taumelte zur Tür.

Der Alte kam ihr zuvor, ihm blieb ſo viel Zeit. Sich ſchneller faſſend als ſie, breitete er die Arme aus, um die ganze Tür zu decken; „halt, halt, halt!" keuchte er hervor. „So rennſt du mir nicht davon! Haſt mich falſch verſtanden —"

„Weg da von der Tür!" ſchrie ſie ihn an.

„Hab' doch Vernunft, Vernunft, Vernunft! Wirſt doch dein Lebensglück nicht ſo in die Schanze ſchlagen —"

„Mein Lebensglück? Von deiner Gnade zu leben? Nicht 'ne Stunde mehr! — Weg da von der Tür!"

Er blieb ſtehn, ſie ſtieß ihn mit aller Kraft hinweg, daß er in die Ecke flog. Sie riß die Tür auf und ſtürmte hinaus.

Drittes Buch

Fünf Jahre und darüber waren vergangen seit Irmas Flucht aus Gutzeits Haus; sieben, seit Robert Helm nach des Vaters Tod Stargard verlassen und seinen Weg über Neubrandenburg in die „Welt" angetreten hatte. Robert, junger Doktor der Philosophie, saß in seiner Stube in der deutschen Residenzstadt S., am Altmarkt. Er hatte sich müde gearbeitet, ein Feuilleton für seine Zeitung geschrieben, über neue Schauspiele. Ihm schwand auch das Tageslicht, der frühe Septemberabend war gekommen. Was nun tun? In eines der Theater gehn? Oder zu Bekannten? Er war im Augenblick zu müde, um sich zu entschließen. Zur rechten Zeit ward an seine Tür geklopft, und eine Art von Schicksal kam, in der kleinen, behenden Gestalt seines Freundes Falk, der ihm nur bis ans Kinn reichte.

„Kommst du mit?" fragte Falk und zeigte zwei Kärtchen, die er aus seiner Westentasche zog.

„Wohin denn?"

„In die Oper. Glaubst du an den Zufall, Helm? Ich auch. Dies ist einer: diese beiden Billette für die Oper heut' hat mir ein krank gewordener Krösus,

der alte Witte, geſchenkt. Ich lad' dich alſo ein. Gehſt du mit?"

„In die Oper?" Robert machte ein gleichgültiges Geſicht. „Wie lange war ich in keiner Oper. Vergangene Zeiten!"

„Ach du junger Greis du. Haſt dich mit ſolchem Biereifer ins Schauſpiel begraben und in die Theaterkritik geſtürzt, daß du nicht mehr weißt, was ſchön iſt. Gluck! Chriſtoph Willibald Gluck, alter Junge!"

„Was ſpielen ſie denn von Gluck?"

„Den Orpheus."

Robert ſchüttelte ſeinen kritiſchen Kopf: „In dem nur Frauenzimmer und Furien ſingen? Das iſt heut' nichts für mich, Falk. Bin zu männlich geſtimmt."

„Aber Menſch, die Wendelſtein ſingt! — Dein Geſicht iſt zum Lachen komiſch. Alſo von der Wendelſtein haſt du dieſen ganzen September noch nichts gehört! Unſre größte Sängerin —"

„Ach ja, ich weiß ſchon," unterbrach ihn Robert. „Sie iſt zwei Meter groß, oder ſo was. Das ſtand in der Zeitung."

„Weiter ſtand da nichts? — Sie iſt nicht zwei Meter groß, aber eine meterhohe Seele hat ſie, und 'ne Götterſtimme! Von Köln am Rhein hierher gekommen, gleich im erſten Sturm die andern geſchlagen, und jetzt nach ein paar Wochen ſogenannter Liebling. Und die ſingt den Orpheus, Menſch!"

„Und die ſingt den Orpheus," wiederholte Robert träg; ebenſo träg ſtand er auf. „Alſo gut, ich will ſie hören; da der alte Witte krank geworden iſt, da-

mit ich ſie hören ſoll. Und da du mich bitteſt, ein Billet von dir anzunehmen; einem ſo guten Freund wie du bringt man ſo ein Opfer. Alſo gehn wir hin!"

Er machte ſich fertig, mit der etwas „ſchönheitsbewußten" Sorgfalt, die Falk an ihm kannte; dann marſchierten ſie. Langſam zum Hoftheater ſchlendernd erreichten ſie ungefähr die Theaterzeit. Das Haus füllte ſich, trotz des warmen Herbſtabends; „das macht der Liebling!" murmelte Falk. Allmählich erwachte in Robert ſein Muſikſinn, ſeine Opernluſt; er hatte eine Vorliebe für Gluck, vom Vater geerbt und vorgebildet, er „betrank" ſich gern in deſſen edlen, ſüßen Melodien, wenn ihn auch die ganz modernen unter den Kommilitonen dafür altfränkiſch nannten. „Irma Wendelſtein" las er auf dem Theaterzettel. Eine andere Irma fiel ihm dabei ein, die Zeiſing aus Neubrandenburg, die ja auch zur Oper gewollt oder geſollt hatte; das wunderliche, hochaufgeſchoſſene, gute Ding. Ob ſie's wohl erreicht hat? dachte er. All die Jahre hatte er nichts von ihr gehört. Sie war ihm verſchollen; er ihr wohl auch. So wirft das Leben die Menſchen hin und her, wirft ſie auseinander!

„Was haſt du?" fragte Falk leiſe, als die Vorſtellung begonnen hatte und die große, ſchlanke Geſtalt des Orpheus auf der Bühne ſtand und ſang. „Was wetzeſt du ſo auf deinem Stuhl? Was murmelſt du?"

„Hab' ich denn gemurmelt?" fragte Robert zurück.

„Ja freilich. Wenn ſie dir nicht gefällt, du Kritiker — bitte, ſtör doch nicht."

Robert ſchüttelte den Kopf und war ſtill. Das iſt ein Rätſel! dachte er. Das iſt wie ein Märchen! Ich ſchau' dieſen großen, ausgewachſenen Orpheus an, ich hör' ſeinen vollen, blühenden Alt — entzückend ſchön! — und muß immer denken: das iſt Irma Zeiſing! der Backfiſch von Stargard! — Kann das davon kommen, daß ich eben an die gedacht hab'? — So dumm ſind meine Augen und Ohren doch nicht. Ähnlichkeit? O ja; aber doch nur ſo, ſo. Dies iſt ein Weib, das war ein Kind! Mit 'ner Kinderſtimme. Nur eine gewiſſe Art, die Augen zu heben — und den Arm — — Jetzt, jetzt wieder! — Und die Stimme gleichſam in die Luft zu werfen — — Da! Da! Das iſt's! — — Ich bin ziemlich närriſch. Ungefähr machen ſie's doch alle ſo. Große Augen, ja; großer Mund, ja, auch. Aber die ſieht man doch hundertmal! — — Ach, wie ſingt ſie rein und ſchön. Wie geht das zu Herzen. Iſt auch ihr Geſicht ſchön? Ich weiß nicht. Vielleicht tut's nur ſo, mit der Schminke, mit den Jünglingslocken, in dem griechiſchen Gewand, das ihr ſo gut ſteht. Wetter, die Geſtalt! — Und hol' mich der Teufel, ich muß immer denken: ſo wär' Irma Zeiſing jetzt! So war die angelegt, ſo war die gebaut! — — Dieſe heißt aber nicht Irma Zeiſing, ſondern Irma Wendelſtein. — — Wie ſie das eben ſang. Ich mußt' an die kleine Zeiſing damals auf dem Nachtigallenſteig denken: „Wer hat dich, du ſchöner Wald" — — Ich werd' vollſtändig verrückt!

Er faßte ſich wenigſtens wie ein Mann, hielt ſeine

gern ſo lebhaften Glieder ruhig, um nicht zu ſtören, nicht aufzufallen. Gluck zog ihn endlich von ſeinen Gedanken ab; er gab ſich dem melodienreichen Meiſter hin, verſenkte ſich in das ſchöne Märchen von Orpheus, Eurydike und der Unterwelt. Nach dem erſten Akt pries er zu Falks Genugtuung den neuen Liebling, die Wendelſtein; der friſcheſte Alt und der poetiſcheſte Orpheus, den er bis heute gehört! Von ſeinen Ähnlichkeitsphantaſien ſprach er nicht; er warf ſie bei Seite. Als die Oper zu Ende und Orpheus nach dem letzten Hervorruf verſchwunden war, gingen die beiden einer Kneipe zu, um zu Nacht zu eſſen. Der kleine Falk war aufgeregt, trank ein Glas Bier nach dem andern; er ſprach von der Sängerin faſt wie ein Verliebter. Robert gab ein wenig Kritik dazu, wie das unter Freunden nach ſo einem Abend zu gehen pflegt.

„Iſt ſie dir nicht etwas zu groß?" ſagte er und ſchaute mit halb unterdrücktem Lächeln auf den kleinen Schwärmer hinunter.

„Iſt ſie dir zu groß?"

„Na, da wär' doch ein Unterſchied." Robert richtete ſich zu ſeiner ganzen Übermannslänge auf, die ſeit den Stargarder Jahren noch zugenommen hatte.

„Ich heirat' ſie ja nicht," erwiderte Falk. „Aber kann man einen ſchöneren griechiſchen Jüngling ſehn?"

„Als griechiſche Jungfrau iſt ſie dann vielleicht nicht ſo ſchön."

„Das iſt nur deine krankhafte Vorliebe für die kleinen Mädels!" Falk ſah den heimlich beneideten langen, breitſchultrigen, wohlgebildeten Helm mit her-

ausfordernden Spitzbubenaugen an. Er deutete auf ein paar Verliebungen hin, deren Gegenstand zierliche, beinahe niedliche Geschöpfe gewesen waren; „nach dem Gesetz des Kontrastes", wie Falk, der behende Spötter, sagte.

Robert antwortete nicht. „Weißt du zufällig, wo sie wohnt?" fragte er nach einer Stille.

„Wer?"

„Die Wendelstein."

„Die Wendelstein?" Falk lächelte. „Willst du sie besuchen?"

„Besuchen? Ich frag' nur so."

„Nein, ihre Wohnung weiß ich nicht. Sie soll furchtbar tugendhaft sein; na, sie ist aber noch nicht lange hier. Auf der Straße geht sie mit einer kleinen Person — wohl auch nach dem Gesetz des Gegensatzes — die neben ihr ein komisch dürftiges Pflänzchen ist. Sie aber geht wie 'ne Göttin dahin!"

Robert erwiderte nichts. Sie sprachen von anderen Dingen. Endlich trennten sie sich.

* * *

Erfahren will ich's! sagte Robert sich in der tiefen Nacht; er lag schon ungewohnt lange schlaflos da, dieses sonderbare Fragezeichen ließ ihm keine Ruhe. Wo sie wohnt, das sagen sie mir wohl im Hoftheater. Ich geh' dann hin und schick' ihr meine Karte hinein: Dr. phil. Robert Helm. Ist sie wirklich die Irma Zeising und liest das, dann erwacht doch wohl ihr Stargarder Herz und sie läßt mir sagen: bitte, nur

herein! Iſt ſie's nicht — na, dann läßt ſie mich wohl nicht herein. Und dann liegt auch nichts daran!

Gegen Mittag ging er in die erkundete Wohnung, nur ein paar Straßen von ſeinem Altmarkt weg. Ein kleines, gutgekleidetes, unſcheinbares Perſönchen öffnete ihm; wohl der „Gegenſatz"! dachte er. Sie ſchaute ihn nicht ſehr wohlwollend, eher mißtrauiſch an, nahm aber ſeine Karte und ging. Auf einmal rauſchte etwas heran, und eine hohe, großmächtige Geſtalt in einem weiten Morgenkleid öffnete die Tür. „Robert Helm!" rief eine volle, ſchöne Stimme, der Alt von geſtern, aber heller, jünger. „Robert Helm aus Stargard!" Eine große, ſchöne Hand ſtreckte ſich ihm aus dem weiten Ärmel entgegen. „Tauſendmal willkommen!"

„Sie ſind's alſo doch!" rief Robert aus. „Sie ſind Irma Zeiſing!"

„Was?" fuhr ſie auf. „Du ſagſt Sie zu mir? Wir haben uns doch immer du genannt. Haben noch in deiner letzten Stargarder Zeit — — Nein, zwiſchen uns bleibt's beim Du! — Komm herein, komm herein. Sag mir, wie du mich entdeckt, wie du mich erkannt haſt. O, ich hätt' dich wohl nie mehr erkannt; mit dem Bart, dem — — Oder doch! — Ich weiß nicht. Das Robert Helmſche Geſicht, o, das iſt es noch. Komm herein! damit wir ſehn, ob wir's ſind!"

Ihre herzliche Stimme überflutete ihn. Die raſchen Bewegungen der großen Geſtalt, ihm war, als umwallten ſie ihn. Halb betäubt trat er in ihr Wohn-

zimmer, das auf eine ſtille Straße ging; die Kleine von vorhin entfernte ſich eben durch eine andere Tür. Nun fiel erſt das volle Tageslicht auf Irma. Robert ſtaunte ſie an. Sie erſchien ihm noch größer als geſtern im Jünglingsgewand; nicht ſo ſchön, aber menſchlicher. Ihr Lächeln, ihr treuherziges, zutrauliches, ſagte ihm ſogleich: das iſt Irma Zeiſing! Sie legte eine Hand auf ſeinen Arm und drückte ihn ſanft auf einen Seſſel nieder: „Setz dich! Und erzähl mir das! Ich nenn' mich doch Irma Wendelſtein; und ich bin unterdeſſen ſo alt geworden; wie haſt du mich dann doch erkannt?"

Er fing an zu reden. Plötzlich fiel ſie ihm ins Wort, ein andrer Ausdruck war in ihr Geſicht gekommen: „Ach, ſag mir erſt nur eins. Wunderſt du dich auch an mir? Ich hab' dich ſo überfallen — mit dem Du und alledem. Ich hab' dich gleich ſo kordial auf den Stuhl gedrückt. Bin ich dir nicht recht? Denkſt du im ſtillen: die Künſtlerin, die Komödiantin?"

Er ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Aber Irma —!"

„Ach, die Leute denken ſo viel. Und ſie ſind ſo ſchlecht. — Verzeih! — Aber auf deiner Karte ſteht: Doktor der Philoſophie. Nun biſt du wohl ſo hochgebildet — und ſiehſt ſo kritiſch auf uns herab —"

„Ach was!" unterbrach er ſie. „Beinah hätt' ich geſagt: dummes Zeug!"

„Na, dann iſt's gut. Dann erzähl!"

Robert ſchilderte, wie es ihm geſtern abend ergangen war. Er betrachtete ſie dabei fort und fort;

die faſt übergroße Geſtalt, die doch ſo jung, ſchlank und natürlich war; die großen Augen, die bald aufs lebendigſte leuchteten, bald ſonderbar wie von Schwermut verſchleiert wurden; die faſt ſteile, ſchöngeformte Naſe, den charaktervoll feſtgeſchloſſenen Mund. Was iſt alles aus dem Backfiſch geworden! mußte er, während er ſprach, mehr als einmal denken. Sie ſah ihn zuweilen lächelnd an. Wie wir beide uns anforſchen! ſagte dieſes Lächeln. Sie ſuchte ſich aus ſeinen Zügen den verfeinerten, vergeiſtigten, verſchönerten, den alten Robert Helm zuſammen, mit dem ſie gerauft, gehadert und getrauert hatte. Ja, er war noch da; die Zähne waren noch ein wenig zu groß, das braune Haar über der Stirn noch etwas geſträubt oder widerſpenſtig; auch das kritiſche Lächeln, der kritiſche Blick — den hatte ſie nie gemocht — tauchte wieder auf. Ihr ward aber doch heimatlich wohl zu Mut. Wie lange war ihr das nicht geſchehn!

„Und wie biſt du denn nun hierher gekommen?“ fragte er, als ſeine Erzählung zu Ende war. „Wo haſt du ſo lange geſteckt? Ich weiß nichts, nichts, nichts!“

„Ich auch nicht,“ antwortete ſie. „Es iſt wirklich drollig, beinah romantiſch, wie wir uns da plötzlich gegenüberſitzen, wie vom Mond gefallen! — Zu verwundern iſt's ja eigentlich nicht. Von Stargard ſind wir beide ſo gründlich fort! Aus Neubrandenburg ſchriebſt du mir noch einen Brief — einen traurigen, ſchönen — ich hab' ihn noch; und ich ſchrieb dir wieder; na, und dann war's aus. Natürlich! Der

Primaner und der angehende Backfisch! — Dann haſt du vielleicht noch gehört, daß mein Vater ſtarb —“

Er nickte.

„Und daß ich in zwei Hälften geteilt wurde, zwiſchen Gutzeit und Mutter Sponholz. Darauf kam aber ein greulicher Tag: wo dein alter Gutzeit, dein ‚guter Kerl‘ ſich als einen entſetzlichen Kerl entpuppte — zum Lohn für ſeine Güte ſollt’ ich ihm zu gut ſein — ich wurd’ eben ſechzehn alt. Die erſte grauenhafte Erfahrung; kannſt dir meinen Schauder, mein Davonrennen denken! Ich ſtürz’ in die Nacht hinaus, zur Sponholz zurück. Tante Sponholz, ſagt’ ich, ich mag nicht mehr leben, die Welt iſt zu ſchlecht. Ich kann auch nicht mehr leben, denn von dem Scheuſal nehm’ ich keinen Pfennig mehr an, und ſelbſt hab’ ich nichts. Alſo gute Nacht! — Ach, die arme, gute Frau. Die herrliche Frau! Sie herzte und tröſtete mich die ganze Nacht. Und am Morgen waren wir einig geworden: nun macht ſie das Ganze; denn was ich werden ſollt’, das ſoll ich werden, dabei bleibt’s. Nun nimmt ſie ſtatt der Zinſen ihr Kapital in die Hand, ſo lang’ wird’s ja reichen, bis meine Ausbildung als Sängerin fix und fertig iſt; ‚und dann,‘ ſagt’ ſie, ‚meine alte Dirn, dann kommſt du zu Geld und ernährſt die alte Sponholz mit!‘ — So zogen wir denn auch gleich in die Welt hinaus; den ſcheuſäligen Kerl, vor dem verſteckt’ ich mich, den hab’ ich nicht mehr geſehn. Wir kamen nach Berlin; da lernt’ ich was. O ja, ich hab’ da viel gelernt; viel Kunſt — und auch viel von der ſchlechten Welt! Ich hatt’

meine Sponholzen, meine Säule, meine ‚gute Luft', zu der ich immer wieder flüchten konnt', wenn mir draußen übel wurd'. Und endlich gehn die Jahre vorüber, man weiß nicht, wo ſind ſie hin? Wir ſind dann nach Köln gekommen, da fing mein Singen auf der Bühne an. Irma Wendelſtein!"

„Warum Wendelſtein?" fragte Robert.

„Ja, warum? — Ich hätt's nicht getan. In mir liegt das nicht, das Verſteckenſpielen. Aber die Sponholz ſagte es, und mein Profeſſor hatt's geſagt, und ſie ſagten's alle: Irma Zeiſing, das tut nicht gut! Dann kommen die Leut' und reden und ſchreiben: ſie ſingt wie ein Zeiſig, der Name paßt! Und du weißt wohl, der muntere Zeiſig kann nicht viel. Er iſt nur ein Stümper. Ein langes, langes Gezwitſcher und dann noch ſo was hinterdrein: didldidldidldidldääh! — Na, da nahm ich endlich recht einen ſchönen Namen; mit dem hatt' ich als Kind geſpielt. Ich hatt' ſo einen kleinen Aberglauben, als könnt' der mir helfen; — biſt du philoſophiſcher Doktor ganz ohne Aberglauben? Ich nicht!"

Robert lächelte: „Ich hab' wohl keinen, aber ich kann ihn verſtehn."

„Sehr gütig! — Ob der Name mir geholfen hat? Wenigſtens das Gegenteil hat er nicht getan. Zuerſt ging's ſo langſam, langſam: Geduld, liebe Seele, Geduld; dann kam auf einmal der Schickſalstag, auf den hofft wohl jeder. Ich hatt' auf Mezzoſopran ſtudiert, und den hab' ich auch; aber meine Stimm' hat einen Umfang — das glaubſt du nicht. Vom

hohen Sopran bis zum Alt! — Sie wollten alſo in Köln den Orpheus geben — den du geſtern gehört haſt. Der Alt wird ihnen plötzlich krank. Dem Direktor lag aber daran, daß die Oper herauskam, warum, weiß ich nicht; er lief während einer Probe im Theater herum: wo krieg' ich einen Orpheus her? Plötzlich faſſ' ich mir einen Mut und geh' zu ihm hin. Herr Direktor, ſag' ich, wenn Sie's mit mir verſuchen wollten — ich hab' den Orpheus ſtudiert; ich könnt's! — Er guckt mich an, als hätt' ich geſagt: ich kann die Erdachſe drehn. Kind, was bappeln Sie da? Sie haben ja doch die Tiefe nicht! — Wollen Sie's nicht verſuchen? ſag' ich. Da an der Kuliſſe ſteht das Klavier. Bitte, ſchlagen Sie an! welchen Ton ich ſingen ſoll! — Er ſchüttelt über mich Balg den Kopf. Er geht aber doch zum Klavier; ich mit. Er ſchlägt an. Ich ſing' jeden Ton. Er ſchüttelt wieder den Kopf, aber anders. Dann ruft er zum Regiſſeur hinüber, der eben auf die Bühne kam: ich hab' meinen Orpheus!"

„Bravo! Bravo!" rief Robert und klatſchte in die Hände.

Irma verneigte ſich heiter, als wär' er das Publikum. „Na, ich ſang den Orpheus, am Abend, und mit wunderbarem Glück. Und mit Freudentränen iſt mir dann die gute Mutter Sponholz um den Hals gefallen; das war ihr allerſchönſter Tag! — Den hat ſie doch noch erlebt; dann ging's bald zu Ende. Ich hab' ſie nicht mehr ernähren können, wie wir phantaſiert hatten; mit ihrem kleinen Vermögen ging auch

grad' ihre liebe, tapfere Lebenskraft zu Ende. Sie hatte ſchon lange mehr mit dem Willen gelebt. O wie war das ſchrecklich, als ich allein an ihrem Totenbett ſtand und die offenen Augen mich noch immer anſtarrten — ſo ſah es aus — und ich ſie zudrücken mußt'! — Nach dem Orpheus-Abend war ich durch — genug und übergenug zu ſpielen — aber auch allein. Hätt' gar nicht gewußt, was ich machen ſollt', ſo jung wie ich war; wenn ſich nicht eine an mich herangeſchmiegt hätt', auch 'ne junge Sängerin, der es aber gar nicht glücken wollt'; ſie hat gar keinen Reiz, die Arme, und zu wenig Stimme. Und ſie hatte mich in ihr Herz geſchloſſen. Die hat nun die Bühne aufgegeben und lebt bei mir, und hilft bei allem. Emmy Baade heißt ſie. Du haſt ſie vorhin geſehn!"

„Die ernährſt du mit?"

„Ach, ſie braucht ſo wenig. — Ach, hätt' ich Mutter Sponholz noch! — Die war wirklich wie ein Engel für mich; ſeit ſie mich nicht mehr mit dem alten Teufel teilen mußte. Kann ſie nie verſchmerzen!"

Irmas Augen feuchteten ſich. Jetzt waren ſie ganz in Schwermut getaucht.

„Man ſah's ihr an: die war wohl gut!" ſagte Robert mit halber Stimme. — „Und du kamſt dann von Köln hierher?"

Sie nickte, nach einem bittern Lächeln: „Mit dem Direktor ging's nicht mehr! Nachdem er mich ‚groß gemacht' hatte, wie er ſagte, wollt' er auch ſeinen Lohn dafür haben. So iſt's ja beim Theater! Der

eine will ihn im voraus, der andere hinterher! — O pfui. O dieſe eklige Welt! — Um ihn abzuſchütteln, ſchüttelte ich auch den Kölner Staub von meinen Füßen. Ich mochte den Menſchen nicht mehr ſehn. Bin dann im Frühling hergekommen, zum Gaſtſpiel; hatte wieder Glück, gefiel. Wurd' engagiert, zum Herbſt. Und nun ſpiel' ich hier. Und werd' tüchtig herausgerufen, wie du geſtern abend geſehen haſt. Und die einen ‚mögen' mich, die andern beneiden mich. Und es geht mir wunderbar gut!"

Sie lachte bitter auf; es war ein Lachen, das keine Jugend hatte, das ihm nicht gefiel. „Na, und geht es dir nicht wirklich gut?" entgegnete er.

„Aber wem geht's denn beim Theater gut? All das ſcheint ja nur! In den Zeitungen die Nadelſtiche — ſie tun aber tüchtig weh — und die Herrſcher auf ihren Thronen, Intendant, Direktor, Kapellmeiſter, Regiſſeur — und die zärtlichen Kollegen, die intrigierenden Kolleginnen. O, auch die verſtehn ihre Sach'. Aber die Männer, die Männer! Alle wollen ſie zu viel von uns; die Agenten, die ‚Herrſcher', die Kritiker, alle, alle, alle. Ich dacht' damals als junges Ding, in meinem erſten Entſetzen: wie iſt's möglich, das will der von dir? den du Onkel Gutzeit nennſt? Jetzt wundert mich auf der Welt nichts mehr. Ich weiß nur, es iſt eine greuliche Welt!"

Da war es wieder, das kritiſche Lächeln um Roberts Mund, das ſie nie gemocht hatte. Er ſagte aber nichts. „Was denkſt du eben?" fragte ſie.

„Es ſcheint, liebe Irma, deine Seele iſt noch ähn-

lich empfindlich wie in der Kinderzeit, und verlangt von den Menſchen ungefähr ebenſo viel."

„Es ſcheint nicht nur, es iſt ſo. Dir iſt das nicht recht?"

„Ich denk' nur, ich hab' die Welt nicht gemacht, kann ſie auch nicht ändern. Muß ſie alſo anerkennen und mit ihr auskommen, ſo gut es geht."

„Mit allem, was in ihr ſcheußlich iſt? Ja, ja, ja, eine ſcheußliche Welt!"

„Sie iſt nun mal ſo."

„Verzeih, aber auch das iſt ſcheußlich, wie ihr alle redet, wenn man euch ſeine Empörung ausſchüttet. Ihr zuckt einfach die Achſeln — als Doktoren der Philoſophie — und lebt ruhig weiter!" — Irma war in ihrem Eifer aufgeſprungen, ging nun einmal durch's Zimmer hin; etwas langſamer kam ſie dann zurück. Ihr Tragödinnengeſicht war ſtill geworden, ein junges, rührendes Lächeln erſchien darin. „Aber das wär' nicht ſchlecht," ſagte ſie mit hellerer Stimme, „wenn ich mich dir gleich beim erſten Wiederſehn ſo verekelte, daß du nie wiederkämſt. Gib mich nur noch nicht auf, Robert Helm; ich bin nicht ſo ſchlimm! Ich kann auch furchtbar luſtig ſein. Aber in der Freude über dies ungeahnte Wiederſehn hab' ich dich halb tot geſchwatzt, und meinen Zorn auf die Welt — — Eine ſchöne Freude!" Sie lachte herzlich. „Und nun weiß ich noch kein Wort von dir. Was biſt du, was willſt du, wie iſt dir's ergangen?"

„Mir? Ach, das ſagt ſich bald. Onkel Ammon, weißt du — den ich dir damals auf dem Johannis-

kirchplatz zeigte — der hat mich gemacht! Hat mich durch Prima gejagt, auf drei Universitäten geschickt, meine Schulden gezahlt, wenn ich welche hatte, sich nach meinen Verliebungen erkundigt, sich über meine Dummheiten gefreut; kurz, der musterhafteste und rührendste Vater-Onkel, den man sich nur wünschen kann. Zuletzt hielt ich's aber nicht mehr aus: ewig von seinen Wohltaten leben — das empörte mich. Wollt' mir selber helfen! War auch schon dreiundzwanzig alt. Da hab' ich ihm das auseinandergesetzt — der versteht ja alles — und bin hierher gegangen, wo ich schon allerlei Leute kannte, wo mir's gut gefiel; und hab' einstweilen auf alles verzichtet, was mein Liebstes ist: philosophische Studien, Bücherschreiben, Dozentwerden —"

„Warum tatst du das?" fiel sie ihm ins Wort.

„Weil ich davon nicht leben kann. Drum hab' ich mich jetzt ins ‚Leben' gestürzt, bin zu einer großen Zeitung gegangen, Feuilletonist und Theaterkritiker geworden. Geb' mir Mühe, das auch wirklich zu verstehen, über was ich schreibe. Und lerne, indem ich die Welt belehre. Und ernähr' mich selbst!"

Irma sah ihn sehr aufmerksam an, ihre nachdenklichen Augen strahlten wieder. „Das gefällt mir," sagte sie langsam. „Und — wie lange willst du das?"

„Das ahn' ich noch nicht!"

„Das gefällt mir auch." — Sie stand auf, sah auf ihre Uhr. „Ach, nun muß ich aber fort: ein

Beſuch, einer von den langweiligen, die notwendig ſind. Und grad' heut Mittag; verabredet. Kommſt du einmal wieder? Oder haſt du von der Sängerin und Weltbeſchimpferin nun genug?"

Robert nahm ſeinen Hut, um zu gehn. „Wie kannſt du das denken! Ich bitte, laß mich wiederkommen. Laß uns die alten Freunde ſein!"

„Ohne Ausreißen von Haarbüſcheln," erwiderte ſie luſtig. „Alſo Nachmittags — wenn ich nicht ſinge. Auf ein gutes Wiederſehn und gute Kameradſchaft!"

* * *

Robert ging die nächſten Tage in tiefen Gedanken umher. Er wunderte ſich: Warum bin ich eigentlich nicht verliebt? Iſt mir doch ſonſt ſo leicht geſchehn. Aus der vierzehnjährigen Raupe Irma Zeiſing ein ſo intereſſanter Schmetterling geworden; ſie ſingt entzückend, ſie plaudert ſo lieb, ſie iſt voll Leben — auch voll Herz, wie es ſcheint — ſie hat hundert Reize. Warum ſchlaf' ich denn doch ſo gut? — Ihm fielen auf einmal die Verſe in Schillers „Kranichen des Ibykus" ein:

So ſchreiten keine ird'ſchen Weiber!
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus ...

War es ihre gar ſo hohe Geſtalt? Er hatte am Weib bisher das ſo recht Evamäßige, Anmutige, Zierliche geliebt. Oder ſtieß ihn ihre gar ſo mimoſen-

haſte Weltſcheu ab, die er ſich mit dieſer Geſtalt nicht reimen konnte? — Vielleicht beides! dachte er. Immer ging ſie ihm aber doch nach, dieſe Irma Wendelſtein; zuweilen, wenn er durch die Straßen zog, war ihm faſt körperlich ſo, als komme ſie hinterdrein, und er wandte ſich um. Sie war's aber nie. Einmal war's die Emmy Baade, die kleine Reizloſe, die ihm wie ein Schatten folgte. Sie erwiderte ſeinen Gruß mit einer ausdrucksvollen Neigung des Kopfes, die ſeiner oft noch unphiloſophiſchen Eitelkeit ſchmeichelte. Darüber kam ihm die Sehnſucht — ſo wunderlich geht's oft in uns zu — die hohe Geſtalt der andern wiederzuſehen. Denſelben Nachmittag ging er hin.

Er fand Irma auch zu Haus; es waren ein paar Beſucher da, ein unterſetzter Herr mit ſchönem Vollbart und einer von wenigen Haaren umkränzten Glatze, und eines von den zierlichen Weſen, wie Robert ſie geliebt hatte; doch war es an der Grenze der Üppigkeit, mit ſinnlich vollen Lippen und Hüften, feurig rotem Haar; die Augen merkwürdig ungleich gefärbt, es lag aber ein lockender Reiz darin. Er wußte, wer die Dame war: im vergangenen Winter und Frühling hatte er ſie in der Oper geſehn, gehört. Sie ſang kleinere und auch große Rollen; manchen gefiel ſie ſehr, ihm nicht. Sie zeigte zu ſehr die Abſicht, zu gefallen. Sie ging ihm höchſtens auf die Sinne, gar nicht auf die Seele.

Irma ſtellte ihn vor; „Fräulein Johanne Zelenka kennen Sie ja!" ſetzte ſie hinzu. Robert verneigte ſich. „Und das iſt Herr Doktor Buchner, einer von

den Kritikern der Oper, die uns möglichſt ſchlecht machen. Darum behandeln wir ſie möglichſt gut!“

Der Herr mit der Rieſenglatze ſchüttelte den Kopf mit vorwurfsvollem Lächeln. „Das können Sie doch nicht ſagen; ganz im Gegenteil.“

Er wollte weiterſprechen, die Zelenka ſchnitt ihm aber mit einer ſchneidigen Gebärde die Rede ab: „Was wollen Sie denn von Fräulein Wendelſtein? Nun hör' einer! — Greifen Sie der ihre Tugend nicht an, die beſchütze ich; da bekommen Sie's mit mir zu tun! — Jetzt ſeien Sie gut, Wendelſteinchen, ſingen Sie uns das Lied, das Sie neulich ſingen wollten, da wurden wir aber geſtört. Geſtern ſchrieb mir noch einer aus Köln, Sie machen das ſo wunderhübſch. Und ich lieb' Ihre Stimme ſo!“

Sie nötigte Irma mit Worten, Augen und Armen ans Klavier. Irma ſetzte ſich, ſpielte und ſang. Es war ein Lied, das Robert nicht kannte, von einem der jüngſten Komponiſten, damals noch faſt ungeſungen. Eine tiefe Schwermut glühte und weinte darin, die zuletzt etwas unklar oder körperlos verging. Doch klang immer noch warmes ſeeliſches Empfinden durch. Oder kam das von Irma her? Robert ſtaunte, wie ſehr ihn dieſes junge Mädchen ergriff, wie wunderbar ihre Stimme rührte. Es ertönte allerlei, das er ſo noch nie gehört. Zuweilen war's wie aus einer andern Welt. Das Lied ging aber hoch hinauf; Irma ſang das alles ſchön, frei und mühelos.

Fräulein Zelenka klatſchte nach dem Schluß in die Hände; „famos! famos!“ rief ihre etwas theatraliſche

Stimme. „Nein, ergreifend! wonnevoll! Na, Buchner? Wer kann das? — Ich bin ganz benommen. Dieser eine Übergang, was? — Nein, diese Seele! Ich muß Sie umarmen!"

Sie umschlang die große Irma, so gut es ging, und küßte sie auf den Mund.

„Und die Höhe!" rief sie dann. „Buchner, diese Höhe! Bei dem Alt. Sie unbegreifliches Mädel, wo haben Sie diese Höhe her?"

„Ich bin ja kein Alt," sagte Irma mit ernstem Lächeln. „Das wird mir nur immer nachgesagt. Ich kann ebenso hoch hinauf wie die andern."

„Sie kann alles! alles!" Die Zelenka klatschte wieder.

Fräulein Emmy Baade trat mit einigen andern Besuchern ein; nachdem sie die Hausfrau begrüßt hatten, umringten sie Johanne Zelenka, um sie wegen ihrer letzten Leistung zu bewundern. Robert sah sich beim Klavier mit Irma allein. Er ergriff den Augenblick, er sprach ihr von seinem tiefen Eindruck, seiner schönen Erschütterung. Sie nickte ihm herzlich dankend zu.

„Ja, du meinst es so," sagte sie dann leise; am Fenster sprachen die andern laut durcheinander. „Aber die? O Gott! Während sie mich umarmte, hat sie ganz gewiß gedacht: Diese gefährliche Person muß mir aus dem Weg! — Sie wollte ja nur hören, ob ich wirklich diese Höhe habe. Sie will ja nicht, daß ich Sopranrollen spiele; die will sie allein!"

„Aber gute Irma!" raunte Robert. „Sie will, sie will. Was hat die zu wollen?"

„Was die zu wollen hat? In den Sommerferien hat sie ihn ja eingefangen, den Generalmusikdirektor, den Döbler; nun hält sie ihn, solang sie kann. Und was der Döbler will, will der Intendant!"

„Mir hat man gesagt, dieser Buchner ist ihr Geliebter —"

„O, warum denn nicht? Das kann sie vereinigen, die Zelenka. Das hat sie immer gekonnt!"

Die Gruppe am Fenster löste sich, Fräulein Zelenka ward von den andern zum Klavier geführt, gedrängt, sie sträubte sich ein wenig. „Ja, das müssen Sie den Herrschaften singen!" sagte Doktor Buchner, der neben ihr ging. „In dem frechen Spaß ist der ganze Wiener Humor. Und das singt Ihnen kein andrer nach!"

„Es ist ziemlich frech," erwiderte die Zelenka; sie saß aber schon.

„Aber witzig. Nur zu!"

Die Sängerin intonierte, mit geschulten Händen und lustigem Anschlag; dann setzte ihr kecker Sopran ebenso lustig ein. Es war ein sehr gewagter Schwank in hüpfenden Versen, mit prickelnder Musik; die Verse in einer steirisch-wienerisch gemischten Mundart, die ihr sehr natürlich von den Lippen floß. Ein Dorfmädel, das ein Pfaff verführt. Ein schlüpfriger Refrain. Sie warf das mit einer gewissen Grazie hin, die gleichfalls verführte. Sie hob den Refrain immer mutwilliger, immer durchtriebener heraus, er ward immer noch schlüpfriger. Buchner schmunzelte bewundernd, mit tiefem Verständnis; die andern lachten.

Robert ſtaunte aber, beengt: das in Irmas Zimmer? Er ſuchte ihr Geſicht. Sie ſtand jetzt etwas von ihm entfernt, allein. Sie war bleich geworden. Ein ſtarker, vornehmer Ausdruck von Unwillen lag auf ihren dadurch veredelten Zügen. Ihre Geſtalt regte ſich nicht.

Endlich war es aus. Die zuletzt gekommenen Beſucher klatſchten. Die Zelenka ſtand auf und ſah über ihre runde, volle Schulter zu Irma hin. „Wendelſteinchen! War's Ihnen auch recht, daß ich in Ihrer Bude — ? — Ach! Das bitterböſe Geſicht. Na, na, na! Nur nicht ſo vernichtend. Was hat man Ihnen getan?"

Irmas Brauen zuckten. „Nichts," ſagte ſie; „ich hab' mich nur eben geirrt. Ich dachte, ich wär' in einer Kneipe. Nun ſeh' ich aber, ich bin zu Haus."

„Ach, ach!" Die Zelenka lachte kurz auf. „Das liebe Mädchen wird fein ironiſch! — Gelt, mein Mauſerl, das hätt' ich hier nicht ſingen ſollen, für ſolchene Spaſſettln ſind Sie zu tugendhaft."

„Ich weiß nicht, ob ich zu tugendhaft bin. Aber daß ich an ſolchen ‚Spaſſettln' keine Freud hab', das weiß ich. Und wenn ich ſie ſchon hören mußt', dann lieber anderswo als bei mir!"

Das weiche Geſicht der Zelenka ward rot, bis zu den noch röteren Haaren hin; dann ging aber ſchnell die Farbe weg. Sie machte eine ſchöne, graziöſe Verbeugung. „Ich dank' für gnädige Straf'! Will mir's ſchön merken für ein andermal. — Nein, was die Welt jetzt tugendhaft wird! Da iſt wohl der jüngſte

Tag nicht mehr fern. Empfehl' mich, empfehl' mich, Fräulein Wendelſtein. So jung und ſchon ſo unverdorben! — Ich lieb' Sie aber doch, und wie. Sie haben einen Charme für mich — — hat ſie den nicht, Buchner? — Kommen Sie. Adieu, adieu!"

Sie grüßte luſtig mit der Hand — ihre Augen blitzten aber — und ging, Buchner mit.

* * *

Seit Irma das ſchwermütige Lied geſungen, hatte ſie ſich in Roberts Herz tief hineingeſungen; ſo hatte ihn noch keine Stimme bewegt. Er fühlte wohl auch darin eine ſeeliſche Weichheit und Schwere, der ſein männliches Weltgefühl widerſprach; aber mit welchem Adel, welcher Reinheit ſang ſie. Das die kleine Friſeurstochter Irma, die damals als Nachtigall flötete. Ja, dachte er, nun iſt ſie eine Nachtigall! — Er war ein ſehr fleißiger Mann geworden und die Nachmittage waren ſeine beſte Arbeitszeit; er opferte aber einen nach dem andern, um ſie wiederzuſehn. Hätte er nur mehr Glück gehabt! Kam er und fand ſie zu Haus, ſo ſaß immer auch die Unſcheinbare, die ſchattenhafte kleine Emmy Baade da, wich und wankte nicht; der große, hübſche junge Doktor mit den tiefliegenden, warmen Augen hatte es ihr angetan. Zuweilen erſchienen auch andere Gäſte, die ihn grimmig langweilten, ältere Herren, ehrbare Gönner der jungen Talente, wie ſie in jeder kunſtliebenden Stadt anzutreffen ſind. Sie ſchienen auch Irma zu langweilen, die aber duldete ſie mit liebenswürdiger Freundlich-

keit; ſie waren ein Schutz für ihre Jugend, Säulen ihres guten Rufs, wie die „arme Waiſe“ ſie brauchte.

So ward Robert denn wieder häuslicher, fleißiger, und ging dafür ins Theater, ſo oft Irma ſang; am liebſten allein, ſonſt mit Falk, dem für ſie begeiſterten, der jeden übrigen Groſchen für dieſe Abende ſparte. Der „junge Stern“ oder der „Morgenſtern“, wie Falk ſie nannte, gefiel in jeder Rolle, war auch in jeder entzückend oder herzgewinnend, oft überraſchend neu und eigen, als hätte man die Rolle noch nie geſehn. Es befremdete die beiden Freunde nur, daß ſie nicht oft und immer ſeltener ſang. Sie erſchien auch in keiner neuen Oper, nur in den alten, abgeſpielten. Große neue Aufgaben fielen den andern, beſonders der Zelenka zu, der dann die Zeitungen huldigten, zum Teil mit Begeiſterung. Falk begann darüber nach ſeiner Art ſich zu entrüſten und Lärm zu ſchlagen; den gern in ſich verſchloſſenen Robert wurmte es tief, er ſchwieg.

Eines Tages kam Falk zu ihm, ein Zeitungsblatt in der Hand, das er auf den Tiſch warf. „Haſt du dieſe Infamie ſchon geleſen? Von Buchner, gegen die Wendelſtein! Neulich kam ſchon ſo ein erſter Streifſchuß, von demſelben Herrn; ein vornehm ſein ſollendes kritiſches Kopfſchütteln, mit jeſuitiſchem Bedauern, daß die erſte Begeiſterung für das junge Mädchen aus der Fremde nachzulaſſen ſcheine, und leider nicht ganz mit Unrecht —“

Robert nickte, verfinſtert: „Das hab' ich geleſen.“

„Jetzt geht er mit der ganzen Salve auf ſie los!

Da lies! Sie hat den jugendlichen oder kindlichen Eigenſinn, ſchreibt er, Rollen ſingen zu wollen, für die der liebe Gott ſie nun einmal nicht geſchaffen hat. Ihr fehlt die Höhe, ſchreibt er. Ihr fehlt die Höhe! Iſt das erhört? Ein Ton ſei ihr neulich geradezu ausgerutſcht. Es ſei dringend zu wünſchen, daß der Intendant und der Generalmuſikdirektor das vielleicht ſchlecht beratene junge Weſen vor Aufgaben behüten, die ihr nur ſchaden könnten; denn ſie fängt leider ſchon an, ſchiefzuwachſen, ſchreibt er. Fängt an, ſchiefzuwachſen! Du Hund du! — Haſt du bemerkt, daß ſie ſchiefwächſt?"

„Wer, der Hund oder ich?" fragte Robert ſcheinbar ruhig.

„Ach, mach' keine Späße. Die Sache iſt ja doch hölliſch ernſt! Dieſen Mann erſchlag' ich!"

„Darauf kann er wohl lange warten."

„Es ſollt' aber geſchehn!" rief Falk, auf die Zeitung ſchlagend. „So ein Göttermädel! — Oder man ſollt' ihm ſonſt das Handwerk legen. Wozu biſt du Theaterkritiker, Feuilletoniſt? Los auf die Kanaille!"

„Bin ich denn Muſikkritiker? Hab' ich denn das Wort?"

„So hetz' den Muſikreferenten eures Blattes auf. Macht Lärm! Du mit! Sag' der Welt, warum er das tut! weil er der Geliebte der Zelenka iſt! Schlag den Hund moraliſch tot!"

Robert zuckte die Achſeln, ſeinen eigenen Grimm in der Bruſt begrabend. „Wenn ich das täte, ſo

wär' die Antwort: das ſchreibt dieſer junge Mann, weil er der Geliebte der Wendelſtein iſt! — Damit wär' der Wendelſtein wohl nicht ſehr geholfen. Überhaupt — Kritik! Mit der duelliert man ſich nicht. Die hält man aus, wie ſchlechtes Wetter. Geht ruhig ſeines Weges weiter —"

„Und der Blitz erſchlägt einen!" rief Falk.

„Das ſind ja Donner ohne Blitze." Robert lächelte: „Mann, ich bin ja auch dabei. Wir donnern wohl, aber wir ſind nicht lebensgefährlich. Sie muß ſo ſchön ſingen, wie ſie kann, und noch immer ſchöner, und ſo wird ſie ſiegen!"

„Ach was," brummte der zornige kleine Falk und nahm ſeinen Hut. „Du biſt —"

Er brach ab.

„Was bin ich?"

„Ich bin leider nur Juriſt, unbeſoldeter Aſſeſſor — und du —" er legte möglichſt viel Verachtung in ſeinen Blick und in ſeine Stimme — „und du biſt ein Philoſoph!" Damit lief er hinaus.

Es waren ſo Monate vergangen, die Weihnachtszeit kam heran. Robert machte einen neuen Verſuch, Irma zu ſehn und mit ihr zu ſprechen; denn ſo ſehr „Philoſoph" er auch war, ihr Schickſal ging ihm heimlich Tag und Nacht im Kopf herum. Diesmal hatte er Glück: Irma war allein. Sie lag auf ihrem Diwan, die Hände unter dem Kopf, grade ausgeſtreckt; ihre Bläſſe fiel ihm auf, ſowie er eintrat, auch der tiefernſte Blick der umränderten Augen, der von der Zimmerdecke zu ihm ging. Sie ſprang aber auf,

nachdem ſie ihn begrüßt hatte, und ein Lächeln überhuſchte ſie. „Hab' ich dich herangedacht?" ſagte ſie. „Ich war eben ſo — furchtbar allein. Da dacht' ich: warum kommt Robert Helm wohl gar nicht mehr? Wir langweilen ihn wohl tödlich. Aber jetzt, grade jetzt wär' er ſo der Rechte! — Und wie ich das denk', öffnet ſich die Tür!"

„Mich verlangte ſo danach, dich zu ſehn," erwiderte er.

„Wirklich? Das iſt lieb! — Wollen wir etwas ſpazieren gehn? Es wird bald dunkel, aber das macht ja nichts. Ich ſehn' mich nach Luft."

„Ich auch. — Wie viele Jahre waren wir nicht zuſammen im Freien!"

Sie nickte. Sie nahm Hut und Mantel und ging. Es war ein richtiger, aber milder Wintertag, ein paar Grad unter Null; ein Tauwind ſchien heranzuziehn. Die Luft hatte einen „feuchten Hauch", wie Irma es nannte. Als ſie zum großen Park kamen, zu dem ſie ſtrebte, ſtanden die hohen Bäume ſchon wie ſchwarze Rieſen in der tiefgrauen Dämmerung da, die nachten wollte; ſie traten aber doch ein. Es war, wie wenn ſie in einen gewaltigen Tempel träten, in eine feierliche große Stille. Zu hören war nichts, als von Zeit zu Zeit der halbſingende Ruf einer Eule, die hoch in einem Baum ſaß. Unten ſchimmerte ſchwach, ſilbergrau ein gefrorener Teich zwiſchen den Stämmen durch.

Irma ging noch einige Schritte weiter, dann blieb ſie ſtehn. Sie hatten unterwegs nicht viel geſprochen,

und nur von den alten Stargarder Zeiten, an die ſie eben zu Hauſe gedacht hatte. Jetzt kam ihr ein leiſer, langſamer Seufzer aus der Bruſt.

„Willſt du dich ſetzen?" fragte Robert. „Oder wär' dir's zu kalt?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ach, ich mag nicht mehr," ſagte ſie dann. Es war ihre Altſtimme, ihre dunkelſte.

Er erſchrak. Er ſchwieg einige Augenblicke. — „Was magſt du nicht mehr?"

„Singen. Spielen. Leben."

„Irma!"

Sie ſah eine Bank, drei Schritte entfernt, ging und ſetzte ſich. „Warum ſollt' ich denn? — — Haſt du die Abhandlung über mich von Buchner geleſen?"

Robert ſetzte ſich neben ſie. „Nun ja. Niederträchtig! — Aber —"

„Ach, denk' nur nicht, die wär' mir ſo aufs Herz gefallen, ich hätt' keinen Stolz, ich wär' ſo ein Kind. Ich hab' manchmal nur zu viel Stolz! — Aber das iſt ja doch nur der Anfang, Robert. Wird nun immer weiter und weiter gehn!"

„Das Gegeifer von dieſem Herrn?"

„Ach, das mein' ich nicht. Der würd' ja noch heut' mauſetill — wenn ich ihm was zu Liebe tät' — das, was er ſich wünſcht. Ich ſtürb' freilich lieber, als daß ich's tät'! — Aber das iſt ja nur ein Stück von dem ganzen Krieg! den dieſes Weib gegen mich kämpft. Dem Vernichtungskrieg. Der endet ja nur ſo oder ſo!"

„Ich bitt' dich, Irma, ſag' mir, wie's iſt. Was iſt denn geſchehn?"

„Ich war heut' bei Döbler, dem Generalmuſikdirektor. Denn ich lieg' ja nicht im Graben, Robert, ich rühr' mich ja, ich kämpf' meinen Kampf! — O, wie war der lieb, im Mai, als ich hier gaſtierte. Wie hat er mir die Hände gedrückt; was für Lobesworte — er lobt ſonſt nicht viel — was hat er ſich von mir erwartet, und was hat er verſprochen! Ich war wie im Himmel. Denn er iſt ja hier der große Mann, der Hof ſchwärmt für ihn, der Intendant horcht und lauſcht auf ihn — und er kann auch alles. Ein Genie! denk' ich manchmal, wenn ich zuſeh', wie er dirigiert oder wie er etwas einſtudiert. Als wenn von ihm Feuer ausging', wie bei dem Drachen, den Siegfried totſchlug; das Feuer bläſt er in die Sänger und in das ganze Orcheſter hinein. Sie tun, was er will! — Ach, du ſiehſt, ich bin nicht blind, weil ich ihn nun haſſe. Ja, ja, glühend haſſe. Unchriſtlich. Kann's im Augenblick nicht ändern, Robert. Aber ich weiß doch, wie groß er iſt!"

„Du warſt heut' bei ihm."

Sie nickte langſam, die nachgedunkelten, ehemals blonden Brauen tief hinuntergezogen. „Als ich kam, ging ſie eben fort, dieſe Schlange — nein, dieſe Spinne, die ihn im Sommer gefangen hat; und mit all ſeiner Muſik, er iſt ſo 'ne arme Fliege, er kommt nie mehr los! Die kann alle Evakünſte; o, ich hab' dieſes Weib ſtudiert. Und er iſt ein Mann, ein Mann! Und dann lebt er ſo drauf los — er

ſpielt auch — er verſpielt ſein Geld — und ſie, in ihrer Großmut, ſie hilft ihm dann. Sie hat ſich in ihrem — reichen Leben Geld zuſammengelebt! — Ich ſollt' nicht zu dir davon reden, nicht wahr, ich, ein junges Mädchen. Aber wenn ich nicht davon red', ſo verſtehſt du's nicht. Und das iſt ja eben mein Fluch, ich leb' ja in dieſer verhexten Welt! — Alſo ich kam zu dem Mann. Ich ſetz' mich und ſag' ihm: Herr Generalmuſikdirektor, was wird nun aus mir? Die Welt ſieht jetzt ganz anders aus als vor einem halben Jahr. Damals ſagten Sie mir: Sie ſind unſere Zukunft. Was die Zelenka nicht kann, das können Sie. Nächſten Winter werden Sie die und die neuen Rollen ſingen! — Jetzt bin ich die Vergangenheit, ſcheint mir. Und die Zelenka kann alles. Und die neuen Rollen ſing' nicht ich, ſondern die Zelenka!"

Robert lächelte hochachtungsvoll. „Für ein einundzwanzigjähriges Mädchen famos geſprochen! — Und was ſagte dann der große Mann?"

„Haben Sie das ſchriftlich? fragte er. — Nein, ſag' ich. Muß man etwas ſchriftlich haben, wenn es gelten ſoll? — Das nicht. Aber der eine erinnert ſich dann ſo und der andere ſo. Hab' ich das alles wörtlich geſagt? Wer weiß das? Die Zelenka hat uns mittlerweile angenehm enttäuſcht; das iſt ja ein Glück für das Hoftheater — und muß ja nicht Ihr Unglück ſein. Sie können ja nebeneinander beſtehn. Ich freu' mich, daß ich Sie beide habe. Wetteifern Sie nur tüchtig drauf los, das tut Ihnen und dem Theater gut!"

„Und glaubſt du kein Wort davon? Denkſt du, der iſt einfach ein Schuft?“

„Ach, Robert!“ ſeufzte ſie. „Ich bin ja noch ſo jung, das weiß ich; ich kenn' ja die Menſchen nicht. Aber wenn du ihn geſehn hätt'ſt, wie er daſaß, mit dem gequälten Lächeln, mit dem falſchen Blick. So ſieht einer aus, mußt' ich immer denken, der eines andern Willen tut! — Zuletzt ſagt' ich, nach vielem Reden, ich war ſchon halb wirr im Kopf: Alſo gut, was ich damals ſo verſtanden hab', das iſt nicht geſchehn. Jetzt ſollen wieder viele Rollen ausgeteilt werden, hör' ich; große klaſſiſche und moderne Opern. Ich verhungere und verkomme ja. Wollen Sie mir jetzt verſprechen: das und das ſpielen Sie? — Er war aufgeſtanden. Er ſagte eine Weile nichts; es ſah ganz ſo aus, wie wenn einer mit ſich kämpft; es zuckte ihm im Geſicht. Dann gingen ſeine Augen, wohl zufällig, zu einer Photographie der Zelenka, die auf ſeinem Schreibtiſch ſtand; ich hab's ganz gewiß geſehn. Darauf fing er an, mit den Schultern zu zucken: Ich hab' nichts zu verſprechen; ich bin nicht der Generalintendant. Der entſcheidet das. Ich berat' ihn nur. Und ich werd' ihn, wie immer, nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen beraten; — das ſind dann aber innere Angelegenheiten. Verhungern und verkommen werden Sie hier nicht. Gehn Sie nur mit den beſten Hoffnungen fort!“

„Und dann gingſt du.“

„Ja. Er winkte noch ſo mit der Hand. Ich ſah an ihm vorbei auf die Photographie und ging!“

„Und was glaubſt du nun?"

„Daß wieder die Zelenka das ſingen wird, was ich ſingen ſollte. Sie und die andern, denn alles allein, das kann ſie ja nicht. Wenn nur ich nicht zu Wort komm'. Ich bin ihr im Weg! Ich muß aus dem Weg! — Und dieſen Kampf ſoll ich nun kämpfen? immer? Tag und Nacht? — Davon werd' ich herzkrank. Ich fühl's. — Dafür bin ich auch zu gut!"

Robert mußte in all ſeinem Mitleid, ſeiner Empörung lächeln. „Liebe Irma! Wer iſt fürs Kämpfen zu gut? Dazu ſind wir hier."

„Warum denn? Wofür? Iſt das bißchen Leben das wert?" — Irma, von einem plötzlichen Gefühl ergriffen, ſprang auf. „Und ſo einem nie ſagen zu dürfen: Schäme dich! Du ſchändeſt dein Talent, deinen Namen, dein Ich, deinen ganzen Menſchen! Dieſes Weib entehrt dich! — Mit einer ſtummen Verbeugung bin ich fortgegangen. Wir ſind Sklaven, Sklaven!"

„Nein; aber wir ſind alle da, und keiner von uns ſteht über allen. Auch kein Kaiſer kann nur den zehnten Teil von dem, was er können möcht'! — Ich dacht' damals ſchon, als die Zelenka bei dir das frivole ‚Spaſſettl' geſungen hatt' und du wie eine Prinzeſſin ſie abtrumpfteſt: ob du ſie ſo reizen mußteſt? Ich ſag' nichts, ich weiß es nicht. Es gefiel mir ja ſo, es ſtand dir ſo gut. — Aber wer ſo reizt, der muß dann auch ſeinen Kampf beſtehn!"

„Ach," ſagte Irma, die ſich nun auf die Banklehne ſetzte und den Hut vom Kopf riß, „die wär'

auch ohne das ſo mein Feind geworden. Und wenn ich ſie herzte und küßte wie 'ne Buſenfreundin, ſie ſtieß' mir doch den Dolch ins Herz!"

„Irma! Sei nicht feig, ich bitt' dich. Das alles iſt greulich, gemein, ekelhaft. Aber es kommt und geht. Ausharren! Übers Jahr ſtehſt du vielleicht, wahrſcheinlich himmelhoch über ihr."

„Und dann ſteht da ein anderer Feind. Und ein neuer Krieg!"

„Kann ſein. — Du große, majeſtätiſche Perſon warſt immer inwendig ein ſo zartes Pflänzchen — wunderbarerweiſe — und ich ſeh', du biſt's noch. Aber ſchau, im Frühling, all die zarten Pflanzen, all das junge Laub — das möcht' wohl auch ſo zart mailich bleiben, von gar keinem Feind berührt. Wie ſieht's dann aber im Spätſommer aus: durchlöchert und zerbiſſen. Überall iſt Leben, Leben! und alles Leben hungert nach Leben. Und jeder nimmt, was er kann, da gibt's keine Schonung!"

„Das ſind die Tiere und die Pflanzen, nun ja. Aber die Menſchen ſollten —"

„Die ſind ebenſo. Sie freſſen einander nicht mehr auf, das iſt aus der Mode; aber ſie bleiben in dem allgemeinen Krieg; für den ſind ſie gemacht. Abliſten, abzwingen, intrigieren, beiſeite drängen —"

Irma ſprang wieder auf. „Das iſt eben das Greuliche!" rief ſie. „Das Scheußliche! Wir, wir ſollten nicht ſo ſein! Sollten im Guten, mit Liebe, brüderlicher —"

„Wie die Engel, meinſt du wohl."

„Ihnen ähnlicher, ja gewiß! Hätten wir dazu nicht Herz genug? Und Geiſt, Verſtand — überübergenug. Wie viele haben das nicht ſchon eingeſehn und gefühlt und geſagt: laßt uns doch wie Brüder ſein! Aber da predigt ihr andern immer wieder den ‚allgemeinen Krieg‘, als hätt' es Gott ſo gewollt. Und wie ſchreibt ihr gegeneinander — du auch — ja, du auch — ich hab' deine Kritiken geleſen — nimm's nicht übel, Robert, mir gefällt das nicht. Haben ſie im Theater ein neues Stück gegeben oder hat einer eine neue Rolle geſpielt, und ſeine Naſe iſt euch nicht recht — auf ihn los mit Feuer und Schwert! oder mit Witzen, die wie Gifte ſind. Mir war neulich zum Weinen zu Mut, als du einen armen Menſchen in deiner Zeitung ſo gedemütigt und verſchimpfiert hatt'ſt, daß die andern lachten. Müſſen wir denn ſo miteinander ſein? Können wir uns nicht liebreich ſchonend und belehrend helfen? — Immer ſtöhnen die Menſchen: das Leben iſt ſo ſchwer! Und wer macht es ſo ſchwer? Sie ſich ſelbſt! Mit welcher Wolluſt tun ſie einander weh. Warum könnt' das nicht anders ſein?“

„Weil wir hier nicht im Himmel ſind, ſondern auf der Erde,“ erwiderte Robert gereizt, etwas höhniſch; der Angriff auf ſeine Schriftſtellerei hatte ihn doch ein wenig aufgebracht. „Und ſo iſt's auch gut!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ach, Robert, du biſt zu klug geworden. — Du haſt — wie ſoll ich das ſagen — du haſt das natürliche Gefühl nicht mehr.“

„Das natürliche Gefühl nicht mehr?" — Jetzt konnte auch er nicht länger ſtillſitzen, er verlor die Ruhe. „Aber gute Irma!" ſagte er mit einem erregten Lächeln und ſtand auf. „Das iſt wunderbar; du, das junge Mädel — aus der Muſikſchule — — Aber es iſt ja wieder ähnlich wie damals an der Ihna, als du blutjunges Ding, in den ‚Altweiberſommer' eingewickelt, mir auseinanderſetzteſt, wie wir Menſchen miteinander leben ſollten; ‚wie die großen und die kleinen Engel', ſagteſt du; ‚da wird alles mit Liebe gemacht!' — Du haſt wohl 'ne zu dünne Haut, ſagte ich dir damals, kannſt wohl nichts vertragen. Erlaube — das ſag' ich auch heut'! Denn ſo iſt's offenbar noch heut'! Wie wenig man es auch begreift, wenn man dich ſo anſieht — die große Stimme, die Haltung, das Stilvolle und die ſtolze Seele — dir fehlt doch das Wichtigſte, ſcheint mir, das wir Menſchen brauchen —"

„Was denn?"

„Die Hornhaut!"

„Die Hornhaut? Wie meinſt du das?"

„Nun, die Haut, die der hörnene Siegfried bekam, als er ſich in des Drachen Blut gebadet und mit ſeinem Fett beſtrichen hatte. Die ihn hieb- und ſtichfeſt machte. Auch er, der junge Held, konnt' ſie brauchen. Und du — — das wär's, was du haben ſollteſt. Eine feſte Haut!"

„Glaubſt du?" ſagte ſie, nun auch etwas gereizt.

„Ganz gewiß. Schaff' dir eine Hornhaut an!"

„Ja, wie macht man das?"

„Kann ich dir nicht ſagen. — Dich im Schlangenblut der Zelenka zu baden, würde wohl nichts nutzen. — Ich denk' aber, wenn du eine hätt'ſt, dann wärſt du geſund!"

Irma ſetzte ihren Hut wieder auf; ſie ſtarrte in die Nacht hinein, die ſich mittlerweile geſchwärzt hatte; ſchaurig ſtanden die Baumrieſen da. Sie fühlte, es hatte ſich etwas Fremdes, Kaltes zwiſchen ſie und Robert Helm geſtellt; nicht zum erſtenmal. Er verachtet mich! dachte ſie. Stolz warf ſie den Kopf zurück, auf dem ſich jetzt wieder gebrannt krauſes Haar mit den natürlichen Schläfenlocken miſchte. „Mag ſein," murmelte ſie. — „Es wird nun wohl Zeit, daß man nach Hauſe kommt."

„Wie du meinſt," antwortete er.

„Ich will alſo verſuchen, wie ich eine Hornhaut krieg'." Sie fing an zu gehn, langſam, dem nächſten Ausgang zu. „Zunächſt will ich abwarten; oder ‚ausharren': ſo ſagteſt du ja wohl. ‚Gehn Sie nur mit den beſten Hoffnungen fort'." Sie lächelte herb: „Ich will alſo hoffen!"

„Das wär' ſchon ein Anfang —"

„Ja, ja," fiel ſie ihm ins Wort. „Aber lob' mich nicht — das vertrag' ich von dir heut nicht. — Alſo wie bei dem Thüringer Landgrafen in den alten Zeiten: ‚werde hart!'"

„Nun ja, das iſt's." Langſam wie ſie ging er neben ihr. „Glaub' nur eins: es wird anders werden. Und du ſelbſt wirſt anders werden. Dieſe Schwäche wird von dir weichen und —"

„Bitte," unterbrach ſie ihn wieder, „laß das jetzt. Du kannſt mir wohl ſagen, was du denkſt, aber was ich fühl', kann ich dir nicht ſagen. Erzähl' mir, wie's deiner Schweſter als Erzieherin in Oſtpreußen geht!"

* * *

Der Februar des nächſten Jahres ging zu Ende. Irma ſaß am Nachmittag in ihrem Wohnzimmer, mit einer notwendig gewordenen Handarbeit; Emmy Baade las ihr aus der Zeitung vor, was dann und wann ihr „Amt" war. Große Dinge hatten ſich im Theater ereignet, Irma und Emmy waren beide tief erregt, jede nach ihrer Natur; es war aber ein ſtillſchweigendes Einverſtändnis, nicht davon zu reden und es nicht zu zeigen. Emmy las eben etwas Heiteres und ſuchte es neckiſch, harmlos drollig zu tun. Sie lachte einmal möglichſt herzlich auf. Irma lachte nicht. Sie ſah aber, die Augen der Kleinen gingen wieder einmal zur Tür.

„Emmy!" ſagte ſie und bemühte ſich, ein überlegen humoriſtiſches Geſicht zu machen. „Wen erwarteſt du?"

„Erwarten? — Mir war nur, als hört' ich was."

„Dir iſt wohl recht oft ſo; nicht? — Weißt du, was ich glaube?"

„Ach nein."

„Ich glaub', du biſt in dieſen Doktor der Philoſophie mit den ſchönen braunen Augen —"

„Ach, wie kannſt du ſo was ſagen." Emmys kleines, ſchwachfarbiges Geſicht ward dunkelrot.

„Ich hab' ja noch nichts geſagt. Aber ich glaub' wahrhaftig, du biſt in Robert Helm verliebt!"

Emmy lächelte mutig: „Ach! Was du ſagſt."

„Schmählich verliebt!"

„Da hatte doch neulich Herr Krauſe recht: du haſt eine lebhafte Phantaſie! — — Aber, ganz im Ernſt geſprochen — und nun laß, bitte, dieſes komiſche Forſchen mit den Augen —: es wär' doch wunderbar, wenn Doktor Helm auch heut nicht käme! nach dem, was geſtern geweſen iſt! — Er kommt überhaupt nicht mehr, ſagſt du. Das kann ich nicht glauben! Er war Neujahr hier — er war auch im Februar noch hier. Daß er viel zu tun hat, das weißt du ja. Und er ſtudiert ſo ſchrecklich viel; für die Zukunft, ſagt er. Zeitungsſchreiber will er ja doch nicht bleiben, ſagt er. Aber —"

Emmy ſtand auf und horchte. „Ob er da nicht eben kommt?"

Irma horchte auch. „Nein, niemand kommt." — Mit dem iſt's aus! dachte ſie mit einem wehen, bangen Gefühl; das liegt auch begraben! — „Bitte, mein Herz, lies weiter," ſagte ſie, um ſich loszuwerden. „Übrigens — wie iſt denn das? Dieſe Zeitung, von heut ... Da muß doch ſchon ein Bericht drin ſein über geſtern Abend. Buchner muß doch ſein Triumphgeſchrei ſchon losgelaſſen haben. Ich bin ſo — zerſtreut: daran nicht zu denken! — Wo ſteht's denn? Und warum lieſt du denn das nicht vor?"

Dieſe Frage hatte Emmy ſchon lange gefürchtet. Sie war wieder dunkelrot. „Na ja — da vorn unten

ſteht's. So im Hurliburli hab' ich's durchgeleſen. Aber, weißt du — vorleſen möcht' ich's nicht. Wir wollen ja doch lieber nicht — — Und du kennſt ihn ja. Der ſchreibt immer Dolche."

Aber die Hornhaut! dachte Irma. Sie wollte doch wieder einmal verſuchen, wie es damit ſtand. Bisher ſtand's noch nicht gut ... „Ach was," ſagte ſie, „laß uns Männer ſein und lies vor!"

Emmy bat mit Augen und Händen, ihr das zu erlaſſen. „Ich möcht's gar nicht gern! — Es iſt ja nun doch, wie es iſt!"

Irma nahm ihr die Zeitung aus der Hand und ſchlug vorn das Feuilleton auf. Ihr Auge flog über die erſte Spalte weg, huſchte die zweite entlang und ſuchte die „Dolche". Da kam's! „Und ſo hat denn dieſer ſchöne Feſtabend unſres Hoftheaters uns wieder gezeigt, was die ewig Mißvergnügten nicht wiſſen wollten, daß unter der genialen Leitung unſres Döbler die Oper auf der Höhe und an großen Erfolgen kein Mangel iſt. Es brauchte kein Mädchen aus der Fremde zu kommen, um uns dieſe Erfolge zu ſchaffen, Lücken auszufüllen; das war der einzige Irrtum, den wir unſerm großen Generalmuſikdirektor vorzuwerfen hatten; zu unſrer Freude jetzt nicht mehr. Johanne Zelenka heißt der Stern, der ſich durch die Wolken gekämpft hat und an unſerm Bühnenhimmel nun am hellſten ſtrahlt —"

„O Gott!" ſeufzte und knirſchte Emmy.

Irma las nach kurzem Schließen der Augen weiter: „Das hat der geſtrige Abend in einer der merkwürdig-

ſten und ſchwierigſten Rollen der Neuzeit wieder aufs glänzendſte bewieſen. Der nicht enden wollende Beifall, der den Aktſchlüſſen folgte —"

„Die Claque hat ſich halbtot geklatſcht!" warf Emmy dazwiſchen, Fäuſte machend.

„War phänomenal; er mag wohl ſelbſt einer Abweſenden in den Ohren geklungen haben, die, wie wir hören, auf dieſe Rolle Anſpruch erhoben hatte, weil ſie die Grenzen ihrer Begabung nicht kennt, und die mit dieſem wohl nicht erwarteten Ausgang — wenn Kolleginnen auch natürlich neidlos ſind — nicht ganz zufrieden ſein wird. Im übrigen kann ſie ruhig ſein: wer die Leitung unſres Hoftheaters kennt, der weiß, daß von unſern Talenten keins zu kurz kommt oder unbeſchäftigt bleibt. Nur — sunt certi denique fines! Grenzen müſſen ſein! Jedes Talent in ſeinen Grenzen. Die Sterne in der Höhe, die Lichtchen in der Rampe!"

Irmas Kräfte waren nun doch zu Ende; ſie drückte das Blatt mit beiden Händen zu einem Knäuel zuſammen und warf es auf die Erde. „Das Letzte, das verſteh' ich nicht!" warf ſie hinterdrein.

„Iſt ja auch nicht nötig," ſeufzte Emmy. — „Hätt'ſt du's doch gelaſſen!"

Jetzt kommt wirklich jemand! dachte Irma horchend. Ob das Robert iſt? — Als die Tür aufging, fuhr ſie aber zuſammen. Ihr Herz ſtand eine Weile ſtill. Sie traute ihren ſehenden Augen nicht. In der Tür ſtand die Zelenka, in einem dunkelroten Seidenkleid; hinter ihr Doktor Buchner mit der leuch-

tenden Glatze. Ein gemütliches Lächeln lag auf ſeinem ſchönbärtigen Geſicht.

„Darf man eintreten?“ fragte die Zelenka heiter. „Ich bin ſchon gar ſo lang' nicht hier geweſen; und das Wendelſteinchen nicht bei mir. Ein biſſel hab' ich mich heut ‚geforchten‘, wie die Wiener ſagen: den Bombenerfolg von geſtern Abend, dacht' ich in meiner ſchlechten Seele, den gönnt dir vielleicht die Wendelſtein nicht. Da wir doch gewiſſermaßen Konkurrenten ſind. Aber was fällt Ihnen ein! hat dann der Buchner geſagt. Die iſt doch nicht ſo. Die hat ein neidloſes Herz!“

Irma ſtand noch und ſah ſie und ihn mit den ſtarrenden Augen regungslos, wie durch irgend etwas gefeſſelt an. Was ſoll ich tun? dachte ſie, langſam wie aus einem verrückten Traum erwachend. Ihr ins Geſicht ſpringen — das tu' ich nicht! — Aber ſo ein blutiger Schimpf. Iſt das je geweſen? — Ich muß doch was tun. Wie der Buchner lächelt. Hinaus! Soll ich jetzt rufen: Hinaus!?

Es ſchwirrte ihr vor den Ohren und auch vor den Augen. Faſſung! Faſſung! dachte ſie und hatte ſich noch nicht gefaßt.

Jetzt ſah ſie etwas, das ihr auf einmal Leben gab: hinter Buchner, im Türrahmen, erſchien eine lange Geſtalt, die ihn überragte, Robert; ſein großer Kopf, ſein aufſtrebendes Haar, ſeine guten braunen Augen. Er erkannte offenbar die Beiden, die vor ihm ſtanden, das Nichtbegreifen riß ihm die Augen auf. Robert! hätte Irma faſt laut gerufen. Im nächſten Augenblick wußte ſie. Ihm zeigen, daß ſie

wenigſtens Mut und Kraft, daß ſie Feuer und Blut in den Adern hatte!

„Bitte, bitte, nur herein!“ ſagte ſie zu Johanne Zelenka, ſo frei, wie wenn ſich ihr eben die Zunge gelöſt hätte, und nickte auch dem mit der Glatze zu. „Herr Doktor Buchner hat recht: ‚neidlos‘; er hat's ja auch in ſeiner Kritik geſchrieben.“ Mit einer großen Gebärde deutete ſie auf die zerknitterte Zeitung hinunter: „Da liegt ſie noch. Da liegt ſie noch. In einem haben Sie ſich aber geirrt, Herr Doktor: ‚eine Abweſende‘, ſchreiben Sie. Nein, ich war nicht abweſend. In der Künſtlerinnenloge war ich nicht; aber ganz verſteckt — wie ein Veilchen — hab' ich es doch miterlebt!“

Robert, der das alles immer noch nicht faßte, trat hinter den andern hervor; ſein erblaßtes Geſicht gab ihr neuen Mut. „Ah, Sie hatten ſich verſteckt!“ ſagte Buchner, durch Irmas Haltung etwas verwirrt, wie es ſchien.

„Ja,“ antwortete ſie, „dabeiſein wollt' ich doch auch. Wollte doch ſehn, ob man das kann — eine ſolche Rolle, ein ſo edles, reines Geſchöpf, mit ſo vornehmer Muſik — ob man das wirklich ſpielen kann, wenn man ſelber ein erbärmlicher Menſch iſt — der die andern nur für ſich auszuſaugen, oder zu verderben ſucht. Nein, ſie hat's auch nicht gekonnt. Wie ich mir's gedacht hatt': ſie hat's ſchlecht gemacht! Denn für ſo 'ne Rolle, dazu gehört eine feine Seele, ein Herz, ein Herz — und das hat die Zelenka nicht!“

* * *

Irma ſah ſich mitten im Zimmer mit Robert und Emmy allein. Nach ein paar kurzen, halbverwirrten Sätzen — für Irma unverſtandener Klang — war die Zelenka mit ihrem Trabanten hinausgerauſcht. Ein heißes, aber himmliſches Gefühl loderte durch Irma hin. Vor Erregung zitternd warf ſie ſich an Roberts Bruſt; ſie mußte etwas tun. „Robert!“ lallte ſie nur. Ihre Augen verſuchten ihm zu ſagen: du kamſt zur rechten Zeit! du haſt mir geholfen!

Mit einer Art von ſüßem Erſchrecken fühlte er die weiche Laſt, den bebenden, durchglühten Körper, den er mit beiden Armen hielt. Ihre Lippen berührten ihn nicht; ihr Atem hauchte ſeine Wange an. „Wie kamen denn die hierher?“ fragte er.

„Ja, wie denn? — Weil ſie eine Teufelin iſt, und er ein Teufel. — O laß mich noch einen Augenblick ſo. Mir dunkelt's vor den Augen. — War ich diesmal nicht feig, Robert? Hab' ich's recht gemacht?“

„Aber wie eine Göttin haſt du dageſtanden! Herrlich, herrlich, Irma. Und deine Worte — deine Stimme. Wie haſt du ſie niedergeſchmettert, vernichtet; ſo ſchlicht — und ſo groß. — Ach, wie du noch zitterſt. Das iſt ja dein ſchönſter Tag!“

„Hab' ich's recht gemacht?“ — Sie richtete ſich auf, löſte ſich ſanft aus Roberts Armen. „Jetzt kann ich wieder ſehn und ſtehn! — Hab' ich ſie vernichtet? — Ach, nur auf einen Augenblick. Aber ich hab' dir doch gezeigt, daß ich — —“

Sie lächelte; ihr Atem flog.

„So jung wie du biſt; ich ſtaune, Irma. Zur

Tragödin geſchaffen! Jetzt hab' ich's geſehn! — — Aber ich verſteh' doch dieſe beiden nicht, dieſe Ungeheuer. Nach dem Abend und der Kritik zu dir zu kommen — das iſt mehr als diaboliſch frech!"

Irma ſah mit einem tiefen Blick vor ſich hin: „Es mag wohl eine Wolluſt ſein, wenn man ſo ein Menſch iſt. Und dann — ſie kannte mich ja. ‚Die Mimoſe', ſo nennt ſie mich. Die iſt heut wehrlos! hat ſie ſich geſagt. Als ich damals die Zoten bei ihr ſang, hat ihre Tugend aufbegehrt; aber gegen dieſe Unverſchämtheit kann ſie ſich nicht rühren, wird ſo ſtarr wie ein kleiner Käfer." Irma fuhr ſich mit den Händen über die Augen: „Und beinah hat ſie ja recht gehabt! Wenn du nicht kamſt — ich war wie tot!"

„Es zog mich ſo her," murmelte Robert. „Wie wird's heut in ihr ausſehn! dacht' ich. Was iſt ihr geſchehn!"

Sie nickte und ſchaute ihm ins Geſicht. „Ach, Robert, hab' ich nicht recht gehabt? Daß ‚wieder die Zelenka das ſingen wird, was ich ſingen ſollte'? — Soll ich jetzt noch hoffen und harren?"

„Ja!" ſagte er und hob die Stimme. „Ja, nun erſt recht! Aber nun helf' ich dir, ſo wahr ich lebe; dieſen Teufelsſpuk ſeh' ich nicht länger ſo mit an! Wir ſind auch noch Menſchen — auch ſo ein kleiner Journaliſt wie ich — meine Waffe hab' ich. Du haſt Freunde, Anhänger, die wie ich entrüſtet ſind. Ich will ſie aufſtacheln, ihnen Feuer machen. Sieh nicht ſo ungläubig aus, liebe, gute Irma! Wir rühren uns! — Ich mein' dir's gut!"

„Ach, das wußt' ich ja!“ rief Emmy aus. — „Hab' ich dir's nicht geſagt?“

Irma atmete ſchwer; ſuchte ihn dann dankbar anzulächeln. „Meinſt du's wirklich ſo gut? — Ich hab's faſt verlernt. Aber ich will's doch noch glauben. Ich glaub's!“

„Dieſes Höllengelichter ſoll nicht immer den Sieg behalten; ſei nur ruhig, Irma! Ich will alles tun; o, dieſe Szene eben — die hat mich wundervoll wild gemacht, mir iſt gut zu Mut. Es ſoll einen Krieg aufs Meſſer geben: hie Zelenka, hie Wendelſtein! Und du, du ſollſt ſiegen!“

„Hab' ich dir's nicht geſagt?“ wiederholte Emmy. Sie warf dem Doktor den begeiſterten Blick der Dankbarkeit zu, der ihr in Irmas Augen fehlte.

„Ach!“ ſeufzte Irma. „Ich hab' ſo wenig Glauben mehr. — Aber ich will glauben. — Meine Emmy Baade, die iſt noch frömmer als ich, die wird heilig beten, daß der liebe Gott dir beiſtehen ſoll. Und wenn ſie ſo betet, da tut er ſchon was!“

„Nein, nein, wie du läſterſt!“ ſtöhnte Emmy.

„Ich laſſ' nicht nach,“ rief Robert mit Jugendfeuer, „ich laſſ' nicht nach, bis ich was erreiche!“ Er ergriff Irmas Hand und küßte ſie — Emmy wandte ſich heimlich ab — ſchwenkte dann ſeinen Hut und ging.

* * *

Am nächſten Tag begann die Fehde; Robert Helm hielt Wort. In der Kanzlei der Generalintendantur des Hoftheaters erſchienen Briefe von „entrüſteten

Freunden der Kunſt" mit ernſten Anklagen gegen den „allzu ſelbſtherrlich gewordenen" Generalmuſikdirektor; in der Wohnung des Generalmuſikdirektors fanden ſich Verſe ein, die ihn vor weiteren Sklavendienſten gegen ſeine Omphale und längerer Mißachtung der öffentlichen Meinung warnten; in der Preſſe flog der erſte Sturmvogel auf, ein Aufſatz unter der neuen Parole: „Hie Zelenka, hie Wendelſtein!" Er zog zunächſt „eine häßliche Erſcheinung im ſozialen Leben der Reſidenzſtadt" ans Tageslicht, einen „Preßfeldzug gegen eine wehrloſe junge Künſtlerin, mit wahrhaft nichtswürdigen Mitteln geführt, und aus Gründen geführt, die wir, wenn man uns irgendwie reizt, das nächſtemal erörtern wollen . . ." „Dieſem Feldzug kommt leider, bewußt oder unbewußt, eine ſtärkere Macht zu Hilfe, vor der wir ſonſt in wahrer Bewunderung und Ehrerbietung den Hut ziehen; die künſtleriſche und gebietende Macht eines genialen Mannes, der unſre Oper, unſer Muſikleben hoch emporgeführt hat — dem nur eines fehlt, die richtige Unabhängigkeit. Von wem er abhängig iſt, davon ſoll erſt geredet werden, wenn der Verſuch mißlingen ſollte, der mit dieſer Kundgebung beginnt; der Verſuch, einem jungen Talent zu ſeinem Recht zu verhelfen, das im Frühling bei uns wie ein Sonnenſtrahl erſchienen iſt, dem wir alle zugejubelt haben, das dieſer geniale Mann mit Verheißungen überſchüttet hat, und das nun unbeſchäftigt im Winkel ſitzt, weil eine andere, künſtleriſch minderwerte, ſonſt aber hochbewertete —

Fortſetzung folgt!"

Robert hatte ſich mit Falk verbündet, dieſer mit einer Schar von gleichgeſinnten jungen Männern; dieſe trugen nun alle die „Brandfackel der Entrüſtung“ durch die ſonſt ſo friedliche Stadt. Der Chefredakteur von Roberts Zeitung, durch deſſen Beredſamkeit fortgeriſſen, ſtellte ihm das Blatt zur Verfügung, ließ ihn in allerlei Formen und Geſtalten ſchreiben, was er wollte; „nur keine Injurienprozeſſe!“ war ſein einziger Vorbehalt. Ein radikales Blatt ſchloß ſich an, aus allgemeiner Entrüſtungsluſt oder Überzeugung. Die Sendſchreiben an den Generalintendanten häuften ſich, auch außer den Verſchworenen ſchrieb dieſer und jener, dem Roberts flammende Feuilletons die Zunge löſten: für Irma ſchwärmende junge Mädchen, für Gerechtigkeit eifernde alte Männer. Es ward zuletzt die Parole der ganzen Stadt: „Hie Zelenka, hie Wendelſtein!“

Im Mai war endlich der Sieg erfochten; allerdings ein ſeltſamer Sieg, mit dem eigentlich erſt die Schlacht begann. Der Generalintendant hatte dem Generalmuſikdirektor aufgegeben, dem böſen Lärm ein Ende zu machen; der Generalmuſikdirektor hatte von der Zelenka gefordert, ihm dabei zu helfen; die Zelenka hatte den rechten Ausweg gewußt. Nach vielen Proben, großer Vorbereitung kam im Mai der Tag der erſten Aufführung einer großen, eben entſtandenen, noch nirgends geſpielten Oper von hochgeſchätzter Meiſterhand: die Oper hatte zwei Frauenrollen, beide umfangreich, beide ebenbürtig. Neben der einen ſtand auf dem Zettel: Johanne Zelenka, neben der andern: Irma Wendelſtein. Döblers Wort an Irma kam zu

Ehren, zur Wirklichkeit: „Wetteifert ihr nur beide drauf los, das tut euch und dem Theater gut!" — Ach, aber wie wird das enden? dachte Robert, der neben Falk im Parkett ſaß. Ihm war ſchwer und bang um das ſonſt ſo tapfere Herz. In den Probenwochen hatte er Irma dann und wann geſehn; immer blaſſer war ihr tiefäugiges Geſicht geworden, ihr Lächeln immer ernſthafter, ihre Nerven immer zuckender. Wenn er gefragt hatte, wie es weitergehe: „mit der Sache geht's wohl gut," antwortete ſie etwa, oder: „ich ſinge ja, ſo gut ich kann!" Fragte er, wie es ihr denn gehe, ſo wehrte ſie mit den Händen ab: „Bitte, davon nicht. — Ich kämpfe ja, was willſt du mehr?" Oder: „Ich bin müde, müde. — Ich halt's nicht aus." — „Warum hältſt du's nicht aus? wenn's doch gut mit der Sache geht? — Tut man dir etwas? ſo ſag' mir's, ſag' mir's!" — Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein, nein. Niemand tut mir was. Wir probieren, ſingen. — Ich vergeh' nur, Robert. — Aber frag' nicht mehr. Einmal wird's ja enden!"

Ja, wie wird's denn enden? dachte er wieder, auf ſeinem Sitz. Das Haus hatte ſich gefüllt bis zum letzten Platz. Irmas Freunde waren alle erſchienen; die der andern, der Zelenka auch. Es war wie Gewitterluft. Heut „wetzte" Falk auf ſeinem Platz, wie damals Robert am Orpheus-Abend. „Ich glaub', ich bin mit Nitroglycerin geladen!" flüſterte er Robert zu, während das Orcheſter die Ouverture ſpielte. Der „Philoſoph" lächelte und ſaß ſtill; in ihm lärmte aber das Herz.

Endlich begann die Oper und die gemeine Spannung ward zur künſtleriſchen. Ein Chor von Männern erſchien; dann die Zelenka, in prunkvoll orientaliſcher Pracht. Beifall empfing ſie, ſowie ſie auftrat, von allen Ecken und Enden her; es war offenbar nicht nur die bezahlte Claque, auch das ganze Aufgebot der „Freunde", der Partei, die nach ausgegebenem Loſungswort ihre Pflicht erfüllte. „Gut im Haus verteilt!" flüſterte Falk, der aufgeregte.

„Wir auch!" ſagte Robert lächelnd.

Es zeigte ſich, daß er recht hatte, als dann Irma erſchien. Ein Klatſchen empfing ſie, das nicht enden wollte; es kam auch aus dem ganzen Haus. Es war all die Wärme, die Erregung, die Empörung drin, die ſich während dieſes Theaterkriegs in der Stadt angeſammelt hatten. Irma mußte ſich verneigen und immer wieder, eh der Beifall zur Ruhe kam. Es hatte wohl Minuten gedauert, eh ſie ſingen konnte.

Sie ſingt wunderbar! Wie ſingt ſie wunderbar! dachte Robert. So hab' ich ſie wohl noch nie gehört! — Ihm ging jeder Ton durchs Herz. Es war aber eine Traurigkeit darin, die ihn bald beklemmte. Mußte das ſo ſein? War die Handlung, die Sache ſo? Sie ſang von einem traurigen Los und von tiefen Leiden; es erklang aber wie ein grenzenloſes, hoffnungsloſes Weh in ihrer ſchmerztrunkenen Stimme. Zu viel! zu viel! dachte er. Sie erſchien ihm auch blaß ſelbſt durch die Schminke hindurch; hatte ſie zu wenig getan? Es war, wie wenn ihre großen, manchmal übergroßen Augen zuweilen erſtarrten und wie

tot ins Haus ſahen. Sie war dann nicht jung, zwanzig Jahre älter. Dann leuchtete wieder ein wunderbarer Glanz in den ſich verklärenden Augen auf. Er kam aber wie aus einer andern Welt; fremd, überirdiſch ...

Sie ſpielt nicht ihre Rolle, ſie ſpielt ſich ſelbſt! fuhr ihm endlich durch die Bruſt.

Die Zuſchauer ſchienen von alledem nichts zu fühlen, oder wollten's nicht; ſie wollten der mißhandelten Künſtlerin einen Triumph bereiten, und ſie taten es nach jeder Szene, jedem Akt, bis zum Schluß. Was auch die Claque der Zelenka leiſtete — „Übermenſchliches!" murmelte der empörte Falk — die Wendelſteinianer leiſteten mehr. Kleine Blumenſträuße flogen nach allen Aufzügen, rieſige Lorbeerſträuße, gefüllte Körbe wurden hinaufgereicht. Für die Zelenka freilich auch; aber Falk zählte, er ſchrieb in ſein Taſchenbuch; für die Wendelſtein waren's mehr! — Zuletzt toſte das ganze Haus, wie vielleicht noch nie. Die beiden gefeierten Künſtlerinnen erſchienen miteinander, und immer wieder; die Parteien kämpften, man ſchrie den beiden ihre Namen zu, man ſchrie Hoch dazu. Es kam eine tiefe Erleichterung über Robert, als endlich der Vorhang fiel.

Er und Falk ſahen ſich an, ſie ſagten nichts. Sie hörten, wie einer in ihrer Nähe ſagte: „Das war keine Vorſtellung, ſondern ein Skandal!"

„Wird das nun alle Abend' ſo ſein?" fragte ein anderer neben ihm.

Der Komponiſt war nicht erſchienen, er war nicht im Haus. „Hat nun eigentlich die Oper gefallen oder

nicht?" nahm der erſte wieder das Wort. „Es ſcheint, daran hat kein Menſch gedacht!"

Robert trennte ſich von Falk und den anderen Nächſten mit wenigen Worten; er wünſchte ſich in die Einſamkeit. Hatten ſie geſiegt? Er konnte es nicht ſagen. So, wie er's geträumt hatte, ſo hatten ſie nicht geſiegt. Es war nun aber doch geſchehn! geſchehn! Er ſuchte ſich recht in Freude zu faſſen. Ein mild kühler Maiabend erfriſchte ihm die Stirn, die Bruſt, während er ſich in den nächſten Straßen erging.

So ſchwand wohl eine geraume Zeit, ohne daß er's fühlte. Dann war ihm, als würde er aufgeweckt: er hörte ſeinen Namen rufen. Ein Wagen hielt wenige Schritte von ihm. Irma ſtieg heraus. Die hohe Geſtalt kam auf ihn zu, einen ſchwarzen Schleier über dem Geſicht. „Guten Abend!" ſagte ſie. „Eben im Vorbeifahren ſeh' ich dich; — das heißt, Emmy ſah dich. Vor dem Theater waren Hunderte von Menſchen, die mich noch anlärmen oder „feiern" wollten; da ſind wir durch eine Seitentür entwiſcht. Ach, ich möcht' noch ein paar Schritte gehn. Willſt du mich begleiten? Bringſt du mich dann nach Haus?"

„O wie gern. Mit Freuden."

Irma ſah zum Wagenfenſter hin, aus dem Emmys Geſicht hervorguckte: „Dann fahr nur allein nach Haus!" — Der Wagen rollte davon. Irma hängte ſich in Roberts Arm und ſchritt in die laternenhelle Nacht hinein. „Nun?" ſagte ſie mit einem leiſen Zittern in der Stimme. „Biſt du nun zufrieden?"

„Gewiß, gewiß," erwiderte er. „War das nicht ein großer Erfolg? — Schöner wär's gewesen, wenn nur du gespielt hätt'st und die andre nicht. Das mußten wir in den Kauf nehmen; wir wußten's ja. Dafür haben sie dir nun gezeigt, wie viel Freunde du hast, wie sie an dir hängen. Du hast über dieses Weib gesiegt!"

Sie zuckte an seinem Arm. „Meinst du? Ich über sie? — — Sag mir, wie es war; du bist ehrlich. Wenigstens wenn man dich aufs Gewissen fragt. — Hab' ich dir gefallen?"

„Ich will dir's ehrlich sagen, Irma: noch mehr als sonst und weniger als sonst. Es war so viel Seele in deiner Stimme, im Spiel, in allem. Es war aber — zu viel von deinem Ich; ich glaub', den ganzen Abend zu viel. Als lebtest du nicht so in der Rolle wie sonst. Als hätte deine eigene Stimmung — dein Innerstes — —"

Er suchte seine Worte und stockte. Sie nickte. „Ja, ja, ja," murmelte sie. „Das ist's ja. — Darum geht's auch nicht. Darum bin ich ja —"

Sie verstummte auch.

„Was bist du?"

Sie antwortete nicht. Unter der nächsten Laterne blieb sie stehn. Das Gasglühlicht leuchtete über ihr, sie selbst stand im Schatten. Mit einer nervösen Bewegung warf sie nun den Schleier zurück, der sie offenbar belästigte; er sah ihr blasses, vergeistigtes, tief ernst trauriges Gesicht.

„So, hier erkennt mich wohl niemand als du,"

ſprach ſie mit einer ergreifenden Schwermut hin. — „Nun, Robert? Hab' ich nun recht?"

„Worin?"

„Hornhaut, ſagteſt du. Das Wort war mir zuwider — beinah' haßt' ich es — aber ich hab' mich dann doch redlich bemüht. O, die ganze Zeit! Dieſe ganze entſetzliche Zeit — wo ich neben dieſem Weib auf der Bühne ſtand — all die Proben, mein' ich. Da hab' ich gelitten wie nie! Wie hatte ſie ſich das wunderbar ausgedacht — und wie großartig, wie talentvoll, wie unausſprechlich ſcheußlich hat ſie's durchgeführt. O, die iſt ein Weib —! Die kann's! Die gehört in dieſe falſche Welt, iſt dafür geſchaffen! Wie ſie das alles wußte, womit man mir wehtun kann. Wie ſie mich förmlich mit ſich umringte — wie eine Schlange — ich fühlte ſie. Ihr Lächeln! Ihr Lachen! Ihre freien, frechen Blicke — und die kleinen, luſtigen Stachelreden — und le front qui ne rougit jamais. Wie oft mußt' ich auf den Proben an die Verſe denken, wie Phädra von den frechen Frauen ſpricht:

Qui, goutant dans le crime une honteuse paix,
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais!

‚Eine Stirn, die nie errötet' ... Ja, ja, das iſt das, was du Hornhaut nennſt. Die Zelenka hat ſie!"

„Verzeih," entgegnete Robert ſchonend. „So hab' ich es nicht gemeint!"

„Ich werd' nie eine haben; nie. Wie mir ekelte: immer zuſammen mit dieſer Hexe, dieſer Gule aus Tauſend und einer Nacht — die ich haſſe, haſſe!

Und durch dieſen Haß um ſich ſelbſt zu kommen, um all das Weiche, Warme, Gute, das in einem iſt — um die ſtille Seligkeit — und um ſeine Kunſt. Um die auch; ich fühl' es ja. Du haſt's auch gefühlt. Ich hab' die Rolle nicht ſo ſpielen können, wie ich ſollt' und wollte; hab' nicht die Ruh', den Frieden gehabt, den man dazu braucht; nur noch ein Bündel Nerven war ich. Hab' mein eigenes Elend geſpielt. Gehör' ich zur Kunſt? — Ins Waſſer gehör' ich. Steh' mir bei, ſag' mir, daß du mich verachteſt, ſag' mir's ordentlich — dann ſpring' ich hinein!"

„Nach ſo einem Abend ſo zu ſprechen —"

„Nun ja, ich bin krank. Dieſe Gule hat mich krank gemacht. Und an der ſoll ich nun ſo weitersterben? — Gott im Himmel, ich will ja noch nicht ſterben. Ich hab' ja noch Lebensmut. Aber von der Bühne fort! Von der Bühne fort!"

„Irma —"

„Ja, das wollt' ich dir ſagen. Während ich mich abſchminkte, hab' ich das mit mir abgemacht. Warum ſoll ich denn beim Theater leben? und wie heut Abend um mein Leben kämpfen? Ich hab' mir etwas erſpart, ſeit ich ſpiel', davon kann ich 'ne Weile leben, das kann ich. Bis zu den Ferien tu' ich meine Schuldigkeit — duellier' mich weiter — dann los. O, ſie laſſen mich los, das wird die ſchon machen!"

„Und dann?"

„Dann erhol' ich mich. Und das weitere — das findet ſich. Das wird Gott ſchon machen!"

Robert lächelte; ihm war aber entſetzlich traurig

zu Mut. „Das iſt alſo mein Erfolg! Nach dem Sieg von der Bühne fort!“

„Ach du guter Robert!“ brach es nun aus ihr hervor. Sie nahm ſeine beiden Hände und drückte ſie. „Was haſt du für mich getan, dieſe ganze Zeit! Wie ſoll ich dir danken!“

„Wie? Das wüßt' ich wohl.“

„Wie denn?“

„Nicht dein Pfund vergraben! Wenn du's hier nicht aushältſt, dann in Gottes Namen fort von hier — aber weiterſpielen, anderswo!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich kann nicht mehr. Mir ekelt. Und mein Herz will auch nicht mehr; es tut oft ſo wild.“

Erſchrocken ſah er auf ihre Bruſt, als ſuche er dieſes „wilde“ Herz. Er ſah aber nur die große, blühende Geſtalt, die jugendliche Fülle — ſo viel Lebenskraft! dachte er. Und mit der ſteh' und red' ich hier ſo!

Ihm kam auf einmal auch ein Entſchluß. „Willſt du noch drei Worte von mir hören?“ fing er mit verhaltenem Mitleid an.

„So viele du willſt. Ich bin nun ſo weit — ich kann alles hören!“

„Nein, ſo mein' ich's nicht. Wenn die Ferien kommen, willſt du dich erholen. Wo denn?“

„Irgendwo. Ich weiß es nicht.“

„Willſt du zu meinem Onkel Ammon gehn? mit mir? Er hat ein ſo ſchönes Gut, einen Park, einen See und ein altes Schlößchen. Und er iſt ein herr-

licher Mann. Heiter — viel Humor — aber ſein Humor iſt ſeelengut, und tut ſo gut. Er verſteht auch alles; wie ich dir ſchon ſagte. Und du würdeſt da —"

„Verzeih!" unterbrach ſie ihn. „Ich verſteh' nicht. Er kennt mich ja nicht!"

„Er kennt dich nicht? Da irrſt du ſehr. Ich war Weihnachten dort, hab' ihm viel von hier erzählt. Hab' ihm vor allem von dir erzählt — von dem Stargarder Kind. Und als nun dieſer Krieg hier anfing, hab' ich's ihm geſchrieben. Lange Kampfberichte. Er weiß ja ſo viel von dieſem Krieg um die Wendelſtein, wie Homer von dem Kampf um Helena wußte. Ihr ſeid gute Bekannte — und er iſt dein guter Freund!"

Irma lächelte ein wenig. „Hat man ſolche Freunde und weiß es nicht? — Das iſt freilich lieb von dir. Denn du haſt ihn doch dazu gemacht! — Aber ich kann nun doch nicht hinreiſen und ſagen: ich höre, Sie ſind mein guter Freund, ich will meine Ferien in Ihrem alten Schlößchen verleben, da bin ich!?"

„Doch, das könnteſt du tun." Robert griff in ſeine Bruſttaſche und zog einen Brief heraus: „Der iſt geſtern gekommen, ich hab' ihn noch bei mir. Darin ſchreibt Onkel Ammon, das iſt ſeine große Schrift: ‚Alſo Gut Heil für die Opernſchlacht! Da ich kein altes Weib bin, darf ich euch ja Glück wünſchen. Dann bitt' ich mir aber auch was aus: wenn eure junge Heldin nicht auf dem Schlachtfeld liegen bleibt, ſondern mit dem Leben davonkommt, ſo bring' ſie doch

in den großen Theaterferien mit! Sie braucht offenbar Nervenruhe, eine Sommerfrische. Hochgebirg hab' ich nicht, könnt' ich auch so schnell nicht schaffen; sonst hab' ich aber allerlei, was ihr gut tun könnte. Und für mich wär's ja 'ne Verjüngungskur. Ich will ja mit euch leben, ihr Jungen; als alter Zaunkönig mit euch jungen Adlern ins Jugendland fliegen. Na, dafür geb' ich euch Liebe! Davon hat der alte Mann noch genug!' — Ja, das hat er, Irma. In ein warmes Nestchen kämst du da. — Und ich mein' dir's ja auch nicht schlecht!"

Nur ein „Hm!" oder ein ähnlicher Laut kam aus Irma.

„Was hast du?" fragte er, da sie nun ihr Gesicht gegen den Laternenpfahl legte und nicht laut, aber in zuckenden Tönen zu weinen anfing. „Was ist?"

„Was soll mir denn sein?" schluchzte sie. „Es packt mich nur so — daß ihr mir so gut seid. Warum ekelt dir denn nicht vor mir? Verachtest mich ja doch; — ja, das tust du, Robert. Weil ich, so ein überlebensgroßes Mädel, keine Hornhaut hab'. Es ist auch eine Schande. Es ist auch zum Weinen. Und — ich kann's nicht ändern. Und du bist doch wie ein Bruder für mich!"

„Alte Freundschaft, weißt du. — Und der alte Herr, der Ammon — der wär' wie ein Vater zu dir, das kannst du mir glauben!"

Sie schluchzte wieder: „Wär' er das? — — Wie wenn Gott mir zeigen wollt': es gibt auf meiner Erde neben den Teufeln auch noch Engelmenschen!"

„Engelmenſchen? — Ich bin keiner, das weiß ich. Aber du würd'ſt bei dem Alten wieder geſund werden, das glaub' ich; und wieder ein ruhiges, unwildes Herz kriegen — und vielleicht auch 'ne Hornhaut dazu. Und dann wirſt du wieder auf die Bretter gehn!"

Sie ſchüttelte den Kopf, immer noch am Laternenpfahl. „O nein, das wird alles nicht! Das wird alles nicht!" — Dann trocknete ſie aber ihr Geſicht mit dem Taſchentuch, drehte ſich herum und ſah ihn mit einem Blick voll Rührung an. „Warum ſag' ich denn aber: es wird alles nicht? Ich will nichts mehr ſagen. Bloß das eine: ja, wenn ihr mich wollt, ich geh' mit. O wie ſehn' ich mich nach Frieden und Glück! Und was dann noch werden kann — aus der Irma Wendelſtein — — Ich möcht' dir für deine Gutheit noch ſo gern etwas Freude machen! — — Bringſt mich nun nach Haus?"

Viertes Buch

Konrad Ammons Gut Schönhagen lag im östlichen Teil von Mecklenburg-Strelitz, der sich Herrschaft Stargard nennt, ein paar Meilen südlich von der Vorderstadt Neubrandenburg. Als der Tag gekommen war, an dem der „Pflegesohn" Robert Helm mit Irma eintreffen sollte, standen die großen Rosenbeete vor dem Schlößchen eben in ihrer reichsten Pracht; all die edlen Arten wetteiferten, welche wohl am üppigsten gediehen sei. Der alte Ammon nahm gleichsam noch die Parade ab, ehe er in den Wagen stieg, um seine Gäste von der Bahn zu holen; er ging langsam an den Rosen, seinen Lieblingen, seinen Freunden, entlang, sog hier und da den Duft einer eben aufgeblühten ein, prüfte die Gesamtwirkung. Mit einem Blick der Befriedigung, einem Kopfnicken trat er dann zurück und fuhr ab, an seinem See entlang. Es war noch früher Nachmittag. Die Sonne brannte. Ammon war empfindlich; er spannte seinen Regenschirm als Sonnenschirm auf und lehnte sich behaglich in dessen Schatten zurück.

Der Zug kam, bald nachdem der Wagen den Bahnhof erreicht hatte; der lange Robert stieg mit einer fast ebenso langen jungen Dame aus, der Alte,

in ſeiner lebhaften, raſchen Art, lief ihnen faſt entgegen. „Alle Wetter," ſagte er, nachdem er beide begrüßt und ihnen die Hand gedrückt hatte, „Fräulein Irma Wendelſtein iſt doch noch viel ſtattlicher und — und — na ja, warum denn nicht: ſchöner als ihre Photographie. Aber blaſſer auch. Abgeſpielt und ſtadtmüde, was? — Na ja! Darum wollen wir Sie ja auch in die Nervenheilanſtalt Schönhagen beim Naturprofeſſor Ammon haben. Leben Sie da nur ſo geſund wie der, dann reißen Sie im Herbſt Eichbäume aus!"

Irma lächelte ihn herzlich an, die ein wenig müden Züge ſpannend. Etwas überraſchte ſie ſehr: wie der kleine Alte ſie an den alten Gutzeit erinnerte, von dem er doch nach Roberts Erzählungen innerlich ſo verſchieden war. Die Geſtalt ſo ähnlich! Und das Geſicht — „wie ein kluger Aff'", hatte Robert in Stargard geſagt — wirklich etwas affenähnlich! dachte ſie. Das war Gutzeit mit den ſcharfen Formen, der langen, ſpitzen Naſe nicht; und doch mußte ſie gleich an den „Teufel" denken. Beiden funkelten die Augen ſo abſonderlich unter der vortretenden Stirn und den ſtarken Brauen heraus. Beide hatten hagere, behaarte Wangen; und alles an ihnen ſah ſo aus, als hätten ſie immer ganz nach ihrem Sinn und unbekümmert um die „Welt" gelebt. Die nervenzarte Irma mußte ſich zwingen, vor dieſer Ähnlichkeit nicht zu erſchrecken.

„Sie ſtudieren wohl meine Phyſiognomie," ſagte der Alte lächelnd; er bot ihr den Arm und führte ſie dem wartenden Wagen zu. „Ja, das geht den

meiſten ſo; ich erinnere ſie an dieſe intereſſanten geſchwänzten Geſchöpfe in den zoologiſchen Gärten, die ſo geſchickt in die Bäume klettern. Unſere nächſten Verwandten, wie man ſagt. Muß wohl wahr ſein! Man braucht mich nur anzuſehn. Ich bin der Übergang, das Bindeglied."

Robert ſah, daß Irma, durch dieſe kühne Behauptung etwas verwirrt, den Alten anſtarrte; er lachte. „Laß dich nicht verblüffen! Onkel Ammon hat eine förmliche Leidenſchaft, ſich eine beſonders nahe Verwandtſchaft mit den Affen zu konſtruieren. Er brüſtet ſich ſogar damit. Er hat einen Stammbaum aufgeſetzt, der von den Ammons bis zu den älteſten Affen geht."

„Du Bengel, das erfindeſt du."

„Na, dann führſt du dieſe meine Idee jedenfalls noch aus!"

Sie ſcherzten noch eine Weile ſo, bis das Gepäck der beiden aufgeladen war; dann fuhren ſie durch das hügelige, waldreiche Gelände dem Ammonſchen Hauptgut zu. Der See, der zu dem Gut gehörte, war nicht groß, aber ſchön gebuchtet und großenteils in anſteigenden Wald gebettet. An ſeinem Ende ſahen ſie ſchon von weitem das alte, graue Schlößchen, das ein runder Turm etwas maleriſch und romantiſch machte. Das Dach des Turms ſpiegelte ſich im See. Rechts und links zogen ſich Park und Wald am Ufer hin. Das Dorf lag dahinter, unſichtbar. Nur ein Fiſcherhäuschen zeigte ſich noch am See, ſonſt keine menſchliche Wohnung mehr. Weidende Kühe, Getreide-

felder hügelan, leiſe vom Wind bewegt; Krähenſcharen über den Wäldern; ein Fiſcherboot, das quer über das Waſſer glitt: das war alles, was Irmas friedenſuchende Augen Lebendiges oder Sichbewegendes erblickten.

„Ja, ja, ja," ſagte Ammon, der heiter ihren Augen nachging, „hier iſt's ſtill! Hier iſt kein Theater, kein Publikum; die paar Ochſen da zählen nicht. Von den Kuliſſen da iſt nicht eine gemalt; nichts als ganz gemeine Natur. Der Mann da im Boot iſt kein Kritiker. Und unter den Krähen da oben iſt nicht eine einzige Intrigantin, ſo gar nichts anregend Boshaftes oder Giftmiſchendes. Das gnädige Fräulein werden ſich hier recht einſam fühlen!"

„O Gott ſei Dank!" rief Irma aus.

„Da aber eine junge Künſtlerin doch etwas Romantiſches um ſich haben muß, ſo hab' ich Sie mit Hilfe meiner alten Haushälterin im Turm einquartiert; nicht im Burgverlies, ich hab' keins, ein ‚Fangelturm' wie die in Ihrem Neubrandenburg war es nicht — ſondern oben, zwei Stiegen hoch. Da können Sie in die Ferne ſchauen. So 'ne Jugend, die ſchaut ja eigentlich immer in die Ferne. Später — ſo allmählich — wird die Welt kleiner, kommt uns immer näher. Na, iſt auch noch der Mühe wert!"

Sie kamen vor das Schlößchen und ſtiegen aus; die Haushälterin, ein Diener, ein paar Mädchen empfingen ſie. Irma ward ſogleich in ihr Turmgemach geführt, das viele Roſen durchdufteten. Sie ſah, mit welcher Sorgfalt und Liebe alles vorbereitet, ausge-

ſtattet war; für ſie, die Fremde, die „Ausgeſungene“: ſo fühlte ſie ſich. „Na, wollen Sie hier geſünder werden?“ fragte Ammon; mit einem beſonderen Sinn, wie es ſchien, aber mit der natürlichſten Herzlichkeit. Und vor dem wär' ich faſt erſchrocken! dachte ſie. In dieſem Augenblick wäre ſie ihm gern um den Hals gefallen. Sie wagte es nur nicht; ſie drückte ihm nur die Hand.

Als ſie nach einer Weile wieder unten erſchien, führte der kleine Hausherr ſie und Robert zu ſeinen Roſen, und von da zum See. „Was iſt das?“ fragte Irma. Ein Rieſenbaum, eine alte Buche mit mehreren Stämmen, die ihre Äſte weit verbreiteten, ſtand faſt am Ufer; zwiſchen zwei ihrer Stämme war ein paar Meter hoch mit großem Geſchick ein winziges hölzernes Tempelchen hineingebaut, zu dem ein Treppchen hinaufführte. Es war rot, gelb und blau bemalt, doch in zarten Farben; die Holzfigur eines nackten Knäbchens hockte über der kleinen Tür und lächelte den Beſchauer an; ein reizendes, feines Geſchöpf mit großen, ſinnenden Augen. Darunter, auf die Tür, waren nebeneinander der „Eulenſpiegel“, lachend, und ein grinſendes Äffchen gemalt.

„Ja, was iſt das?“ erwiderte Ammon. „Ein Spaß, wenn Sie wollen. Auch ein kleiner Gottesdienſt, wenn Sie wollen; wenn Sie's harmlos heidniſch nehmen. Ich hab' nun einmal im Leben gefunden, daß unſer beſter Beiſtand ein ganz kleiner Gott iſt; — den kleinen Liebesgott mein' ich aber nicht, zum Lebensführer taugt der nicht. Aber ſein

Vetterchen, der Humor. Mit deſſen gnädiger Hilf' kommt man über jeden Berg! — Nun, da das meine Gottheit war — der ich viel verdanke — ſo hab' ich ihr dieſen kleinen Tempel gebaut. Wenn Sie das ſehr komiſch finden, ſo lachen Sie ruhig; das kann ich vertragen! Der über der Tür, das ſoll er ſein. Hat mir ein Münchener Meiſter gemacht, den ich 'mal gut gekannt hab'; der auch ſehr in dieſem Gott gelebt hat."

„Das Knäbchen da?" ſagte Irma. „Ach, das iſt aber ſo lieb — ſo hold. Und die ernſten Augen."

„Die verwundern Sie am Humor? — Aber liebes Fräulein, der große, der göttliche Humor, der hat ja tiefe, tiefe Augen; der durchſchaut und verſteht ja die ganze Welt! Darum ſagt man ja auch von ihm: „unter Tränen lachend." Nein, den müſſen Sie nicht mit ſeinen irdiſchen Trabanten verwechſeln; die haben wir unter ihm auf die Tür gemalt: den Spaß und den Witz. Eulenſpiegel, ſehn Sie, der aus allem in der Welt einen Spaß, einen Jux macht; und das Affchen, das dem Götterknaben nachäfft, das für den Humor ſelber gelten möcht', es iſt aber nur der Witz."

Irma nickte nachdenklich. „Verſteh' ſchon."

Der Alte lächelte beifällig: „Das ſieht man Ihnen ſchon an, daß Sie allerlei verſtehn!"

Er ging langſam weiter; ſie kamen zu einer kleinen Lichtung nah am See, die in einen Tennisplatz verwandelt war. Irma blieb verwundert ſtehn; „wer ſpielt denn hier?" fragte ſie.

Ammon lachte laut. „Sie denken, der Hausherr

und die Haushälterin, mit ihren hundertundzwanzig oder hundertundvierzig Jahren, zuſammengerechnet, die ſchlagen doch wohl nicht den Tennisball! — Wenn man aber Onkel iſt. Außer dem Robert Helm da, der nur ein Vetterskind iſt, hab' ich noch einen wirklichen, richtigen Neffen, der auch Ammon heißt. Emil Ammon. Ein paar Jahr' älter als Robert Helm. Der hat mich ſeinerzeit gezwungen, dieſen Spielplatz machen zu laſſen; Pflegeſöhne zwingen einem ja alles ab!"

„Nämlich auch ein Pflegeſohn, der Emil," erklärte Robert.

Ammon zuckte die Achſeln: „Wenn man keine eigenen Kinder hat! Und wenn den jungen Leuten die Eltern ſterben. Da werden Weiber zu Hyänen, ſagt Schiller; da werden Onkels zu Vätern. Den Emil werden Sie auch noch ſehn! Der iſt hübſcher; Robert Helm iſt ſolider. Emil ſpielt beſſer Tennis, Robert klebt beſſer am Arbeitsſtuhl. — Nun ſollten wir aber eſſen gehn!"

Er führte ſeinen Gaſt nach Haus; ſie kamen wieder an dem hölzernen Tempelchen vorbei. „Verzeihen Sie," ſagte Irma, „nur den Affen da mag ich nicht; der gefällt mir nicht."

„Der iſt ja wegen der Verwandtſchaft da mit hingemalt," verſetzte Robert. „Von wegen des Stammbaums."

„Immer hänſelt mich dieſer Menſch!" rief der Alte ſcheinbar entrüſtet aus. „Ich kann doch nichts dafür, daß ich ein unverkennbarer Rückſchlag auf den

Affenmenſchen bin, ein ſogenannter Atavismus. Jawohl, Fräulein Wendelſtein, das iſt meine Stellung. Die kleine Figur, der Kopf; das Behende; als Junge ſaß ich in allen Bäumen, keiner kletterte ſo wie ich! — Manchmal iſt mir auch, als kämen mir Erinnerungen — ſo Gefühle, mein' ich — aus den alten Zeiten. Als wir auch noch gern in den Bäumen ſaßen — aber doch ſchon mit dem Erdboden liebäugelten, Gehverſuche machten —"

„Wer?" fragte Irma verwundert.

„Meine Vorfahren, die Urmenſchen. Die Anfänger. Ich verſteh' ſie gut! Ich kann ihnen nachfühlen, wie ihnen zu Mut war, was ihnen für ſonderbare, unklare Träume kamen. Entſchieden begabte, noch reizend dumme Kerle!"

„Denen können Sie —"

„Nachfühlen," fiel ihr Robert mit ſcheinbar tiefem Ernſt ins Wort. „Ja, das kann er alles. Das kommt vom Rückſchlag. Auch ſo wie ſie denken kann er. Vater Ammon, wie mögen ſie geſprochen haben, dieſe Affenmenſchen? Oder ſprachen ſie vielleicht noch nicht?"

„O doch," antwortete Ammon ebenſo ernſt. „Das kann ich dir ſagen, mein Junge. So'n Übergang, weißt du, vom Schnattern zum artikulierten Reden; ein Verſuch, zu ſingen, eine Art von Plappern. Ungefähr ſo, wie wenn man von weitem einen Damenkaffeeklatſch hört —"

„O! o!" rief Irma.

„Der Vergleich muß zum Orthopäden, mag ſein.

Ich will verſuchen, es den Herrſchaften deutlicher zu machen . . ."

Ammon begann ein Zwiegeſpräch zwiſchen zwei ſeiner Affenmenſchen; ziſchende, pfeifende, ſchnarrende, ſchmatzende Laute fuhren durcheinander, mit Bruchſtücken von Worten frech komiſch gemiſcht. Dazu ſteigerte er den Anflug von Affiſchem in ſeinen Zügen aufs höchſte, mit einem überraſchenden Teufelshumor. Irma konnte nicht lachen, es war ihr faſt unheimlich; ſie ſtaunte aber das Spieltalent dieſes kleinen Alten an. Robert lachte hell in den Abend hinein.

Sie waren mittlerweile zum Schlößchen gekommen, Ammon trat in das große Gartenzimmer und lief zu dem Flügel, der rechts neben dem Fenſter ſtand. „Und wie ſie zuerſt wirklich zu ſingen verſuchten!" rief er und ſetzte ſich. „Das könnte man am Klavier —!" Er fing ſchon an. Seine ſommerbraunen, langen Finger taſteten hier und da herum, ſchlugen dann kräftig zu, brachten ein verrücktes Durcheinander hervor, aus ſentimental ſchmachtender Katzenmuſik, vergnügtem Bärengebrumm, Hundeheulen, Pferdewiehern gemengt. „Sie lehnten ſich noch an!" rief er dazwiſchen. „Bis zu Beethoven waren noch eine ganze Menge Kilometer!"

„Iſt das genial oder nicht?" flüſterte Robert dem Mädchen zu.

Sie horchte ſtumm. Wieder fiel ihr Gutzeit ein: wie er damals an ſeinem alten Klavier mit der quäkenden Stimme die „Adelaide" ſang, Vater Zeiſing parodierend; und wie er dazwiſchen rief und ſchrie.

Nun ſtand ſie hier ... Der kleine Humorstempelmann am Flügel. Seine rührende Güte. Die Affenmenſchen ... Ihr wurde närriſch zu Mut.

Plötzlich brach er ab. Er wandte den Kopf und ſah Irma lächelnd an. Es war ein feines, ſinniges Lächeln. „Ja, ja, aller Anfang war ſchwer! — — Dieſe Affenmenſchenſprache, die verſteht nun niemand mehr als ich; und die paar andern Rückſchläge außer mir. Dagegen kennen wir ja ſogar ſchon die Engelſprache."

„Die Engelſprache?" fragte Robert. „Wieſo?"

„Nu, Meiſter Beethoven hat ſie offenbar gekannt; von dem haben wir's." Ammon warf den Kopf zurück, als ſuche er inwendig etwas; dann begann er ein Beethovenſches Adagio zu ſpielen, eins der allerſchönſten. Er war nicht auf der hohen Schule der Muſik geweſen, das hörte man gleich; aber es war alles verſtanden und gefühlt. Er ſpielte ſo warm und ſo weich, daß Irma die Augen übergingen.

* * *

Nach dem Abendeſſen, im Speiſeſaal, ſaßen die drei noch etwa eine Stunde beiſammen; die Tafel war abgeräumt, Wein und Erdbeeren ſtanden auf dem Tiſch. Die klugen Augen des Alten, die bisher nur heimlich, gleichſam ſchonend, an Irmas Geſicht und Weſen herumſtudiert hatten, ſahen ſie nun offenherzig forſchend an; doch mit einem ſo gemütlichen Ausdruck, daß es ihr nicht weh tat. „Humor!" wiederholte er; ſie hatten eben wieder vom Humortempel

geſprochen. „Ob Fräulein Wendelſtein wohl viel Humor hat?“

Irma ſchüttelte den Kopf. „Viel wohl nicht.“

„Für ihre Jahre genug,“ warf Robert dazwiſchen.

„O nein, nicht genug!“

„Das wär' ſchade,“ ſprach Ammon weiter. „Denn der Humor — der iſt auch 'ne Art von Hornhaut. Ja, ſehn Sie, von Roberts Hornhauttheorie weiß ich auch Beſcheid; er hat mir davon geſchrieben. Ich glaub', wer Humor genug hat, dem kann nichts geſchehn! — Übrigens, laſſen Sie ſich von dem Philoſophen da nur nicht hetzen oder bange machen; mit der Hornhaut hat's noch alle Zeit. Dieſe jungen Leute! Sie wollen alles vom Mittwoch auf den Donnerstag. Sie möchten den Saft, der hübſch langſam in den Bäumen ſteigt, mit der Feuerſpritze hinaufſpritzen.“

„Bin ich ſo einer?“ fragte Robert lächelnd.

„Tyranniſieren will ſie immer, die Jugend. Laſſen Sie ſich nicht knechten, Sie großes Fräulein, gehn Sie nur ſtill Ihren Weg! — Ich war auch nicht ſehr hornhäutig, als ich in Ihrem Alter war; dammelte ſo in die Welt hinein, trieb bald dies, bald das, pfuſchte in allerlei ſchönen Künſten herum, ‚bildete‘ an meiner ſchönen Seele, und fuhr überall an die Ecken und Kanten an. Darüber ſtieß ich dann ſentimentale Flüche aus und ‚verſtand die Welt nicht‘. Endlich merkte ich, wie man's in ſolchem Fall machen muß; an einem großen Gelehrten merkt' ich's. Der war ähnlich zarthäutig geweſen wie ich; er hatte ſich

aber zwiſchen die Finger genommen — mit dem kategoriſchen Imperativ, verſtehen Sie: du ſollſt, du mußt! — und hatte es wie die Krebſe gemacht, einen Panzer um ſeine Weichheit gebaut. Natürlich nicht von Mittwoch auf Donnerstag, ſondern mit Geduld; ‚Zeit laſſen!‘ ſagen ſie in Tirol. Holla! dacht' ich, als ich ihm dahintergekommen war. Und mit gnädiger Hilf' meines Schutzgotts, des Humors, hab' ich's ihm dann nachgemacht!“

Ammon ſtand auf, ſie trennten ſich; jeder ging mit ſeiner Kerze in ſein „Nachtquartier“. Irma ſtand in ihrem Turmgemach am offenen Fenſter; ein ſanfter Nachtwind, ſchön kühlend nach dem heißen Tag, ſpielte mit dem Vorhang und in ihren Locken. Unten hörte ſie huſten, es war Ammon, der noch einmal an ſeinen Roſen vorüberging. Er hatte auch am Abend dann und wann gehuſtet, das war ſeine Schwäche; „ich hab' meine Achillesferſe in der Luftröhre!“ hatte er geſagt. Es focht ihn offenbar wenig an. Nach ein paar Minuten huſtete er ſich ins Haus zurück.

Ich ſoll mich nicht bange machen oder hetzen laſſen, dachte ſie, an den Fenſterrahmen gelehnt. Aber eine Hornhaut will er doch auch für mich! — Und wie ſah er mich zuweilen verwundert an. Wie wenn er bei ſich dächte: ſo groß wie 'ne Hummer und hat keinen Panzer! — Von wem hab' ich das denn wohl geerbt? Es ſoll ja nun alles Erbſchaft ſein. Daß ich einmal, zweimal ſo tapfer, ſo mit einer Art von Wolluſt auf die Zelenka losgehen konnte, und dann wieder ſo wehrlos war? — Sie ſah tiefſinnig in die

Nacht hinaus. Ach mein Gott — und die, von denen man ſo 'ne ſonderbare, rätſelhafte Miſchung geerbt hat, war's in denen auch ſchon ſo? Haben die auch ſchon geſonnen und geſtöhnt: warum ſind wir ſo?

Sie hörte Orcheſtermuſik; ſie hörte ſich ſingen, ſah ſich auf der Bühne ſtehn. In die tiefe Stille hier rauſchte das hinein. Die Zelenka neben ihr auf den Brettern, mit ihrem herausfordernd ſchmetternden Sopran, in ihrem indiſchen Prachtgewand; Döbler am Dirigentenpult, ſein Szepter ſchwingend ... Sie hatte „ausharrend" ihren Frondienſt getan, bis zur letzten Stunde. Aber nein, nun nicht mehr! — Was anderes! Was anderes!

Liebe? ging ihr durch den Kopf; wie wenn der Nachtwind das Wort hereinhauchte. Er brachte auch eine Sehnſucht mit. Sie hob die Arme und breitete ſie ein wenig aus, ohne es zu wiſſen.

Aber wen denn lieben? — Robert Helm? — Sie ſchüttelte den Kopf. Der iſt nur ein Bruder ...

* * *

Es war wohl eine Woche vergangen; Irma hatte zwiſchen dem alten und dem jungen Mann in einem ſchönen, heitern, lebendigen und doch einlullenden Frieden gelebt. Robert behielt Recht: „Der wär' wie ein Vater zu dir!" hatte er geſagt; Ammon war auch ſo. Er hegte und pflegte ſie, wie wenn ſie eine ſeiner edelſten Roſen wäre. Er fing auch ſchon an, ſie „Kind" und „Töchterchen" zu nennen. Er führte ſie im Wagen oder zu Fuß weit und breit umher;

ließ ſie auf dem See rudern und ruderte mit. Sie ſingen zu hören, das verlangte er nie; wunde Stellen berührt man nicht! war ein Grundſatz, an dem er hing. Will ſie ſelber wieder ſingen, der Flügel iſt da!

„Heut' abend kommt der andere, der Emil!" ſagte Ammon nach einer Woche; „der bald nach Robert hier Pflegeſohn wurd', als mein Bruder, ſein Vater, ſtarb. Er hat jetzt in der Neubrandenburger Gegend gejagt, das iſt eine ſeiner Paſſionen; bei einem Gutsbeſitzer Baron Grewitz, der auch ſo ein wilder Jäger iſt. Mit dem kommt er her; der bleibt über Nacht. Haben Sie nicht den Grewitz gekannt?"

Irma verneinte.

„Nicht? Ich meinte, daß er Ihre Eltern — — Da waren Sie ja aber noch eine kleine Krabbe!"

Der Abend kam und mit ihm die beiden Jäger; die drei ſaßen vor dem Schlößchen, beim Roſenparkett. Sie ſtanden auf, als ſie raſche Schritte hörten, Irma mit; vor Überraſchung blieb ſie dann angewurzelt ſtehn. Ein ſchlanker Herr in mittleren Jahren, in elegantem Jagdkleid, kam zuerſt um die Ecke; der vom Belvedere! dachte ſie ſogleich. Der Grüne auf dem ſchwarzen Pferd! Nein, ſie irrte nicht. Der, der ihre Mutter geliebt hatte!

„Baron Grewitz," ſagte Ammon ihn vorſtellend. „Und mein Neffe Emil. — Fräulein Wendelſtein."

Baron Grewitz! dachte ſie wie erleichtert; alſo nicht Graf Wendelſtein! — Sie hatte nie gehört, wie er hieß, auch vom Vater nicht. Ihre Augen be-

trachteten ihn wie gebannt. „Bildſchön“ hatte ihn der Vater genannt; war das noch zu ſehn? — O doch. Ein Ariſtokrat von Kopf zu Fuß; eine große, ſchlanke Rittergeſtalt, noch jung, ein nicht mehr junges Geſicht, aber edel, blond germaniſch, langgeſtreckt. Ein ſelbſtgewiſſes, etwas hochfahrendes Lächeln, ſchien ihr. Das verging dann; ernſthaft, offenbar verwundert ſchaute er ſie an.

Es rührte ſich in ihr allerlei, Trotz, Neugier, Anteil, Scheu. Ach, meine liebe, liebe Mutter! fuhr ihr durch die Seele.

Jetzt trat ein anderer vor ſie hin, den ſie bisher überſehen hatte: ein viel jüngerer, nicht ſo groß wie der Baron, doch auch ein Ariſtokratenbild, feiner, zierlicher. Mit einer weichen Tenorſtimme fing der an: „Die berühmte junge Sängerin! Ich freue mich ſehr!“ Er verneigte ſich nochmals und zog den Hut. „In einer Zeitſchrift hab' ich ſchon Ihr Bild geſehn; aber da ſieht man wieder, was ſagen einem dieſe Bilder! — Onkel, ich bin ſtarr!“

Ammon der ältere lachte. „Ich bin ſtarr!“ wiederholte der jüngere.

Ammon lächelte: „Aber Fräulein Wendelſtein wünſcht ſich gar nicht, an ihre Bühnenberühmtheit erinnert zu werden; iſt theaterſcheu, ruhmesſatt. Red lieber vom Rudern oder Tennisſpielen.“

Emil Ammon machte ein faſt erſchrockenes Geſicht: „Verehrtes gnädiges Fräulein! Entſchuldigen Sie mich freundlichſt mit meiner Unwiſſenheit; ich ahnte ja nicht. Wenn ich Sie irgendwie unangenehm berührt —“

Irma fiel ihm ins Wort: „Bitte! Gar nicht, gar nicht. — Ich leb' hier nur gern — wie ſoll ich ſagen —"

„Sagen wir: inkognito!" ergänzte der Alte.

„Was mich betrifft," nahm nun der Baron das Wort, „ſo ſtaun' ich ſchon die ganze Zeit. Eine Ähnlichkeit — ſo was hab' ich kaum je geſehn. Nur die Augen nicht; ſonſt —"

Er ſieht meine Mutter! dachte Irma.

„Ähnlichkeit mit wem?" fragte Ammon.

„Sie haben ſie nicht gekannt. Aber da war früher in Neubrandenburg —"

„Ich bin es auch," ſagte Irma plötzlich. Sie errötete heftig, gegen ihren Willen. Aber ſich vor dieſem Mann verſtecken, das wollte ſie nicht! — „Sie meinen wohl Frau Zeiſing, nicht wahr. Ich bin die Tochter. Wendelſtein iſt nur mein — Künſtlername."

„Ah!" — Baron Grewitz ſtarrte ſie noch verwunderter, faſt befangen an. Die ſchöne Friſeursfrau ſo zur Dame geworden; wie wenn er damals ſein Ziel erreicht und ſie zu ſeiner Frau gemacht, zu ſich herauf- und herangezogen hätte. Durch ſein ſchlankes Rittergeſicht mit den etwas leeren Augen zogen offenbar ungewohnte, erſtorbene Gefühle, märchenhafte Phantaſien.

Der Diener erſchien aus dem Gartenzimmer; „zum Eſſen," rief Ammon, „wenn ich bitten darf!" Man ging hinein in den Speiſeſaal; die Jäger geſtanden, daß ſie tüchtigen Hunger hatten. Im Baron ſiegte die Wirklichkeit, die Materie; Irma ſah mit Befremden, wie viel dieſer Edelmann eſſen konnte. Es gefiel ihr

nicht. Nach einer ſolchen Erkennungsſzene, ſolchem „Wiederſehn"?

Und den hatte ſie einſt zum Vater gewollt? — Sie ſchüttelte den Kopf.

„Na?" fragte der Alte nach einer Weile, „haſt du Glück gehabt? Viel geſchoſſen, Emil?"

Emil Ammon zuckte die Achſeln. „Was iſt jetzt viel zu machen, Onkel? — Und überhaupt, unſer Jagen hier. Ich ſehnte mich heut' und geſtern ins Hochgebirg'!"

„Das ſag' ich ja auch," erwiderte der Alte. „Klettern! Gemſenjagd! Alle Achtung. Aber hier — ſo glatt eben fort —"

„Nu ja!" rief Baron Grewitz über den Tiſch. „Es war nicht berühmt. Aber Sie wiſſen ja, der Kater läßt das Mauſen nicht! — Ach, wenn ich an unſre Hochjagden denk'; nun doch auch ſchon lange her. Als ich in Iſchl die Ehre hatte, zu einer kaiſerlichen Hofjagd hinzugezogen zu werden; der einzige norddeutſche Kavalier. Wann frühſtückten wir? Um elf Uhr abends. Dann ging's los. Die Nacht durch bergauf, bis wir zu den Herrn Gamsböcken kamen. ‚A Gams is a Steigerei wert!' Prachtvoll. Unvergeßlich. Ich hatt' an dem Tag die beſte Jagd!"

Mutter mochte das Jagen nicht, dachte Irma.

„Wenn's nur nicht dieſe Treibjagden gäb'!" warf Robert in das Geſpäch hinein. „Dieſe Maſſenmorde, bei denen der Jäger nichts tut als niederknallen. Iſt das auch noch Jagen?"

Grewitz lächelte hofmänniſch: „Die allerhöchſten

Herrſchaften lieben es nun doch. Es hat ja auch was Souveränes, was Vornehmes, wenn Hunderte von der misera plebs aufgeboten werden, um halbe Tage oder Nächte lang das Wild einzukeſſeln für den hohen Herrn. Dann ſteht er da wie ein Gott und feuert."

„Finden Sie das vornehm?" ſagte Robert. „Ich nicht."

„Ich auch nicht!" rief Irma. Es reizte ſie, es riß ſie förmlich, dieſem Edelmann etwas ſehr Demokratiſches zu ſagen. „Ich wär' lieber der letzte Treiber als ſo ein Gott! — Und wenn ich mich in ſo 'nen edlen Gemsbock hineindenk' — was für 'ne Verachtung hat er wohl für den Herrn Deſpoten, der, um es gegen den Gemsbock recht bequem zu haben, Hunderte von ſeinesgleichen zu Sklaven macht!"

In die Wangen des Barons ſtieg ein ſchwaches Rot; er lächelte ſehr verwundert. „Das gnädige Fräulein ſchießen ſcharf! Alle Wetter! — Gut, daß uns keine von den höchſten Herrſchaften hört! — Es klang übrigens ſo, als ging' dieſer ſcharfe Angriff eigentlich auf mich; und —"

Irma ſchüttelte nur den Kopf.

„Nicht? — Aber den Anſchein hatte es. Ihre Augen, gnädiges Fräulein — — haben Sie's geſehen, Ammon? Dieſe großen, leuchtenden Augen können Pfeile ſchießen! — Und dabei erinnerte mich Ihre Stimme ſo merkwürdig an —"

Der Baron hielt inne.

„An meine Mutter?"

„Ja. Es war — — obgleich Sie ſo anders, ſo — dramatiſch ſprachen, zum Staunen war es. Man konnte wirklich denken, daß — —“

Er ſah ihr auf die Lippen. Er lächelte wieder, aber jetzt erregt, bewegt: „Sie wären mir eigentlich eine kleine Revanche ſchuldig für dieſen ſchneidigen Angriff, mein verehrtes Fräulein. Und wenn Sie damit ein chriſtliches gutes Werk verbinden wollten —“

„Was ſoll ſie denn tun?“ fragte Ammon.

„Mir, uns mit dieſer merkwürdigen Stimme etwas zum beſten geben; einen Kunſtgenuß — eine Arie, ein Lied — ſo was. Das würde mir — — Erinnerungen, wiſſen Sie. Eine freundliche Revanche wär's!“

„Und jedenfalls wär's 'ne gute Sache!“ rief Robert, dem es ſchon die ganze Woche nicht recht war, daß Irma ſo weichmütig, ſo „feig“, wie er dachte, das Klavier vermied, keinen Ton aus der Kehle ließ. „Das alte Schloß wundert ſich ſchon lange, daß hier gar nicht geſungen wird!“

Er warf einen vorwerfenden Blick zu Irma hin. Sie erwiderte nichts; ſie war blaß geworden.

Emil Ammon ſah das; mit einem Ruck ſtand er auf. „Aber nein!“ ſagte ſein warmer, ſchönklingender Tenor, mit einer leichten Schärfe gegen Robert, für den er nicht ſehr vetterlich fühlte. „Wenn das Fräulein bühnenſatt, muſikſcheu iſt, wie der Onkel ſagt — man läßt doch jeden Menſchen in Ruh', wenn er Ruhe will. Und nun gar eine Künſtlerin. Nein, nein, Ihre Gefühle ſind uns heilig, Fräulein Wendelſtein.

So unendlich gern ich Sie hören möchte, ich bitte, ſingen Sie nicht!"

Emils Augen hatten faſt den ganzen Abend an Irma gehangen. Sie hatte es wohl bemerkt. Das Blaue in ſeinen Augen hatte ſo geleuchtet. In ſeinen Zügen, ſeinen Bewegungen war ſo viel Ariſtokratiſches; es wunderte ſie. Es gefiel ihr — mit einer Art von Trotz gegen Grewitz —, daß dieſer Bürgerliche faſt noch vornehmer erſchien als der Edelmann.

„Nein," ſagte ſie und ſtand auf, ihn anlächelnd: „zum Dank dafür, daß Sie mir's gar ſo gut meinen, gehorch' ich Ihnen nicht. Wenn Sie mich ‚ſo unendlich gern hören möchten', dann überwind' ich mich gern. Ich ſing' dann für Sie. Zum Dank!"

Sie ging ins andere Zimmer, zum Flügel; über ſich ſelbſt erſtaunt: dieſer Entſchluß war ſo plötzlich über ſie gekommen. Sie ſang eine Arie aus Beethovens Fidelio. Eine gewiſſe Erregung war in ihrer Stimme, das hörte ſie; ihr war aber, als kläng' es gut. Ihr war auch, wie wenn ſie Flügel hätte. Was meine ſüße Mutter wohl ſagen würd', dachte ſie, wenn ſie das nun hörte, daß ich vor ihrem Bewerber ſing'? Sie hatte ein Gefühl, als ſänge ſie gegen den; aber für den andern.

Als ſie geendet hatte, hörte ſie klatſchen; der Baron legte die Hände hofmänniſch gemäßigt, wohlwollend gegeneinander, Ammon klatſchte laut, mit Begeiſterung. Emil rührte ſich nicht. Erſt nach einer Weile ſtand er von ſeinem Stuhl in der Ecke auf, ging langſam zu ihr, und über den Flügel hinüber

ſtarrte er ihr ins Geſicht. „Wie kann man ſo ſingen?“ ſagte er mit ſchwacher Stimme, wie ein zu ſehr Erſchütterter. „Ich bin ſprachlos. — So was hab' ich noch nie gehört!“

„Wirklich?“ entgegnete ſie. Es tat ihr wunderlich wohl, dieſe ſchwache Stimme. Die Worte waren ihr wie Muſik. Ein leiſer Schauer ging ihr über die Haut; faſt ſo wie damals, vor acht Jahren, als Robert Helm auf dem Rondel den Arm um ſie gelegt hatte.

Sie ſtand auf. Sie ſang nicht mehr. In dieſem ſüßen Gefühl wollte ſie bleiben, ſo lange es irgend ging. Auch die andern kamen heran, jeder nach ſeiner Art ihr etwas Gutes, Schönes zu ſagen. Sie nahm es herzlich lächelnd hin; immer horchend, ob noch dieſes leiſe Klingen — denn auch wie ein Klingen war's — über ihre Seele, über ihre Haut zog. Zuletzt ſchwand es doch. Sie hatten ihr's hinweggelobt.

Endlich war ſie wieder in ihrem Turmzimmer, allein, um ſchlafen zu gehn; die brennende Kerze noch in der Hand. Draußen ſtand aber die Mondſichel, die zunehmende; ein feiner Lichtſchimmer lag auf den Bäumen und über dem See; ihr war auch noch nicht nach Schlafen zu Mut. Sie ſtellte die Kerze auf den Tiſch und blies ſie aus. Dann trat ſie zum Fenſter und ſetzte ſich. Die Luft war ſo ſtill, der Vorhang regte ſich nicht.

Unter dem Turm oder daneben wurden aber noch Schritte laut. Sie gingen langſam über den kniſternden

Kies. Eine Stimme ließ ſich hören, die etwas harte des Barons: „Ich bin müde, wiſſen Sie. Und morgen in aller Herrgottsfrühe muß ich wieder fort!"

Emils weiche Stimme erklang: „Herrgott, Sie ſollen ja auch zu Bett. Sagen Sie mir nur ehrlich, Grewitz, haben Sie je ſo was von Geſang gehört?"

„Sie ſind komiſch," antwortete der Baron. „Ich hab' doch die größten Kapazitäten gehört; Patti, Lucca, alles."

„Ach, das Techniſche, das mein' ich nicht. Aber dieſer Jugendſchmelz! Und ſo rührend! ſo furchtbar rührend! — Ich bin außer mir!"

In die Stimme des Barons kam ein Lachen: „Das merk' ich. — Aber ſprechen Sie doch nicht ſo laut. Wohnt ſie nicht da oben im Turm?"

„Nein, das kann nicht ſein. Dann wär' da doch Licht. Wird im Flügel wohnen. — Dazu dieſe Junogeſtalt! Und ſo 'ne junge, herzige, ſüße Juno. Das gibt's ja ſonſt gar nicht. Haben Sie das ſchon je erlebt?"

„Na, mein Lieber, ich hab' ziemlich viel erlebt —"

„Aber ſo 'ne herrliche Miſchung noch nicht!"

Bin ich ſo 'ne Miſchung? dachte Irma, die regungslos, wie verzaubert hinter ihrem Vorhang ſaß. Es zog ihr wieder etwas durch die Glieder hin; nicht der leiſe Schauer vorher am Flügel, aber auch ein ſüßes Gefühl. Die arme, kleine Friſeurstochter, iſt das ſo 'ne Miſchung? — Mutter, hab' ich das alles von dir?

Sie hörte den Baron wieder reden; wie kalt ihr

nun deſſen Stimme klang. „Mein guter Ammon, vergeſſen Sie nicht: Sie haben ſich ſchon öfter ſo plötzlich verkeilt. Darin ſind Sie groß!“

„Geweſen. Mag ſein. Aber ſo wie heut' abend — — Ich bin außer mir!“

„Na, dann gehen Sie nur wieder in ſich hinein und gehn wir zu Bett. Beim letzten Hahnenſchrei muß ich fort!“

* * *

Emil, der unruhige, der Wanderfalke, wie Ammon ihn zuweilen nannte, hatte nur ein paar Tage bleiben wollen, um in Schönhagen „guten Tag zu ſagen“; er blieb Woche um Woche da. Der Auguſt kam heran, er war noch nicht fort. „Nu, wie ſteht's mit den Jagden?“ fragte der Alte neckend; er dachte ſich längſt, was dabei zu denken war. „Wird nie mehr gejagt?“

„Willſt du mich los ſein, Onkel?“ fragte Emil zurück. „Dir müßt' es doch eigentlich ein Gaudium ſein, wenn ich dieſem ‚Edelmannsvergnügen‘, wie du ſagſt, endlich untreu würd'. Wenn dein Bummler überhaupt ſolider würd', deinem geprieſenen Robert ähnlicher.“

„Wirſt du das?“

„Es ſcheint doch. Ich hab' mich hier jetzt in eine Arbeit vergraben, an die ich mich nie herankriegen konnte. Das Stillſitzen hier gefällt mir ſo. Ich komm' überhaupt auf die ſeßhafteſten, ernſteſten, ſolideſten Gedanken; wahrhaftig.“

Ammon lächelte: „Na, zu früh wär's auch grade nicht!"

„Leute meiner Art, so zuſammengeſetzte, weißt du, brauchen mehr Zeit, um ſich auszutoben und abzuwickeln; denn —"

„Biſt du ein ſo zuſammengeſetzter Menſch? Ich dacht', das wär' Robert."

„Ach, bitte, halt' mir den nicht wieder vor; das iſt tödlich. Bei Gott, jetzt verdien' ich's nicht! Ich war noch nie auf ſo gutem Weg!"

„Soll mich freuen, Junge. Soll mich freuen!"

Sie gingen eben im Garten umher; Emil blieb ſtehn. „Übrigens, wie iſt das? In Neubrandenburg feiern ſie morgen ein großes Feſt, ſo ein Jubelfeſt; am Nachmittag zieht alles an den See hinaus, in das Nemerower Holz, wo die Geſchichte zum Volksfeſt wird. All' die kleinen Teufeleien, durch die der Spießbürger zum luſtigen ‚verfluchten Kerl' wird. Fahren wir nicht hin, Onkel? Machen wir das nicht mit?"

Ammon hatte es ſchon ſelber im Sinn; er ſtellte ſich jetzt nur, als wundere er ſich. „Wird dich das nicht ſtören, du Pfahlmuſchel? Reißt es dich nicht von deiner Arbeit los?"

„Es iſt ein echt nationales Mecklenburger Feſt Sind wir keine guten Mecklenburger?"

Der Alte lachte. Am andern Morgen fuhren die vier Schloßbewohner in der großen Kutſche zum Tollenſeſee und ins Nemerower Holz; am Abend, in die Nacht hinein, wollten ſie zurück. Der große Neme-

rower Wald liegt am See; an ſeinem nördlichen Saum beginnt ein Fußweg am Ufer entlang, der in einer halben Stunde und etwas darüber nach Neubrandenburg führt. Es liegt dort auch das „Auguſtabad", an den Wald und faſt an den See geſchmiegt, eine Sommerfriſche, die erſt vor wenigen Jahren erbaut war; Irma ſah ſie jetzt zum erſtenmal. Nicht weit davon, im Holz, unter hohen Laubbäumen und neben ihnen, war der Feſtplatz, eine kleine Welt, von Tauſenden belebt: Schaubuden, Erfriſchungsbuden, Würfelbuden, Kletterſtangen, auf deren Spitze Gewinne lockten, Rundplätze, auf denen man mit verbundenen Augen nach Töpfen ſchlug, eine Bahn, auf der man in Säcken wettlief. Auch ein Tanzboden war aufgeſchlagen; ein rieſiges Karuſſell drehte ſich faſt fort und fort. Fahnen wehten überall; auch von dem Dampfer, der beſtändig über den See hin und wieder fuhr. Tiefer aus dem Wald erſchollen heitere Geſänge von hingelagerten Vereinen oder Zechgenoſſen. „Ganz Neubrandenburg" war da draußen, feierte ſein großes Feſt und machte ſich einen guten Tag.

Die vier verließen ihren Wagen und zogen umher; Emil mit Irma voran, der er heut nicht von der Seite wich. Er war ausgelaſſen; alles freute ihn, auch das kindlichſte, ſeine Spottluſt rührte ſich nicht. Wie wenn er noch ein Knabe wäre, wollte er den Topf mit ſchlagen, im Sack mit laufen; eine Kletterſtange erſtieg er wirklich, als alter Turner, nur den Gewinn ließ er oben liegen. Er ritt und fuhr im Karuſſell, er drehte ſich einmal mit Irma,

die ſich nicht ſträubte, auf dem Tanzboden herum. Wo ſie zu einem ſingenden Lager kamen, ſang er mit. Ein liebenswürdiger Humor verklärte und verſchönerte ihn; ſo hatte ihn Irma noch nie geſehn. Wie ein unerfreulicher Gegenſatz ging Robert hinterdrein oder nebenher; er war blaß, zuweilen finſter, und bemühte ſich dann vergeblich, heiter zu erſcheinen. Ammon ſah das alles, ſchlenderte aber wie ein vergnügter Weltbürger mit.

Auf der Straße am See, durch den Wald, fuhren allerlei Wagen vorbei oder hielten an: Familien der Gutsbeſitzer und Pächter von nah und fern. Ein beſonders elegantes Gefährt erſchien; „da iſt Grewitz!“ rief Emil, der ihn ſchon von weitem ſah, und lief hin. Der Kutſcher hielt, der Baron ſtieg aus, der allein darin geſeſſen hatte. Er ſchritt mit Emil heran, auf den eigentlichen Feſtplatz zu.

„Wie ariſtokratiſch die nebeneinander gehn,“ ſagte Irma halblaut zu Ammon; „nicht wahr? — Man weiß nicht, wer mehr Edelmann iſt, Ihr Neffe oder der Baron.“

Ammon lächelte. „Da haben Sie wohl recht, kleine Tochter. Man weiß aber auch nicht, ob das mehr Glück oder Unglück iſt.“

„Ich denk', das weiß man,“ murmelte Robert.

„Nu ja, du biſt der Kritiſche!“ entgegnete Ammon.

Irma zeigte ein etwas banges Geſicht. „Unglück? Wieſo Unglück?“

Der Alte zuckte die Achſeln mit einer Art von

Reſignation. „Nun, weil man da leicht ins Schiefwachſen kommt.“

„Und weil man leicht in ſchlechte Geſellſchaft kommt,“ ſetzte Robert hinzu.

Irma verſtand nicht. „Wen meinſt du damit?“

Robert deutete mit dem Kopf auf Grewitz. „Na, den da!“

„Der wär' für Herrn Emil ſchlechte Geſellſchaft?“

Ammon zuckte wieder die Achſeln und raunte: „Es iſt wohl was dran!“

Um Gottes willen! dachte Irma. Es war zu ſpät, um weiter zu fragen: die beiden kamen ſchon zu nahe. Baron Grewitz zog den Hut und grüßte, mit einer ſehr höflichen Verbeugung gegen Irma; ſeit jenem Abend hatten ſie ſich nicht wieder geſehn. „Ich kann leider nicht bleiben,“ ſagte er, als er Ammon die Hand geſchüttelt hatte; „muß gleich wieder zur Bahn nach Neuſtrelitz; ſo 'ne Art von Herrendienſt.“

„Sie fahren aber doch einmal auf dem Karuſſell herum!“ ſagte Emil heiter.

Grewitz lächelte. Man hätte ihm ebenſogut zumuten können, beim Topfſchlagen den Topf zu ſpielen. Er lächelte wie von einem Turm herunter. Emil ſah das, es reizte ihn; er lief ſofort zum Karuſſell, das ſich eben wieder in Bewegung ſetzte, und ſprang auf einen hölzernen Schimmel. Der Alte lachte. Er ſchlenderte hinterdrein, Robert mit. Der Baron blieb ein wenig mit Irma zurück.

„Hier erinnern Sie ſich wohl an alte Zeiten!“

warf er mit einer gewiſſen Teilnahme hin, während er ihr intereſſantes Profil von der Seite betrachtete.

„O ja!“ erwiderte ſie. „Hier war ich als Kind ſo gern; an Sonntagen. Ich weiß noch den letzten Sonntagsnachmittag; da —“

Sie brach ab. Es war der letzte mit der kranken Mutter.

„Einmal hab' ich Sie hier auch geſehn; in ſo 'nem weißen Kinderkleidchen. Ja gewiß, gewiß! Ich hab' für ſolche Sachen ein merkwürdiges Gedächtnis. Sie liefen da am See herum; die kleine —“

Grewitz verſtummte; nur eine Handbewegung ſprach weiter.

Die kleine Friſeurstochter! dachte Irma; ſo wollt'ſt du wohl ſagen! — Ein hochmütiger, herablaſſender Ausdruck war über ſein Geſicht geflogen, ſie hatte es bemerkt. In ihr wallte es auf. Jetzt lagen ſeine grauen Augen auf ihr; dem mißtrauiſch ſtolzen Mädchen ſchienen ſie zu ſagen: es wär' wohl noch was anderes aus dir geworden, wenn du mit deiner Mutter in mein Herrenhaus gezogen wärſt. Mit all deinem Singen, die Plebejerin bleibſt du doch!

Und zu dem hatte ſie ſich damals hingeſehnt? Als ſein „liebes Kind“? Vom Vater weg? — Na, und wer biſt denn du? fuhr ihr durch den trotzigen Kopf. Du, den ſie Emils ſchlechte Geſellſchaft nennen?

„Ja,“ ſagte ſie mit einem raſchen Entſchluß, wie um ſich und die Mutter ganz von ihm zu trennen; „ja, ich lief da am See herum. Ich war ein ſo glückliches Kind! Meine Mutter war ſo lieb zu

mir. Und zu meinem Vater ſo lieb. Sie war unſer Sonnenſchein. Auch in ihrer Krankheit, bis zur letzten Stunde. Und ich war ein ſo glückliches Kind!"

* * *

Der Baron war fort. Er hatte nach Irmas letzter Rede kein Wort erwidert, nur ſtumm kühl genickt; nach kurzem Abſchied von allen war er wieder in ſeinen Wagen geſtiegen und davongerollt. Die Sonne ſank zum Brodaer Holz hinab. Vom Tanzplatz erklang noch immer luſtige Muſik, aber ſchön gedämpft. Über Irma waren die Erinnerungen mit Macht gekommen, hatten ſie mit Wehmut gefüllt; ſo war ſie ſtill ſeitab an den See gegangen. Robert folgte ihr mit den Augen; Emil kam ihr nach.

„Sie wollen allein ſein?" fragte er. Sein weicher Blick hatte etwas Bittendes, als ſagte er: nein, bleib nicht allein!

Sie ſchüttelte auch den Kopf. „Mir war's nur zu — luſtig dort."

„O wie verſteh' ich das, liebes Fräulein. Überhaupt, was in Ihnen vorgeht, was Sie bewegt — es geht auf mich über wie durch einen magnetiſchen Rapport — ich glaub' alles zu verſtehn! — Mir ſcheint, das kommt von den verwandten Naturen; denn die haben wir; das fühl' ich täglich. So oft! Manchmal auf wunderbare Weiſe . . . Fühlen Sie's nicht auch?"

Irma lächelte leiſe. „Viel Verwandtes, das glaub' ich wohl."

„Ich wußt' es auch gleich in der erſten Stunde.

Ja, bei Gott, ich hab's gewußt! — Und wenn ich das einmal ausſprechen darf — wenn ich ſagen darf, wie mir in dieſen Wochen zu Mut geweſen iſt —"

Er wartete auf eine Antwort. Sie ſah ihn ſo unbefangen wie möglich an; ſie war's aber nicht. „Warum denn nicht?" erwiderte ſie.

„Na, dann muß ich Ihnen ehrlich ſagen: ſo gut wie Sie hat noch nie ein Menſch auf mich gewirkt! Sie wiſſen ja, wie ſonſt die Menſchen ſind — auch die beſten —: ſie doktern an einem herum. Sie wollen einen immer mit ihren guten Eigenſchaften füttern, die halten ſie für ſo wunderſchön. Den andern ſo wachſen zu laſſen, wie er eben wächſt, das bringen ſie nicht übers Herz! — Vater Ammon, Vetter Robert — meine Hauptdoktoren. Sie meinen es gut, vortrefflich, nichts zu ſagen, aber ſie bringen mich um. Da fand ich nun Sie als dritten Menſchen in dem alten Haus. Und gleich hatt' ich's weg: das iſt der richtige, der wahre Menſch! Die geht ſo ſtill vor ſich hin, ſcheinbar ohne Weg und Ziel, aber ſie folgt ihrer innern Stimme — nicht wahr —; und ſie läßt auch den Nebenmenſchen ſtill dahingehn — aber wie ein Magnet auf den andern, ſo wirkt ſie mit unſichtbarer Kraft auf ihn — und zieht ihn auf ſeinen richtigen Weg. Verſtehen Sie, wie ich's meine? Ich verſteh's. Ich fühl's. ‚Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht' ... Mein Führer zum Guten, das ſind Sie!"

Irma freute ſich an ſeiner Stimme, während er ſo ſprach. Es wärmte ſie aber auch eine Freude über

jedes Wort. Nur zuletzt war ihr, als müßte ſie lachen. Ein herzliches, flötendes Kichern kam aus ihrer Kehle. „Ihr Führer zum Guten! ich!“

„Ja, Sie. Die Verwandtſchaft macht das! — Da will man Ihnen nun eine ‚Hornhaut‘ andoktern, ich hab’ neulich davon gehört. Wie das Wort ſchon klingt! Für ein ſo feines, hohes, ſeelenvolles — Sie entſchuldigen — alſo kurz, für Sie! Die wiſſen nicht, was Sie ſind. Einfach zu gut für dieſe ſchofle Welt! Eine ariſtokratiſche Natur — das ſind Sie. Feinſte Ariſtokratie. Wenn Sie die Hornhaut bekämen, die man Ihnen predigt, ſo würden Sie entadelt und weiter nichts! — ‚Wieder zur Bühne gehn‘ — nicht wahr, das predigt man Ihnen auch; das will Robert Helm. Nein! Um Gottes willen! Wenn Sie jetzt zuweilen ſo lieb und gut waren, uns ein paar Lieder zu ſingen — warum war das ſo ein Feſt? Und warum war es ſo wunderſchön? Weil Sie eben nur in der Sonntagsſtimmung und für ein paar Auserwählte ſangen. Wenn Sie wieder in die Tretmühle gehn, was wird’s dann? Handwerk. Das iſt nichts für Sie, die Ariſtokratin! das entadelt Sie!“

„Ariſtokratin ſagen Sie. Aber nein, das bin ich nicht. Bin ein ehrliches —“

Emil fiel ihr ins Wort: „Ariſtokratin ganz und gar! Das ſogenannte Blut, das macht’s doch nicht. Ich heiß’ Emil Ammon und fühl’ mich auch als Ariſtokrat; — und da fängt unſre Verwandtſchaft an. Und auch unſer Martyrium! Ich mach’s den Leuten auch nicht recht; ſo wenig wie Sie. Was kannſt du?

Was haſt du gelernt? Was treibſt du? Womit machſt du dich nützlich unter deinen Mitmenſchen? — Ach du lieber Gott! — Ein Wort von dem alten Schiller hat mir immer wunderbar gefallen: ‚Gemeine Naturen zahlen mit dem, was ſie tun, edle mit dem, was ſie ſind‘. Der, der hat's verſtanden!“

„Aber wir ſollen doch wohl —“

„Ach nein, liebes Fräulein, wir ſollen nicht. Edle, ariſtokratiſche Menſchen werden, das ſollen wir. Und ſeit ich Sie kenne, ſeit Sie ſo wunderbar auf mich wirken, fühl' ich mich ganz auf dem rechten Weg. Ich arbeit' ja an mir. Ich arbeit' auch dies und das. Ernſt iſt das Leben ja; und ernſt nehm' ich's auch. Aber ſchön, ſchön ſoll's ſein! Und Sie, Fräulein Irma, Sie ſollen nicht mehr fürs Geld, für die Menge ſingen; nein, nein, nein, Sie nicht. Nur noch für den einen — nun ja, für den einen, der etwa Ihr Herz gewinnen kann!“

Über Irma kam ein leichtes Zittern; es verging ſogleich unter ihrem Willen, Emil hatte es aber doch geſehn. Seine blauen Augen leuchteten auf; die zwei Sekunden hatten ihn kühn gemacht. „Sehn Sie, Fräulein Irma! Während ich vorhin mit Ihnen tanzte — zwiſchen all dem Spießbürgervolk — da fuhr mir plötzlich durch den Kopf, Gott weiß, wie das kam: ich glaub', dies wird mein Schickſalstag! — Ich kann mir nicht mehr denken, ohne Sie zu leben. Ich bin außer mir, ſo lieb' ich Sie. Bei Gott, ich ſag' Ihnen, wie es iſt. Wenn Sie mein Leben, das voll Hoffnung iſt, mit mir teilen wollten! Wenn je ein

Mann eine Frau auf Händen trug — glauben Sie mir, ich werde —"

Dem letzten Wort folgte ein kurzer, unwillkürlicher, unwirſcher Laut. Robert war ſeitwärts herangetreten und ſtand plötzlich neben ihm. Hatte er gehört? verſtanden? In Roberts Geſicht war eine Unruhe, etwas Aufgeregtes. Emil, noch aufgeregter, trat mit dem rechten Fuß unſanft auf den Boden.

„Nu, was gibt's? was gibt's?" fragte er.

„Was ſoll's denn geben?" entgegnete Robert. „Ich wollt' ja nur auch 'mal von dem Trödel fort. Er geht einem zuletzt doch auf die Nerven."

„Nerven, Nerven! — Warum tanz'ſt du nicht?"

„Das iſt nicht meine Paſſion."

„Ach ja — der Philoſoph. Der Denker!" — Emil ſah, daß Robert bleiben wollte, daß eine Beendigung des Geſprächs mit Irma jetzt unmöglich war. Er trat wieder auf die Erde, nach der Art etwas verzogener Menſchen, die ſich gehen laſſen. „Ich will tanzen! Ich will tanzen!" rief er. Im nächſten Augenblick, nach einem haſtig brennenden Blick auf Irma, rannte er davon, auf den Tanzplatz zu; im Gewühl verſchwand er.

Robert ſah ihm mit einem kritiſchen Lächeln nach, zog die Stirn hinunter.

In Irma kämpften die Gefühle; ſie wußte nicht, was in ihr war, ſie verſtand ſich nicht. „Ich kann mir nicht mehr denken, ohne Sie zu leben" ... „Wenn Sie mein Leben, das voll Hoffnung iſt" — — „In ſchlechter Geſellſchaft!" — „Ins Schiefwachſen

gekommen" ... Es war, als wenn ſie an einem Abgrund ſtände. Und als wäre ſie im Begriff, wie im Rauſch hineinzuſpringen ...

Robert machte eine Bewegung, es ſchien, er wollte wieder gehn. Das durchfuhr ſie. Nein, nein! Jetzt, jetzt mit ihm reden! — „Robert!" rief ſie ihn an.

Er wandte ſich ihr zu. „Was iſt?"

Sie waren allein, niemand in der Nähe. „Bitte, ſag mir, Robert ... Es liegt mir ſo dran. Sag mir, bitte, ein offenes Wort! — Du biſt zwar jetzt anders zu mir als früher, ich weiß nicht warum. Manchmal gehſt du mir beinah aus dem Weg; oder ſcheint's nur ſo? Ich glaub', es gefällt dir nicht, daß dein Vetter — — er war in dieſen Wochen viel mit mir — und ſehr gut zu mir. Da hatt'ſt du dann ſo oft dein kritiſches Geſicht — oder ein abgünſtiges —"

„Was du alles ſiehſt!" — Er lächelte. — „Kritiſch, das mag wohl ſein. Abgunſt gegen dich, die hab' ich nicht. Bin dir ganz wie ſonſt —"

„Abgunſt gegen deinen Vetter, meint' ich."

„Ach, das iſt wohl anders, Irma. Du hörteſt ja, was Vater Ammon ſagte: ‚Nu ja, du biſt der Kritiſche!' — Alſo ein offenes Wort ſollte ich dir ſagen. Ganz bereit — wie immer. Bitte, frag nur zu!"

Sie zögerte einen Augenblick. „Es betrifft eben ihn — deinen Vetter. Mir — mir geht etwas nach. Du ſagteſt vorhin, der Baron Grewitz ſei — ſchlechte Geſellſchaft für ihn; und Vater Ammon ſtimmte zu:

‚es ist wohl was dran!‘ Aber schlechte Gesellschaft, die macht ja schlecht. Kurz, verstehst du, ich wüßte gern —“

„Wie es mit Emil Ammon steht.“

„Ja. In dieser Beziehung. Und — und überhaupt!“

Roberts Augen irrten zum Tanzplatz hin. „Kurz, was man so die volle Wahrheit nennt,“ murmelte er dann.

Sie nickte.

„Aber warum verlangst du das? Entweder bist du nicht über ihn verblendet — na, dann brauchst du meine Wahrheit nicht. Oder wenn du verblendet bist — dann glaubst du ja doch nicht, was ich sage, und ich sprech’ in die Luft.“

„Woher weißt du das? — Du bist mir wie ein Bruder gewesen, darum frag’ ich dich. Und weil ich wirklich die Wahrheit will.“

„Über Emil Ammon?“ — Roberts Stirnhaut verzerrte sich. „Weißt du, ich red’ nicht gern von ihm. Er denkt, ich verschwärz’ ihn, ich steh’ ihm in Vater Ammons Herzen im Weg, will ihm wohl gar sein Erbteil schmälern. Ach du lieber Gott! Ich, der ich von Vater Ammon am liebsten nichts mehr nehmen möcht’! — Er war ein verzogener Mensch, seine beiden Eltern hatten ihn verzogen. So kam er, als Waise, nach Schönhagen. Und Vater Ammon, der jedem so gern seine Freiheit läßt, hat ihm wohl zu viele gelassen; ‚nur sich ungestört entwickeln‘ — ‚die eigne Persönlichkeit ausbilden‘ — so sieht er’s

an. Ja, für wen es paßt! Für Emil hätte eine feſte, führende Hand gepaßt. Er geht nie mitten auf dem Weg, immer rechts oder links. Er hat immer gute Vorſätze, aber er ſpielt damit wie das Kind mit ſeinen Bällen. Statt mit irgend etwas fertig zu werden, hat er allerlei und nichts gelernt; denn —"

Robert hatte an Irma vorbeigeſehn, während er ſprach; jetzt ſchaute er ihr ins Geſicht. „Na, nun haſt du wohl ſchon übergenug!"

Sie ſchüttelte den Kopf; ſie war aber blaß geworden. „Nein, nein, nein. — Sag' alles. — Du haſt noch nichts vom Baron geſagt."

„Nun, da meint' ich vor allem, daß Grewitz ein Spieler iſt."

Irma fuhr zuſammen. — „Wie meinſt du das? Daß er nach Monte Carlo geht?"

Robert mußte lächeln, einen Augenblick. „Man braucht doch nicht nach Monte Carlo zu gehn, du Unſchuld. Sie ſpielen ja überall! — Seit Grewitz das weibliche Geſchlecht mehr in Ruhe läßt, hat ihn dieſe Leidenſchaft. Man ſagt, er ſpielt mit vielem Glück. Auch von Emil hat er ſchon manchen Tauſender gewonnen; denn es ſcheint, der hat wenig Glück. Der fühlt ſich aber gern als Ariſtokrat, hält ſich zu den Ariſtokraten; und wie er von ſeinem teuren Baron allerlei gelernt hat, ſo auch das teure Spiel."

„Ich begreif' nicht," ſagte Irma mit ſchwacher, verſagender Stimme; das Herz in der Bruſt tat ihr

weh. „Er — erwirbt ja noch nicht. Manchen Tauſender, ſagſt du. Wer zahlt denn das?“

„Ja, wer denn ſonſt, als Vater Ammon? Der mit ſeinem großen Herzen — und auch mit ſeinem goldenen Humor — denn er nimmt auch das mit Humor. ‚Geld will rollen!‘ ſagt er. Und ‚austoben laſſen‘! — Doch haben ſie auch ſchon Szenen gehabt. Nu, die gehn vorüber, grad’ ſo wo wie Gewitter. — Was iſt dir? Wo willſt du hin?“

Irma hatte keine Ruhe mehr; ihre Augen gingen in den Wald, zum Feſtplatz, ihre Glieder ſtrebten fort. Ihr war auch, als könnte ſie Roberts Stimme nicht mehr hören ... „Ich glaub’, Vater Ammon ſucht uns,“ erwiderte ſie, mit einem Arm durch die Luft irrend; „ſteht er da nicht? — Nein, das iſt er nicht. — Aber er ſucht uns wohl; wir laſſen ihn ſo lange allein.“

„Das tut ihm nichts. Er braucht uns nicht.“

„Gehn wir doch zu ihm! — — Ich dank’ dir. Ich dank’ dir. Die Wahrheit — die wollt’ ich ja. Alſo das iſt — — Da kommt er! Da kommt Vater Ammon!“

Diesmal hatte ſie recht geſehn, der Alte trat aus dem Wald hervor. Sie überwand eine Unſicherheit, ein Flimmern vor den Augen, und ging ihm entgegen. Robert folgte langſam.

* * *

Die drei kamen zum Feſtplatz zurück; mittlerweile ſchwand der Tag. Die erſten bunten Papierlaternen

wurden angezündet; ein Feſtzug von jungen Leuten ordnete ſich, um mit brennenden Lampions umherzuziehen; farbige Lichter, von Zündhölzchen, flammten hier und da zwiſchen den Bäumen auf. Der Tanzplatz war noch immer von Zuſchauern umringt und von ſich drehenden Paaren gefüllt; Emil war dort aber nicht zu ſehn. „Vielleicht bei den Würfelbuden!“ ſagte Ammon mit einem Humor, der nicht ſehr heiter klang. Doch auch bei den Buden fanden ſie ihn nicht. Emil war verſchwunden.

Wohin? dachte Irma. War er fortgeſtürmt? Warum? Und wohin?

Der Feſtzug, mit heiterer Muſik, mit Geſang, marſchierte durchs Holz und dann zum See. Die Menge folgte ihnen, Ammon mit ſeinen „Kindern“ auch, und ſie ſahen bald den Grund: jenſeits auf dem weſtlichen Ufer, am Brodaer Holz, begannen jetzt bengaliſche Feuer in wechſelnden Farben aufzuleuchten. Sie ſpiegelten ſich ſchön auf der dunkelnden, unbewegten Waſſerfläche. Es wurde Nacht. Bald ſtieg auch drüben eine erſte Rakete auf, mit vielem „Ah!“ und „O!“ des fröhlichen Volks begrüßt, als Beginn eines Feuerwerks, das man über den See hinüber genießen ſollte.

Der Geſang, die Lichter, die Heiterkeit, alles tat der leiſe taumelnden Irma weh. Eine entſetzliche Traurigkeit hatte ſie befallen; faſt wie nach ihres Vaters Tod. Was ſollte ſie hier? Warum war ſie hier? — Und wenn ſie dann wieder in das alte Schlößchen kamen, was ſollte ſie dort? Emil Am-

mon wiederſehn? Den Spieler? Den —? — Wozu war ſie auf der Welt?

Eine zweite Rakete fuhr empor; „Ah!“ ging es wieder, und „Hurra! Hurra!“ aus den luſtigen Kinderkehlen. Sie hielt's nicht mehr aus. Leiſe, daß Ammon und Robert es nicht merkten, ſchob ſie ſich nach rückwärts durch die Menge weg; dann ſchlich ſie hinter ihr am Waldrand fort, bis ſie in die einſame Stille kam. Wenige Schritte vom ſchilfigen Ufer ſetzte ſie ſich ins Moos. Der See lag vor ihr. Der Abendſtern leuchtete golden über dem Brodaer Holz. Rechts hörte ſie das gedämpfte Murmeln der Menſchen oder lautes Jauchzen; links war tiefer, totenhafter Frieden. „Emil!“ ſeufzte ſie in die Nacht hinein. Nun fühlte ſie erſt ganz, wie ihr wundes, einſames, ſehnſüchtiges Herz ſich an ihn gehängt hatte. Als wär' es jetzt körperlich von ihm losgeriſſen worden und verblutete, ſo war ihr zu Mut. Ein aufbäumendes, trotziges Widerſprechen ſchob ſie zu ihm hin. Dann ſaß ſie wieder in einem Schauder erſtarrend da.

„Fräulein Irma!“ hörte ſie ſagen; eben ſtieg wieder jenſeits eine Rakete auf, in die blaue Nacht hinein. Neben ihr, zur Linken, ließ ſich eine dunkle Geſtalt auf die Erde nieder. Sie erſchrak wohl ſehr; doch hatte ſie die Stimme ſogleich erkannt. Ihr Kopf wandte ſich; ſonſt rührte ſie ſich nicht.

„Hier find' ich Sie!“ ſprach Emil weiter, hörbar erregt, verſtört. „Ebenſo allein wie ich! — Vom Tanzboden war ich wieder fortgelaufen; weit am See

entlang ... O! Ihr ernſtes Geſicht. Nun weiß ich. Ihr Geſicht kann nicht lügen. Und es ſpricht ſo wunderbar. Sie haben mit Robert Helm über mich geſprochen. Er hat Ihnen mein Bild gezeichnet; und wie!"

„Er hat kein unedles Wort über Sie geſagt; das tut Robert Helm nicht. Ich hatt' ihn gefragt. Ich — konnt' nicht anders. Da hat er mir die Wahrheit geſagt."

„Hm! — Was bin ich denn alſo jetzt in Ihren Augen? Ein Tunichtgut? Ein Nichtstuer? Ein Adelsſchwärmer? Und ein Spieler?"

„Und ein Spieler. Ja. — O Gott!"

Emil horchte auf. In dieſem „O Gott!", von Irmas Stimme ſo ergreifend ſüß trauervoll geſprochen, erklang etwas ... Er ſah ſie an. Ihr Profil, gegen die Luft gezeichnet, ſchwach erhellt, tief ernſt, ſagte ihm nichts. Er ſuchte ihre Augen. Als ſie das bemerkte, traf ihn ein ſchmerzlicher, langer Blick. Es ward allmählich feucht darin ... Feucht!

Um ihn!

„Bitte, hören Sie noch ein Wort, Fräulein Irma," ſagte er ſo weich wie je, und richtete ſich ein wenig höher auf. „Vielleicht — vielleicht ein allerletztes Wort! — Bei Gott, ich grolle Robert nicht; ich dank' ihm vielmehr, daß er geſprochen hat; ihm und meinem Schickſal. Denn einmal mußt' es ja doch geſchehn! — Übrigens, ich hätt's Ihnen ja ſelbſt geſagt. Ich hätt' Ihnen aber nicht geſagt: ſo iſt Emil Ammon, ſondern: ſo iſt er geweſen! ſo war er! Und darum

hätt' ich Ihnen doch noch beſſer als er die Wahrheit geſagt. Ich habe, ich hatte große Fehler! hatte viele Fehler! Aber wie ſagt' ich Ihnen vorhin — aus meinem innerſten Herzen — und Gott konnte jede Silbe hören, es war kein unwahrer Buchſtab' dabei —: ſeit Sie, Sie auf mich wirken, bin ich auf dem rechten Weg! Wenn ich Sie nicht verliere, dann bleib' ich auch mein ganzes Leben auf dem rechten Weg! — Aber wenn ich Sie verliere — — Hab' ich Sie verloren, Fräulein Irma? Die Wahrheit. Ich frag' Sie, wie Sie Robert gefragt haben. Iſt es nun aus zwiſchen Ihnen und mir?"

Sie wollte nicken — dann wollte ſie den Kopf ſchütteln — beides tat ſie nicht. Sie brachte endlich nur die Worte heraus: „Ich könnte weinen um Sie!"

„Könnten Sie das noch? O wie himmliſch klang das eben. Wie wenn es ein Engel vom Himmel ſagte. Einer von Ihren Engeln — den Cherubs — ich weiß; Onkel Ammon hat mir das alles erzählt. — O, nun hab' ich noch Mut! — Ja, ich war ein Spieler. Ich hab' auch ſonſt viele Dummheiten gemacht; Schlechtigkeiten nicht. Dummheiten ohne Ende. Aber nun wär' ja das Ende da! Denn an dem Tag, wo Sie mir meine Vergangenheit vergeben und meine Zukunft werden könnten, gäb' es keine Dummheit mehr. Das ſchwör' ich Ihnen, bei Gott! — Darf ich Ihnen meinen Traum noch ſagen, liebes Fräulein Irma? Ich träum' ſeit drei Tagen nichts andres mehr. Aus der ſogenannten Welt, in der

ich all dieſe Dummheiten gemacht habe, mit Ihnen, meinem Cherub, meiner himmliſchen Gefährtin, hinaus! In ein Paradies zu zweien. In die ſchöne Stille, nach der auch Sie ſich ja ſehnen. Wenn Sie wollen, nach Ihrem Neubrandenburg; da würd' Ihnen wohl, nicht wahr; da fänden Sie den Frieden. Für mich die ideale Stadt, ſeit ich weiß, ſie hat Sie geboren! — Da würden wir ſo leben, wie Sie ſich's wünſchen — wie Sie's ſchon als Kind ſo rührend geträumt haben: ohne Hader, in Eintracht, liebreich wie die Engel; ‚denn da wird alles mit Liebe gemacht!' Ich weiß, das ſind Ihre Worte. Als mir Vater Ammon das erzählte — in ſeiner Art gelächelt hat er; aber dann wurd' er ernſt und gerührt und ſagte: ‚Siehſt du, ſo 'ne Frau! Könnt'ſt du ſo 'ne Frau bekommen, die könnt' noch das aus dir machen, was noch immer nicht werden will!' — Er liebt Sie ja ſchon wie ein eigenes Kind. Dürft' ich morgen zu ihm hineingehn und ſagen: ſie will mich, er ſpräng' an die Decke! Und er tät' dann alles, alles, um uns ein Leben zu ſchaffen. Er tät', was Sie wollten. Und Sie — — o ſehn Sie mich einmal an, Fräulein Irma; Sie ſehen noch immer ſo in die Nacht hinaus — und Sie könnten ſich dann ſagen: Die Kunſt füllt mein Leben nicht, mein Leben ſoll nun die Liebe füllen, ich hab' eine Seele gerettet, ich werd' ihr der Himmel ſein!"

Irma blickte ihn noch immer nicht an. Die letzten Worte gefielen ihr nicht, klangen zu überſchwenglich, zu „ſüß"; ſie ſaß aber doch wie in einer Verzückung

da. War das nicht alles, was ſie wollte, wonach ſie ſich ſehnte? — Eine letzte Rakete ſtieg noch eben zu den Sternen hinauf; ſie beugte und ſenkte ſich und zerfiel in eine Welt von bunten Sternen, die dann wie Schaumblaſen vergingen. So waren ihre andern Träume vergangen. Farbenſchön und leer! — Ach, ſich vor allen Kämpfen und Stürmen an ſo ein liebreiches und geliebtes Herz zu retten. Wie von der harten Erde ins Paradies!

„Schwören Sie mir etwas," ſagte ſie nach einer Stille.

„Was ſoll ich —?"

Jetzt ſah ſie ihm ins Geſicht. „Schwören Sie mir, daß Sie nie mehr ſpielen wollen. Daß Sie vom Baron Grewitz laſſen wollen. Daß beides aus iſt! Für immer aus!"

In Emils Augen kam ein Leuchten, das ſie ſehen konnte. „Fräulein Irma! Aber bei Gott im Himmel ſchwör' ich's —"

„Nicht ſo laut; da kommen Menſchen. Nur noch ein Wort, dann ſtehn wir auf. Nie mehr ſpielen und ihn nie mehr ſehn!"

„So wahr ich lebe! Ich ſchwör' es Ihnen. Wenn ich Ihr Herz — wenn Sie —"

Irma hob ſich auf die Kniee, um aufzuſtehn. Sie ſuchte ſeine Hand und drückte ſie. „Morgen!" flüſterte ſie. Es lag die ganze Verheißung drin.

Fünftes Buch

Irma Ammon ſtand im Gaſthof zur Goldenen Kugel in Neubrandenburg am Fenſter und ſah über den großen Platz, in deſſen Mitte das Rathaus mit dem ſpitzen Türmchen ſtand. Der Mond leuchtete zwiſchen nachtgrauem Gewölk, es hatte aber viel geregnet und hier und da ſchimmerte das helle Waſſer noch auf den Pflaſterſteinen. Die Fenſter waren geſchloſſen: November! Im Ofen brannte ein wärmendes Feuer. Emil ſtand neben Irma, den rechten Arm um ihre Schulter gelegt; er gähnte aber.

„Das iſt alſo das liebe, ſchöne Neubrandenburg," ſagte er, „nach dem die kleine Frau ſo 'ne romantiſche Sehnſucht hatte. Nimm mir's nicht übel, Schatz: in Berlin war's ſchöner!"

„In Neubrandenburg wird's aber ſchöner ſein. Laß nur erſt den Frühling kommen! — — Es iſt doch originell, wie das Rathaus daſteht. So ganz allein, der Platz rund herum. Haſt du das ſchon geſehn?"

„Meine Süße," entgegnete Emil, „ich weiß nur, daß ich als Junge eine Stadt geſchenkt kriegte — kleine Holzhäuſer, weißt du —, in der war grade ſo

ein Haus; auch mit ſo 'nem kindlichen Turm mitten auf dem Dach."

„Na ja. — Aber das lange Palais daneben! In dem hat ‚Dörchläuchting' gewohnt, der komiſche Herzog in Fritz Reuters Roman. Wir ſind hier auf klaſſiſchem Boden, Emil. Am Bahnhof ſteht ‚Fritzings' Denkmal; wie lieb, wie gemütlich. Hier in Neubrandenburg hat unſer Fritz Reuter ſeine ſchönſten Jahre gelebt und ſeine ſchönſten Bücher geſchrieben!"

Emil lächelte, etwas müde. „Die unverwüſtliche Schwärmerin!"

Wärſt du's nur ein bißchen mehr! dachte Irma. Sie trommelte auf die Fenſterſcheibe. Ihr lag ein Druck auf der Bruſt. In Berlin, da war ihm wohl! Da ſchwamm er in Freude, in Vergnügen, in Zärtlichkeit. Nur acht Tage wollten ſie da flitterwöchnern; es wurden zwei, dann drei Wochen draus. Nun ſaßen ſie in ihrem geliebten Neubrandenburg — im Gaſthof, bis ihre Wohnung fertig war — und er ſpottete oder gähnte ihr die heimatlichen Gefühle weg. Über ihre „drolligen Sentimentalitäten" ſpaßte er, wenn ſie vor einem der ſchönen alten Tore ſtand und es wieder mit andächtigen Kinderaugen anſah; oder wenn ſie auf den Wällen unter den herrlichen Eichen ging; nun ja, ohne Laub jetzt! Im November! Und ein kalter Wind! Aber auch ohne Laub waren ſie majeſtätiſch ſchön. „Emil!" hatte ſie geſtern beim erſten Wiederſehn mit den alten Rieſen geſagt, „wie ſchön war doch die Sitte damals, daß jedes junge

Ehepaar zwei Eichen auf den Wällen pflanzen und pflegen mußte. Wollen wir das wieder einführen? Wir zwei zuerſt?" Da hatte er wie über ein Kind gelacht ...

Wie wenn er in den drei Berliner Wochen ein anderer Menſch geworden wär'! ging ihr durch den ſchweren Sinn. — Oder iſt er da nur ganz er ſelbſt geworden? — Oder hab' ich ihn mir anders geträumt, als er iſt?

Ihre Schulter ſchwand ihm langſam, leiſe unter den Fingern weg. Emil fühlte das. Sie wieder etwas aufheitern! dachte er. „Mußt mich nur nicht falſch verſtehen, Gattin, Geliebte," fing er mit einem neckiſch zärtlichen Schütteln ihrer ſchönen Schulter an. „Wenn der Gegenſatz zwiſchen ein paar Städten ſo haarſträubend und ſo zwerchfellerſchütternd iſt, wie zwiſchen Neubrandenburg und Berlin — und wenn man in der ‚jöttlichen Stadt' ſoeben die drei ſeligſten Wochen ſeines Lebens verlebt hat — ſo witzelt man in der Verzweiflung des Galgenhumors darauf los! Das hat nichts zu ſagen. Könnt'ſt du in mein Innerſtes ſehen, da iſt alles in Ordnung, Schatz. Ich freu' mich ja doch auf unſer Idyll, unſer Schäferleben wie du. Turteltauben! Das iſt das Wort. Dazu Arbeit, ernſte Arbeit; mit der Feder; ich hab' ſo viel vor. Und wo dein geliebter Fritz Reuter mit ſeiner Lowiſe ſo glücklich war, da wird Emil Ammon mit ſeiner Irma einfach ſelig ſein!"

Er küßte ſie auf das blonde Gelock an der Schläfe; das liebte er. Das hatte er ſchon in der Brautzeit ſo gern geküßt.

„Wer ſteht denn da unten?“ ſagte Irma nach einer Weile. „Es ſcheint, er winkt herauf. Gilt das dir? Oder mir? — Oder winkt er gar nicht?“

Emil ſpähte hinunter. Vor dem Gaſthof ſtand eine große Geſtalt in dunklem Mantel; das Geſicht war verſchattet und nicht zu erkennen. Als der Kopf aber ſeitwärts ging und das Mondlicht auf die Züge fiel, wußten beide zugleich, wer es war. „Grewitz!“ rief Emil aus. „Da ſteht Grewitz vor unſrer Tür!“

Irma trat ins Zimmer zurück und zog Emil mit. „Nun ja,“ ſagte ſie. „So laß ihn. Er — er geht uns ja nichts an. Er braucht uns auch nicht zu ſehn.“

„Aber er hat mir offenbar gewinkt! — Er weiß ja noch nicht — bedenke das — daß der Verkehr zwiſchen ihm und mir —“

„Nun aus iſt,“ ſprach Irma in ihrer Erregung ſeinen Satz zu Ende. „Warum haſt du's ihm nicht im September, im Auguſt geſchrieben? Das iſt deine Schuld. Ich bat dich drum —“

„Aber das gefiel mir nicht! War mir zu feierlich — zu peinlich — ging mir gegen die Natur. Bei der erſten Gelegenheit einfach mündlich, dacht' ich. Mit einem letzten Händedruck: Adieu, leben Sie wohl! — Na, da iſt ſie ja jetzt, die Gelegenheit. Steht er da noch? — Ja, wahrhaftig, da ſteht er noch. — Ich bin gleich wieder hier!“

Emil lief zur Tür hinaus. Irma hörte, wie er die Treppe hinunterſprang.

Ein etwas banges Lächeln ging über ihr ernſtes

Geſicht. Sie wunderte ſich, wie ſich ſo oft junge Neuvermählte nach kurzer Bekanntſchaft und Brautzeit wundern: wird er nun oft ſo anders ſein, als ich ihn mir dachte? — — Wie er dem das nun wohl ſagt? — Wenn man's doch mit anhören könnt'!

Sie riß ſich von dieſem Gedanken los und zog, da er noch nicht wiederkam, den Brief des guten „Vater Ammon" aus der Taſche, den erſten, den er ihr nach der Abreiſe von Schönhagen geſchrieben; dieſen Morgen war er angelangt. Es war all ſeine Güte und Liebe drin. Sie vertiefte ſich wieder — nun ſchon zum drittenmal, mit einem gewiſſen Heimwehgefühl — in die große Schrift. Ein leiſer Seufzer bewegte ihr die Bruſt, als ſie an die Stelle über Robert kam:

„Daß mein Philoſoph auf Eurer Hochzeit nicht beſonders geſprächig und heiter war, darf Dich nicht verwundern; daß er überhaupt dazu kam, war viel. Sie haben ſich nie ſo recht leiden können, Dein Emil und er; zu verſchiedene Menſchen. Ich glaub', nur durch den ‚kleinen Gott', den Humor, hab' ich es gezwungen, daß es doch die Jahre hindurch noch ſo leidlich ging. Ein guter Humor bügelt manche Falte glatt ... Nun glaubt Robert nicht daran, daß Emil zur Ehe taugt — alſo auch nicht an Dein Glück. Ich, der Alte, ſag': laß Dich nicht verblüffen! Wenn Dein Einfluß auf den jungen Mann ſich bewährt — Dein magiſcher Einfluß, wie Emil nach der Verlobung ſagte — dann wird Dich das glücklich machen, und Ende gut, alles gut.

„Nur eins nicht vergeſſen! Es war vielleicht eine große, eine Affendummheit damals, als ich nachgab und Euch ſtatt der Jahresrente das ganze Kapital — — Manchmal läßt es mich Nachts nicht einſchlafen, dann lieg' ich da. Du kamſt aber auch ſo mit Deiner ganzen ſcheußlichen Macht über mich, die den Herbſt hindurch noch in unerhörter Weiſe gewachſen war; machteſt mir Deine dramatiſchen Augen und ließeſt Deinen berückendſten Mezzoſopran auf mich los: ‚Emil kränkt ſich ſo ſehr; er iſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, und Du behandelſt ihn noch wie einen unreifen Jungen. Gibſt ihm nicht das Kapital, nur die Zinſen. Das nimmt ihm förmlich das Selbſtgefühl!' — Na, das wußt' ich ja: ohne Selbſtgefühl kann der Menſch nicht leben. Und wie Dich Emils tragiſche Beredſamkeit niedergebügelt hatte, ſo krempelte mich nun Deine um. Der alte Aff' gab das Geld heraus! — Jetzt leg' ich Dir aber eins ans Herz, bei Deinem Einzug in Neubrandenburg. Von den Zinſen könnt Ihr nicht herrlich, aber doch in Freuden leben. Dazu mußt aber Du der Finanzminiſter ſein! Dein Emil eignet ſich prächtig zum Fürſten, der die Gelder ausgibt; zum verwaltenden Miniſter haſt Du mehr Talent, wenn Du auch wohl ſelber einige fürſtliche Eigenſchaften haſt. Alſo Dir nun ſogleich Deine Stellung ſchaffen! Den Verkehr mit der Bank, wo Eure Gelder liegen, ganz in Deine weiblich feſthaltende Hand nehmen! — Ich hab' Dir dies auf einem beſonderen Blatt geſchrieben, damit Emil es nicht zu leſen braucht. Je lieblicher Du's ihm bei-

bringſt — o ihr Weiber, was macht ihr aus uns! — deſto gewiſſer kommſt Du zum Ziel. Und zum Ziel mußt Du kommen!"

Irma betrachtete dieſes beſondere Blatt noch lange; ſie nickte; ſie ſchüttelte dann elegiſch zweifelnd den Kopf. „Zum Ziel mußt du kommen"; ja, hatte ſie die Macht dazu? Früher hatte ſie's faſt geglaubt. Jetzt nicht mehr. Schon nach drei Wochen nicht mehr! — Sie ſteckte das Blatt beiſeite und ging wieder zum Fenſter hin, da ſie eine laute Mannesſtimme, dann das Hinwegrollen eines Wagens hörte. War das Grewitz, der durch die Nacht nach Hauſe fuhr? Und kam denn Emil nie zurück?

Ja, jetzt kam er endlich. Mit einem fliegenden Lächeln trat er in die Tür und blieb dort ſtehn: „Später, als ich dachte! — So ein kluger, gewitzter Baron iſt doch ſchwerhöriger als man glaubt. Er wollte durchaus nicht begreifen, daß die Geſchichte nun zu Ende ſein ſoll. Er fing mit gemütlichen Vorwürfen an: warum ich ihn nicht zur Hochzeit geladen hätt'! Als er dann endlich kapiert hatte, was ich dir verſprochen —"

„Geſchworen!"

„Nu ja, geſchworen. Das ſagt' ich ihm auch. Dieſes infame, freiherrliche Lachen! — Dann wollt' er wieder gemütlich werden: ‚ſetzen wir uns, das beſpricht man am beſten bei 'ner Flaſche Rotſpohn!' Ich bin aber natürlich feſt geblieben; hab' ihm in aller Ruh' und Freundlichkeit, aber auch mit dem nötigen Ernſt Lebewohl geſagt, oder, um ſeinen Aus-

druck zu gebrauchen, ‚ihm den Stuhl vor die Tür geſetzt‘.“

„Und nun iſt er fort?“

„Ja, er fuhr eben fort. ‚Ich glaub’s noch nicht!‘ ſagte er, als er einſtieg, und lachte. ‚Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen ergebenſten Gruß!‘“

Von dem grünen Jäger, dachte Irma, auf dem ſchwarzen Pferd! — Emil war inzwiſchen durchs Zimmer gegangen; ſie trat vor ihn hin. „Und glaubſt du’s?“ fragte ſie.

„Was denn?“

„Daß es nun wirklich aus iſt zwiſchen dir und ihm?“

Er ſah ſie ſehr beleidigt an. „Erlaube — was heißt das? — Ich hab’ dir doch eben die Geſchichte erzählt. Haſt du nicht zugehört?“

„Verzeih. Mich wunderte nur, daß er dir beim Fortfahren lachend ſagen konnte: ich glaub’s noch nicht!“

„Das war eine façon de parler, weiter nichts. Ein freiherrliches Wegſpaßen einer ernſten Sache. Ich ſagt’ es ihm ernſt genug!“

„Verzeih. Verzeih. — Wollt’ dich ja nicht kränken.“ Irma lehnte ſich an ihn und nahm ſeine Hand. „Mich ärgerte nur ſein Lachen — und ſein ‚ergebenſter Gruß‘. — Ich dank’ dir, daß du’s ihm nun geſagt haſt, Emil. Es war ſchwer, das begreif’ ich —“

„O ja, ſchwer genug!“

„Nun iſt’s aber aus der Welt. Das freut mich ja. — O wie freut mich das.“

„Und mich für meine mißtrauiſche Geliebte!“— Emil lächelte ſie mit einem ſanften Ausdruck von Kränkung an. Dann zog er ſie aber an ſeine Bruſt und küßte ſie.

„Ach, wie iſt das gut,“ hauchte ſie. „Wenn man ſo einig iſt: ſo zärtlich einig. Ach, wie iſt das gut!“

„Nach deinem Rezept, nicht wahr: Cherub und Cherubine. — Cherubine! Ach nein, die armen Kerle da oben, die ‚wiſſen nichts von Mann und Weib‘; ſo heißt's ja wohl bei Goethe. Die freien nicht und lieben nicht!“

„Du haſt recht: wir haben's wohl beſſer. — Haſt mich gern gefreit? — Und freut's dich noch?“

„O, ſo dumm zu fragen!“ — Er ſchüttelte und drückte ſie, um ſo recht die ſchöne Geſtalt und ihre Hingebung und ſeinen Beſitz zu fühlen; ſetzte ſich auf den Stuhl, neben dem er ſtand, und zog ſie auf ſeinen Schoß.

Seine Liebkoſungen lullten in ihr alle Bangigkeit, alle Sorgen ein. Jetzt wär' der Augenblick! dachte ſie. „Zum Ziel mußt du kommen!“ — „Du, mein Emil?“ fing ſie zärtlich an.

„Was, meine Cherubine?“ Er wiederholte gern noch einmal das von ihm gefundene Wort.

„Wir ſprachen ſchon neulich davon, ſprachen's nicht zu Ende. Ich wär' ſo gern — dein Finanzminiſter! Hab' viel zu wenig zu tun. Und ich hab' Talent dazu. Laß mich die Gelder verwalten — Kapital und Zinſen. Bitte!“ Sie lächelte: „Du bekommſt ein fürſtliches Taſchengeld!“

Emil verzog das Geſicht. „O weh! Lauter Mißtrauen. Du haſt alſo einen kleinen Jungen geheiratet? — Wer hat dir das eingegeben? Der Alte?“

„Ach, laß; es iſt ja doch nur zwiſchen dir und mir. Könnt'ſt es mir zu Liebe tun — ſchon aus ein biſſel Dankbarkeit: ich hab's doch damals machen müſſen, Vater Ammon bitten ums Kapital; du ſelber haſt dir's nicht getraut. Und dann, wenn du ehrlich biſt — was kannſt du beſſeres tun, als all den dummen Verſuchungen aus dem Wege gehen — da du nun doch einmal nicht der allerſtärkſte biſt? Du haſt Schwüre zu halten, ſo ernſte Schwüre. Mach dir's leichter, Emil. Und gib mir —“

Sie ſtockte.

„Was dir?“

„Noch etwas mehr Zuverſicht!“

Emil küßte ihr Haar, ihre Stirn, Wangen, Hals, und auch das Kleid über ihrem Buſen. „Iſt das eine Antwort?“ fragte ſie.

„O ja; die beſte, die es gibt!“

Er hob den Kopf; nun ſah ſie in ſein Geſicht. Es befremdete ſie etwas: ein ſonderbarer, falſcher Blick, und ein Lächeln, das ſie nicht verſtand. „Die beſte, die es gibt!“ ſagte er noch einmal.

„Wieſo?“

„Ach, du Kind. Ich hab' ja dich! Iſt das nicht genug? Das gibt mir all die Kraft, die ich brauche, um den ſogenannten Verſuchungen nicht in den Rachen zu laufen. Hab' ich dir nicht ſchon damals am See geſagt: ſeit du ſo wunderbar auf mich wirkteſt, wär'

ich ganz auf dem rechten Weg? — Seitdem haſt du nun ſo weitergewirkt. Und biſt doch noch bang? Ja, ja, das kommt aus der Bangigkeit. Willſt mich bevormunden, mir —"

„Nein, nein!"

„Etwa nicht? Ein ‚fürſtliches Taſchengeld'. Damit ich nur ja nicht irgend einem Bauernfänger in die Hände fall', der kleine dumme Jung'! — Nein, ſo was ſag' mir nicht mehr. Da würd' ſich was in mir aufbäumen — das du noch nicht kennſt! Da erreichteſt du das Gegenteil!"

„Was verſtehſt du darunter?" fragte ſie mit gequälter Stimme. Ach, Vater Ammon, dachte ſie, es wird nicht! ich komm' nicht durch!

„Laß nur, laß nur," murmelte er. Seine Hände liebkoſten ſie; „viel beſſer, wenn wir das ſo mit Liebe machen! — Du biſt ja mein Schutz, meine Mauer — was für eine ſüße, weiche Mauer — und mein Schatz, mein Glück. Aber als Finanzminiſter brauch' ich dich nicht. Nur als Engel und als Weib! Zur Liebe! Küß mich nur und laß dich küſſen, dann retteſt du mich. Du mein Himmel auf Erden! Du mein Paradies! Du —"

Seine Lippen irrten über Hals und Bruſt.

Sie ſaß regungslos. Wie ihr muſikaliſches Gehör falſche Noten hörte, ſo hörte jetzt ihr Seelenohr: all dieſe Beteuerungen, dieſe zärtlichen Töne waren nicht mehr ſo, wie damals am See. Nicht derſelbe, der echte Klang! — Oder — Gott im Himmel — waren ſie auch damals ſchon falſch geweſen?

War das möglich? — Sie erzitterte.
Er begrub ſie aber eben unter ſeinen Küſſen.

* * *

Langſam ſchlich der Winter hin. Wie der Seidenwurm ſpann Irma ſich ein, ſo gut ſie konnte; oft war ihr freilich, wie wenn ihr Faden nicht reichte, zu kurz für den langen Tag. Ein paar gute Menſchen aus den alten Zeiten, die noch von Fritz Reuter erzählen konnten; etwas Jugend, friſch, zutraulich, bewundernd; Konzerte mit erlauchten Gäſten; gute Bücher — zuweilen auch ſchlechte, Zeitvertreiber — und winterliche Spaziergänge, Schlittenfahrten, mit Emil oder jungen „Freundinnen“: das war ſo ziemlich das ganze Geſpinſt. Doch nein, ſo zu denken war undankbar. Ihre Kunſt! — An zärtlichen Abenden bat er wohl ſo lange: ſing mir was, das gehört zu unſrem Paradies! bis ſie zu ihrem Klavier ging und ſang. Ließ er ſie zu andern Zeiten allein, beklemmend allein, ſo ſagte ſie wohl: ſing dir was! mach dir ſelber ein Paradies! Aber das glückte nicht oft. Entweder riß der Strom der Muſik ſie fort, trug ſie in das große Meer, in die Wellen der dramatiſchen Leidenſchaft, bis die Sehnſucht ſie umbrandete: auf der Bühne ſtehn! vor den Tauſend ſingen! Dann endete es bald mit ſchwarzer Schwermut, mit Tränen. Oder ſie hörte ſich ſingen und dachte: warum denn? Wozu? Die vier Wände da brauchen's nicht. Du ſelber, du glaubſt dir nicht. Du tuſt nur ſo. Was werden! Was lernen! Aber

was wirſt du denn? Und was lernſt du denn? Dein Leben ſollte „die Liebe füllen“. Sollteſt eine Seele retten — ihr der Himmel ſein. O, das war auch eine ſchöne, eine große Hoffnung. Aber haſt du's nun?

Sie fühlte, wie das mehr und mehr verging; ſich blind machen wollen nützte nicht. Ihre Wohnung wurde ſtiller und ſtiller: Emil verſchwand daraus mehr und mehr. Er hatte nicht die Arbeitsruhe, er ward „aushäuſig“, wie die Mecklenburger ſagen. Bald waren daran durchreiſende alte Freunde ſchuld, die ihn in ihr Wirtshaus forderten; oder neue Bekannte fochten am Kartentiſch, beim Bier, beim Wein eine Wette aus; oder ein Verſprechen aus früherer Zeit zwang ihn, eine kleine Reiſe zu machen; zugleich eine Wohltat für den ganzen Menſchen, günſtige, geſunde Zerſtreuung, denn ein „unruhiges Blut“ war er nun einmal, das gab er zu. Kam er dann zurück, ſo verſchwendete er Freude, gute Worte und Zärtlichkeit; er war liebenswürdig und berauſchte ſich ſelbſt daran. Aber das alles verging auch, wie die Räuſche vergehn. Er erſchien ihr zuweilen in troſt- und hoffnungsloſen Augenblicken wie der ſchöne weiße Rauch, der als Wolke aus dem Dampfwagen aufſteigt und ſich in der blauen Luft verliert.

Dann raffte ſie ſich wieder mit wilder Tapferkeit auf: ich will nicht auch ſo zerfließen! Ich will nicht verzagen! Es wird noch, es wird noch; das ſind Kinderkrankheiten der Ehe, das ſind Werdezeiten; geh' du nur deinen Weg!

Eines Nachmittags, im beginnenden März, saß sie mit ihrem Mann am Kaffeetisch; die Post hatte ihr eine wehmütige Freude gebracht: von Robert Helm den ersten, allerersten Brief. In den Flittermonaten ihrer jungen Ehe hatte sie ihm zweimal geschrieben; er war stumm geblieben. Es schmerzte sie; ein schwesterliches Gefühl für ihn hatte ihr die Feder in die Hand gedrückt. Konnte er sich ihr so entziehn? Was hatte sie ihm zu Leide getan? — Jetzt lag nun doch endlich ein Lebenszeichen von ihm in ihrer Hand. An „Frau Irma Ammon, Neubrandenburg“ . . . Das in seiner Schrift zu lesen, war ihr wunderbar. Wie viel Schicksal lag darin! — Während Emil im Lehnstuhl in einer Zeitung las, durchflog sie den Brief.

„Was schreibt der gelehrte Mann dir denn?“ fragte er nach einer Weile. „Und wo steckt er denn?“

„In Berlin,“ antwortete sie. „In dem andern ‚Residenznest‘, wie er schreibt, hat er's nicht mehr ausgehalten; und die Philosophie hat ihn doch nun wieder ‚erwischt‘, früher als er wollte. Daran sei aber auch Vater Ammon schuld: der hab' ihm so lange zugeredet, seinen Selbsternährungsstolz noch einmal fahren zu lassen und den ‚kritischen Kleinkram‘ auch, bis er dem rührenden alten Mann nachgegeben hab'. ‚Und nun bin ich wieder sein Pensionär‘, schreibt er, ‚denn so nennt Vater Ammon das. Ich beziehe von ihm meine Pension. Philosophen sollen sich nicht eher selber ernähren, als bis sie sich durch die Welt durchphilosophiert haben; und dazu brauchen sie tüchtig Zeit. Und verdienen Prügel, wenn sie sich

übereilen. So ſieht Vater Ammon die Sache an. Und Robert fügt ſich. Es lebe alſo die Philoſophie!'"

Emil lächelte ſcharf, mit einem etwas verurteilenden „Hm!" — „Nun ſeht einmal: er ‚fügt ſich'. So ein unſchuldiger Philoſoph! Hat doch nachgegeben. — Ja, der junge Mann hat's gut!"

„Wieſo hat er's gut?" fragte Irma verwundert. „Doch nicht beſſer als du?"

„Beſſer nicht, nein —"

„Und doch auch nicht ebenſo gut? Dir hat Vater Ammon vielleicht ein Drittel ſeines Vermögens gegeben —"

Emil lachte auf. „Ein Drittel? Du unſchuldiges Kind. Er hat Millionen!"

„Gut, dann hat er die. Soll mich freuen. Aber ich verſteh' nur nicht, warum du deinem Vetter —"

Es klopfte an die Tür, ſie brach ab. Ein junger Telegraphenbote trat ein, überreichte eine Depeſche und ging. Emil öffnete ſie. „Von der alten Haushälterin in Schönhagen!" ſagte er erſtaunt.

„Was will ſie denn? Lies!"

„Herr Ammon ſchwer erkrankt. Lungenentzündung. Will nicht, daß ich telegraphiere; aber Doktor Becker verlangt es, iſt ſehr bedenklich, wünſcht, daß Sie kommen. Fürchtet auch Rippenfellentzündung. Gott verhüt's!"

Irma war aufgeſprungen. Der Schreck trieb ſie durchs Zimmer hin; ſie hatte die Faſſung verloren, rieb und rang die Hände. Ihr entfuhr dabei kein Laut. Als ſie zum Sofatiſch zurückkam, ſah ſie Emil

noch, oder wieder, in das Telegramm hineinſchauen; ſie ſtarrte ihn an, ſie traute ihren Augen nicht. Auf ſeinem Geſicht lag etwas, das wie Freude ausſah. Ein aufgeregtes, ihr verrückt erſcheinendes Lächeln huſchte darüber hin. In ſeinen Augen glühte etwas.

„Gott und Herr!“ ſtieß ſie hervor. „Was — was haſt du?“

Aus ſeinen Zügen war in einem Augenblick fort, was ſie ſo entſetzt hatte. „Was ſoll ich haben?“ gab er zur Antwort. „Ich bin einfach außer mir. Solch ein Blitz vom Himmel! — — Da werd' ich natürlich ſofort — — Was ſollt' ich denn haben, was haſt du denn an mir geſehn?“

„Nichts, nichts,“ ſtammelte ſie. „Nur im erſten Schreck — —“

Es kann ja auch nicht ſein! dachte ſie. Es iſt ja unmöglich! — In der Verwirrung hab' ich falſch geſehn. Gott ſei Dank, Gott ſei Dank!

Sie riß die Tür zum andern Zimmer auf; „ich packe!“ rief ſie von da zurück. „Emil! Was für eine ſchreckliche Botſchaft! Armer, armer Vater!“

„Du willſt packen? Für mich?“

„Das auch, wenn du willſt; aber doch für mich! Du fährſt doch nicht ohne mich. 's iſt mein Vater Ammon!“

* * *

Ammon lag in dem großen Zimmer neben ſeinem Schlafgemach, das die beſte Sonne und die friſcheſte Luft hatte, wie ſie unvermiſcht über den See herüber-

kam. Es ging ihm ſchlecht, ſeine immer etwas zarte Lunge arbeitete mit halber Kraft, ſo weit hatte ſich die Entzündung verbreitet; ſtarke Fieber erſchöpften ihn. Er kämpfte aber gegen den „Stumpfſinn", der ſich des ganzen Menſchen bemächtigen wollte; ſeine angeborene Lebhaftigkeit brodelte immer wieder auf, und auch ſein Humor wollte ſich nicht lumpen laſſen. Als Emil und Irma erſchienen — ſie hatten ſich telegraphiſch angemeldet — ſtrahlte ſein fieberheißes Geſicht. „Ich verzeih' euch, daß ihr kommt!" war ſein erſtes Wort. „Ich hab' auch dem Doktor und der Alten verziehn. Es iſt doch 'ne ſchöne Sache, wenn man 'mal zur rechten Zeit ſo krank wird, daß die Kinder nach Hauſe kommen! Da guckt man ihnen in das liebe Geſicht." Er lächelte der Irma zu.

„Lieber Vater!" ſagte ſie und küßte ſeine Hand. „Ich hoff', es wird bald wieder gut!"

„Was kann man da wiſſen? — Ich hab' einmal einen Schimpanſe, einen entzückenden Kerl, an ſo 'ner Lungengeſchichte mit großer Geſchwindigkeit abſchrammen ſehn. Auch ſo gegen Wintersende —"

„Wie kommſt du auf den Schimpanſe?" unterbrach ihn Emil. „Du biſt doch keiner."

Irma lächelte einen Augenblick. „Vater Ammon! Kannſt du ſelbſt auf dem Krankenbett nicht von deinen Affenphantaſien und deiner ſchrecklichen Verwandtſchaft laſſen?"

„Aber grad' auf dem Krankenbett! Das erinnert mich ja daran. Ich fühl's ordentlich, wie empfindlich unſer Luftweg iſt. Das nordiſche Klima

tut uns nicht gut. Wir ſtammen aus einer beſſeren Welt! Aus der warmen Zone!“ Der Alte weidete ſich an Irmas Empörung gegen ſeine Theorie. „Da muß ich nun die Folgen tragen, mein Herz, daß ich ein Rückſchlag bin. Sollte eigentlich am Kongo leben, ſtatt an einem Neuſtrelitzer See. Na, ich wehr' mich aber doch wie ein Urgermane!“

Doktor Becker, der Arzt, trat ein, noch in jungen Jahren. „Sprechen Sie ſchon wieder ſo viel, Herr Ammon?“ ſagte er nach der Begrüßung. „Ich hab's ſchon draußen gehört. Sie ſchonen auch Ihre Stimme nicht. Die Herrſchaften werden gleich wieder abreiſen müſſen, wenn Sie ſich darin nicht beſſern!“

Ammon zeigte ihm die Zähne, wie wenn er wirklich ein vollkommener Rückſchlag wäre. Dann knurrte er ein wenig. „Sie böſer Mann!“

„Nein, Vater, ein guter Mann,“ ſagte Irma; „und ich bitt' dich, nun ſprich nicht mehr. Ich will nur mit dem Herrn Doktor ſprechen: er ſoll mir ſagen, was ich zu tun hab', denn alles, was bisher die andern getan haben, das will ich nun tun. Ich bin die Tochter des Hauſes, Herr Doktor, und das iſt alles mein Amt und mein Recht.“

„Hab' ich 'ne gute Tochter? Was? — Aber Kind, du gehörſt zu deinem Neuvermählten —“

„Bitte, bitte, ſtill!“

Der Arzt nickte der jungen Frau beifällig zu. „Ich ſeh' ſchon, mit Ihnen geht's! — Aber allerdings hat Herr Ammon ja recht: Sie werden hier nicht bleiben, Sie —“

„Nein, nein, nein," fiel ihm Irma ins Wort, „mein Mann denkt wie ich." Emil nickte eifrig. „Sagen Sie mir nur alles, wir gehören hierher, wir pflegen ihn mit Ihrer Hilfe gesund!"

Ammon lächelte vor Freude; dann fielen ihm die heißen, trüben Augen zu. Der Arzt ging mit Emil und Irma hinaus. Er unterrichtete sie im Nebenzimmer, wie die Sache stand, was zu folgen drohte, was zu tun war bei Tag und bei Nacht, zur Pflege, zur Verhütung. Er sprach besonders zu Irma, deren Augen so ganz Seele waren, die da wie eine barmherzige Schwester stand. Emil nickte aber fast bei jedem Wort, als werd' er es machen. Endlich ging der Doktor wieder zu Ammon hinein, ihn zu untersuchen.

„Ja, ja, er hat eine gute Tochter," sagte Emil nun, die Stimme dämpfend, und streichelte Irmas Gesicht. „So ist's recht! Pfleg' ihn, pfleg' ihn! So ist's recht! Zeig' ihm jede Stunde, daß du seine Tochter bist!"

„Und du sein Sohn —"

„Ja, gewiß; versteht sich. Ich werd' dir ja helfen, wo ich kann. Aber das Weib — natürlich — die geborene Pflegerin; von der Natur dazu geschaffen. Ihr seid die Engel der Erde. Hast du gesehn, wie gerührt der Alte dir zulächelte, als du sagtest: wir gehören hierher, wir pflegen ihn gesund?"

„Ja, ja. Ach, sein gutes, armes Gesicht."

„Er wird dir's danken, da sei ruhig; ich kenn' ihn. So oder so!"

Warum ſoll er's uns danken? dachte Irma. Darum tun wir's doch nicht. — Und was meinte er mit dem „So oder ſo?“ — Sie mochte nicht fragen, es widerſtand ihr, davon zu reden; Emils ganzes Weſen und Gebaren hier gefiel ihr nicht. Sie trat an ein Fenſter und ſah in den winterlichen Wald hinaus.

Der Arzt kam zurück. Emil ging auf ihn zu, faßte ihn vertraulich am Arm; er kannte ihn ſchon lange. „Nun ſagen Sie uns aber die Hauptſache, Doktor: wie denken Sie, daß es enden wird? Haben Sie noch guten Mut?“

Doktor Becker zuckte die Achſeln: „Gehuſtet hat er immer viel. Locus minoris resistentiae, wie man früher ſagte; da iſt bei ihm weniger Widerſtand. Wenn ſich nun die Sache noch kompliziert, dann ſieht's übel aus!“

„Sie wird nicht, ſie wird nicht!“ ſagte Irma, ſich zur Hoffnung zwingend.

Emil fragte weiter: „Wie denken Sie — ſollte man den Patienten auf den Ernſt der Sache aufmerkſam machen und andeuten — vorbereiten — oder nicht? Er hat immer in allem klar ſehen wollen, das iſt ſeine Natur. Zum Beiſpiel, er will vielleicht noch einen letzten Willen — — irgend etwas aufſetzen, anordnen — falls er erfährt, die Gefahr iſt groß.“

„Soviel ich weiß, iſt da alles geſchehn,“ erwiderte der Doktor.

„Man weiß nie genau. Halten Sie die Gefahr für ſo groß, daß —“

„Nun ja, ſie iſt groß. Ich hab' wenig Hoffnung. Ihnen ſag' ich das. Nun muß ich aber fort. Adieu!"

Der Doktor verneigte ſich gegen Irma und ging.

Emil ſah ihm nach. Irma fuhr zuſammen. Sie ſchaute nur von der Seite hin, ſie bemerkte aber doch eine Bewegung ſeiner Lippen, die wie ein Lächeln ausſah. Dasſelbe Lächeln, das ſie geſtern entſetzt hatte. Auch in ſeinem Auge ſchien wieder etwas aufzuglühn. Herr mein Gott, was iſt das? zuckte ihr durchs Gehirn. Es freut ihn doch nicht, es kann ihn doch nicht freuen, daß da „wenig Hoffnung" iſt?

Sie überwand ein Gefühl der Erſtarrung und machte ein paar Schritte, um ihm voll ins Geſicht zu ſehn. Jetzt war's aber anders, im Augenblick. Emil nickte ernſt vor ſich hin. Als er ſie dann anſah, hatte er ein trübes, wehmütiges Lächeln, wie einer, dem eine Hoffnung ſtirbt. „Und ich glaubte noch, es wird gut!" murmelte er. „Jetzt merk' ich erſt, wie viel Hoffnung ich noch in mir hatte."

War es dieſes Lächeln? dachte ſie, ſich langſam beruhigend. Hat mich nur meine Verſtörtheit getäuſcht?

„Nu, was hilft das alles?" ſprach Emil weiter. „Wir halten unſer Herz feſt und tun unſre Schuldigkeit!"

* * *

Am nächſten Tag kam auch Robert; Irma hatte ihm telegraphiert. Als der ihm entgegengeſchickte Wagen heranrollte, war ihr eben ein wenig leichter

ums Herz; Doktor Becker hatte das Fieber heute ſchwächer gefunden und die gefürchtete Verſchlimmerung war nicht eingetreten. Sie horchte. Robert wiederſehn! Sie hatte ein banges und doch beglückendes Gefühl. Geſchwind warf ſie ihren Mantel um und trat vor die Tür, in die kaltfriſche Luft: ſie wollte ihn zuerſt und ohne die andern ſehn. Der Wagen hielt, er ſprang heraus. Im Mantel und Hut, blaß vor Erregung, ſtand er vor ihr und grüßte ſtumm, reichte ihr die Hand. „Nun, wie ſteht's?" ſagte er dann. „Komm ich noch zur rechten Zeit?"

Sie erkannte an ſeinem Ton, wie er's meinte. „Nein, nein, nein," antwortete ſie, „ſo ſchlimm iſt's nicht. So nicht! — Das ſagte mein Telegramm auch nicht!"

„Ich dachte, es ſchont nur noch. Es will vorbereiten —"

„Nein; wir hoffen noch. Ich, ich hoffe noch! — O Robert, als dein Brief vorgeſtern kam — ich dank' dir von Herzen — da war ich noch glücklich. Eben hatt' ich ihn geleſen, da kam die Unglücksdepeſche von hier! — — Aber es iſt nicht gar ſo ſchlimm. Gut, daß du nur da biſt . . ."

Sie wiederholte die Worte. Dann war ſie ſtill.

„Was iſt?" fragte er. „Warum ſchauſt du mich ſo an?"

„Warum?" — Sie ſchaute und wunderte ſich, wie dieſe wenigen Monate ihn verändert hatten. Er ſah um Jahre älter aus. Das abgemagerte Geſicht war ſchärfer, geiſtiger, bedeutender geworden; nicht

ſchöner, aber es war etwas Ergreifendes drin. Sie mußte hinſchauen, es hielt ſo feſt.

Unterdeſſen warf ſie den Mantel zurück. Robert ſah, wie elegant ſie gekleidet war; darauf hielt Emil ſehr, das verlangte er. Ihre tiefliegenden, umränderten Augen ſtimmten nicht dazu; auch ihre bleiche Farbe nicht. Robert ſchwieg eine Weile wie ſie.

„Willſt du mir eine Liebe tun?" brachte er endlich heraus. „Da wir hier allein ſind — — eh ich ins Haus geh' — oder kann ich gleich den Kranken ſehn?"

„Er wird jetzt ſchlafen, meint der Doktor."

„Willſt du mir dann hier draußen ſagen, wie es iſt? Mit all deiner Redlichkeit?"

„Über Vater Ammon? Ja!"

Sie ging mit ihm ſeitwärts in den Park hinein. Der Wind fuhr ihnen froſtig ins Geſicht; ſie war ohne Hut, es tat ihr nichts. Wie eine barmherzige Schweſter berichtete, erzählte ſie. Robert führte ſie ſtumm auf ein Dickicht zu, das ſie beſſer ſchützte. Er hüllte ſie in ihren Mantel ein. „Wird dir nicht kalt?" fragte er endlich und deutete auf ihren unbeſchützten Kopf mit dem wehenden Lockenhaar.

„Nein," ſagte ſie und lächelte. „Die Freude macht mich warm!"

„Was für eine Freude?"

Sie wies mit dem Kopf auf ihn.

„Mich wiederzuſehn?"

„Wir ſind doch alte Freunde, Robert. — Warum warſt du nur gar ſo ſtumm?"

„Dieſe Monate, meinſt du."

„Ja. — Haſt mir nichts zu ſagen gehabt? Gar nichts?"

Robert ſah auf die Erde, die nächtlicher Froſt gehärtet hatte, und ſtieß die Spitze ſeines Stocks hinein. „Dir zu ſagen gehabt? O ja, viel; genug. Hab' mich ja mit nichts ſo viel beſchäftigt wie mit dir; nein, nicht lächeln; 's iſt wörtlich wahr. Als ich von deiner Hochzeit wieder in die Stadt der Zelenka und des Döbler kam — und all die Erinnerungen wie Rebhühner aufflogen — mir wurde gleich ſo ‚hinaus, hinaus!' Ich ſah auch bald: hier bleib' ich nicht! Und eines Tages ſagt' ich meiner Zeitung Ade, ſchnürte mein Bündel und fuhr nach Berlin ... Sollen wir auch ins Haus zurück? Haſt du als barmherzige Schweſter zu tun?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Jetzt nicht. Sag du nur, erzähl nur!"

„Was iſt da viel zu erzählen? Zuletzt läuft doch alles auf eins hinaus! — — Hart bin ich geworden. — Ach, das iſt Unſinn, Überhebung; wer wird wirklich hart? — Aber härter, ja, das bin ich. Härter. Wie die Erde da ..."

Er bohrte wieder ſeinen Stock in den Boden; der wehrte ſich.

„Warum biſt du ſo hart geworden?"

Er antwortete auf die Frage nicht. „Ja, und eins muß ich dir noch ſagen, Irma; hab's in dem Brief neulich ſchreiben wollen; ich bracht's aber nicht hinein. Dann lieſt es auch — — dann leſen's auch

andre, dacht' ich; und das wollt' ich nicht. Ich bin nun doch mehr Philoſoph geworden! Objektiver, mein' ich. Früher ging ich ſo mit meinem perſönlichen dummen Kopf drauf los; wollte dich aus deinen Engelphantaſien, deiner zerfließenden Weichheit herausbekehren, dir 'ne Hornhaut anpredigen — und was nicht alles. Wie ich nun aber allmählich tiefer und tiefer gedacht hab — viel mit dir beſchäftigt — und dich auch mit all den andern verglichen hab' und mir immer wieder geſagt: was iſt ſie für ein Menſch! über alle!"

„Robert!"

„Ja, das biſt du, Irma. Da hab' ich mir zuletzt geſagt: an dir fehlt's. Sie iſt viel, viel beſſer als du! Und was ſie auch leiden mögen, dieſe Irmaſeelen, weil um ſie her ſo viele gemeinere ſind, und was ſie auch Törichtes tun mögen — denn das tut ihr, das iſt ſchon ſo — aus ihnen werden doch einſt die Übermenſchen kommen! Ja, ja, ja; die Zukunftsmenſchen; nicht die Nietzſche'ſchen, die nur ein wildes Hirngeſpinnſt oder eine Maskerade ſind, ſondern die vom allerfeinſten Stoff, die uns dem Edlen, Guten, Himmliſchen immer näher bringen. Ja, das ſteckt in dir. Ich hab's eingeſehn. Was ich gegen dich geſagt hab, das war alles unreif. Hätt' ich's doch nie getan!"

Irma war wie im Traum. „Robert — du —"

„O hätt' ich's doch nie getan! Dann wären wir uns nicht ſo fremd geworden — ich hätt' dir nicht ſo das Herz verwundet — — ja, das hab' ich. Ich

fühl' es jetzt. Hab dein Vertrauen verloren — den Zuſammenhang. Sonſt hätt' ich vielleicht die Kraft behalten, dir zu helfen, Irma; dich vor dem zu behüten — was —"

Nun ſah er: weiter geht es nicht. Er biß ſich auf die Lippe. Kein Wort mehr! Er ſtarrte in das kahle Gebüſch hinein.

Irma war auch lange ſtill. „Das will ich dir nur ſagen," fing ſie endlich an: „wie gut du von mir denkſt — ganz unbegreiflich gut — das rührt mich, ich kann dir nicht ſagen, wie. Aber ich denk' ganz, ganz anders! Ich hab viel erlebt — — ſo im Innern, mein' ich. Hab mich auch verändert; aber nicht wie du! Mir iſt's ſchrecklich, Robert, daß ich ſo vor der Welt geflohen bin, weil ſie nicht ſo weich war wie ich! Hab nicht länger kämpfen wollen, bin davongelaufen —"

Und was hab' ich nun? wollte ſie ſagen. Sie verſtummte noch zur rechten Zeit. Sie ſah in die graue Luft hinaus.

Er erriet ungefähr, was ſie verſchwieg. „Hm!" machte er nur.

„Nein, nein, nein!" rief ſie dann. „Kämpfen, kämpfen, Robert! Ich will wieder kämpfen! — Das heißt, wenn ich noch frei wär' wie damals, ſo würd' ich — — Aber ich bin ja nicht mehr frei. O Gott, ich ſegne mein Schickſal ſchon — nein, das klingt abſcheulich, entſetzlich; ich bitt' dich, mißverſteh mich nicht — aber es iſt ſchon ein Glück für mich, daß ich hier zu tun und zu helfen hab, für den armen

Vater. Daß ich ihn dem Tod abzuringen hab; denn das will ich, das will ich. Es iſt doch ein Kampf! Ich hab zu kämpfen!“

Sie legte den Kopf in den Nacken, ſah zum Himmel auf; ſo viel Wollen wie Leiden lag in ihrem großen Blick. Robert ſah es und wußte nicht, wohin mit ſich.

„Na, und du?“ ſagte ſie plötzlich, in anderm Ton. „Wenn du jetzt von den weichen Seelen ſo viel beſſer denkſt, warum haſt du dich denn ſo hart gemacht?“

Er verſuchte wieder auszuweichen; ihm half ein unbeſtimmtes, verſchleierndes Lächeln. „Das gehört zu einem anderen Teil meiner Philoſophie,“ erwiderte er. „Der iſt noch im Werden. Nun halt' ich's aber nicht mehr aus, ich muß Vater Ammon ſehn. Wenigſtens durch 'ne Türſpalte, wenn er ſchläft. Ihn dem Tod abringen? Da helf' ich dir!“

Er kehrte um, dem Hauſe zu. Er mochte nicht mehr reden; ſie auch nicht. So gingen ſie dahin, jeder in ſeinen Gedanken, jeder eine Welt für ſich.

* * *

Wochenlang ward nun in dem alten Schlößchen gekämpft um Leben und Tod. Ammons zarter und zäher Körper wehrte ſich gewaltig; die neue, die Rippenfellentzündung, die der Arzt faſt erwartet hatte, blieb aus; in der Lunge ging es aber greulich zu. Immer kamen auch die Fieber wieder, immer mußten ſie aufs neue bekämpft werden, auf jede Weiſe; oder das Herz ward ſchwach und rief nach Stärkung. Andere Be-

ſchwerden tauchten auf; es gab ſtets zu pflegen oder zu verhüten. Irma hatte kein leichtes „Ringen“. Die Männer halfen ihr, Robert mit ſtets bereiter Tat, Emil auch mit Worten.

Siegte mehr der Doktor, oder Irmas Pflege, oder Ammons gute Natur? Es neigte ſich endlich zum Sieg, zum Leben. Das Geſpenſt des Todes verzog ſich. Das Aufatmen begann, bei dem der Sorgende und Pflegende erſt fühlt, wie viel von ſeiner Lebenskraft er im Kampf „verpulvert“ hat. Irma ſank nach dem erſten Glück ſtill in ſich zuſammen. Sie raffte ſich zwar wieder auf, noch war viel zu tun. Das Todesgeſpenſt war gegangen, ein anderes ſtand noch am Krankenbett: die Furcht vor dem Rückfall. „Nur kein Rückfall!“ ſagte der Doktor und war jeden Morgen Irmas Gebet.

Ammons Lächeln erſchien wieder, ſobald die erſten Kräfte kamen. Mit einem Scherzwort machte er kehrt und trat den „Rückweg ins Leben“ an; „es ſcheint, ich hatt' eine Rückfahrkarte genommen und hab's nicht gewußt!“ Je mehr aber die Geneſung vorſchritt, deſto tiefſinniger philoſophierte er, oder ſtellte ſich ſo: mit ſeinem Rückſchlag auf den Affenmenſchen konnte es doch nicht ſo weit her ſein, wie er all die Jahre gedacht hatte. Sonſt hätte ihm die tropiſche Empfindlichkeit ſicher das Lebenslicht ausgeblaſen, und die Rückfahrkarte hätte ihm nichts genützt! — Oft ward er dann auch ernſthaft ernſt, richtete ſich in ſeinen Kiſſen auf (alles zu früh; man mußte ihn wie ein Kind überwachen) und nahm Irmas Hand, um ſie

minutenlang feſtzuhalten, ihr durch weiche Worte oder zärtliche Blicke für all ihre opferfrohe Liebe zu danken. „Schweſter und Tochter zugleich!“ Oder er verſenkte ſeinen klugen „Affenblick“ in ihre geheimnisvollen Augen: ja, aber wie ſteht's mit dir? ſagten dieſe ſtummen Fragen. Du machſt mich geſund; biſt du ſelbſt geſund? Biſt du eine glückliche Frau? — Er ſah und er fühlte dies und jenes, das ihm nicht gefiel. Aber mit Worten zu fragen war er zu furchtſam, zu feig, wie er ſelbſt ſich nannte. Sein Krebspanzer, deſſen er ſich früher gerühmt, war doch nicht hart genug geworden; ſein weiches Gemüt, das nach Sonne und Heiterkeit verlangte, war noch oft wie ungedeckt, ohne Dach und Schirm.

Endlich waren die Tage gekommen, wo er im Lehnſtuhl ſaß, auch am offenen Fenſter, wenn der zu Ende gehende April milde Lüfte brachte; ihn hungerte nach friſcher Luft. Eines Morgens ſaß er ſo, von der Sonne beſchienen; Irma ſaß auf einem Schemel zu ſeinen Füßen, Robert auf dem Fenſterbrett. Süßer Vogelgeſang kam vom Park herein. Ammon horchte, zwitſcherte eine Weile mit. „Lebensretterin!“ ſagte er dann zu Irma hinunter. „Um mich nach Gebühr zu bedanken, möcht' ich dir was ſchenken. Das gehört ſich doch für ſo 'nen alten Mann, der eigentlich gar kein Recht mehr hatte, die Vögel ſingen zu hören. Was ſoll ich dir ſchenken?“

„Daß du ganz geſund wirſt.“

„Das ſchenkſt du ja mir. Ich will dir doch ein Gegengeſchenk machen.“

„Ach, lieber Vater, das liegt ſchon drin!“

„Sie iſt eigenſinnig, ſtolz. — Ich werd' Emil fragen, was ich dir — — Übrigens wo iſt der? Ich hab' ihn nun ſchon anderthalb Tage nicht geſehn.“

Irma kämpfte gegen eine Befangenheit. „Ausgeflogen iſt er. Seit es dir ſo viel beſſer geht — — du kennſt ja das Queckſilberne in ihm. Er macht Beſuche in der Nachbarſchaft. Er hatte auch in Neubrandenburg zu tun, wie er ſagt; neulich; denn er war ja ſchon öfter fort.“

„Ja, ja, öfter.“ Der Alte nickte. „Was kann denn auch natürlicher ſein? — Ach, geliebte Kinder! Ich komm' mir wie ein Scheuſal vor. Ich nehm's ruhig an, daß ihr bleibt und bleibt — und um mich herum ſitzt, wie wenn ich ein alter König wär', der 'nen Hofſtaat hat. Oder wie Napoleon auf Sankt Helena. Macht, daß ihr wieder nach Frankreich kommt! Ihr ſeid junge Menſchen, auf ſo 'ne einſame Inſel gehört ihr nicht!“

Robert lächelte. „Ich ſpür' hier keine Einſamkeit.“

Ammon deutete mit ſeinem langen, abgemagerten Finger in den Park hinaus: „Iſt das da Berlin? — Nach Berlin gehörſt du!“

„Ich bleib' hier ſo lange, wie Irma bleibt.“

„Und ich,“ ſagte Irma, „ich bleib' hier ſo lange, wie der Vater 'ne Schweſter braucht!“

Ammon lachte herzlich. „Aber Kinder, Kinder!“ ſeufzte er dann wieder. „Unterſtützt nicht den Egoiſten in mir! Ich möcht' ja beinah wieder krank werden, damit ich dieſe Schweſter behalt'. Das iſt ja aber

doch ſchwarze Selbſtſucht, das müßte mir wegoperiert, ausgerottet werden. Und da ſitzt dieſer Philoſoph auf dem Fenſterbrett! Aus dir wird ja nichts!"

„Ich hab mir ja Bücher kommen laſſen, Vater Ammon. Ich ſtudier' und ich arbeit' ja."

Irma betrachtete Robert, mit dem heimlichen Sorgenblick, mit dem ſie manchesmal in ſeine allzu geiſtigen, verblichenen Züge ſah. „Daß er arbeitet, das ſiehſt du ja," ſagte ſie zu Ammon hinauf. „Er ſieht wie ein überſtudierter Profeſſor aus."

Der Alte betrachtete ihn nun auch. „Gut ſieht er nicht aus! Haſt recht!"

„Ich bin aber ganz geſund," erwiderte Robert. „Laßt mich nur, laßt mich nur. — Ich bereit' mich hier auch auf den Katheder vor, üb' mich im Dozieren."

„Wie machſt du das?"

Robert wies auf Irma hin. „Ich leſ' ihr zuweilen Kolleg."

Irma nickte: „Ja, wie iſt er gut zu mir! Seit ich ſoviel freie Zeit hab, geht er ſtundenlang mit mir im Park und am See herum, belehrt mich über ſo viele gute Sachen. Wir ‚philoſophieren peripathetiſch', wie er ſagt."

„Kurz, Vater Ammon," ſetzte Robert hinzu, „du ſiehſt, wir leben hier gar nicht ſchlecht; beinah ſo geſcheit wie in Berlin. Laß uns nur noch hier und werd' unter unſern Augen geſund!"

„Ach, wie gern, wie gern!" — Ammons Augen funkelten unter den dicken Brauen mit dem alten Feuer hervor, auf die beiden hin. „Mit euch! —

Ich bin doch ein geſcheiter Mann. Hab mir eine Familie geſchaffen, ohne Weibes Hilfe. Wer hat denn zwei ſolche Kinder wie ich? — Für die große Tochter da muß ich aber eigentlich meinem Philoſophen danken: der hat ſie mir hergebracht. Kinder, das war ein Tag! Ich hatt' damals gleich ſo ein Gefühl, als würd' es ein Schickſalstag. Wie ich dieſe große, blaſſe, ſchöne Irma Wendelſtein in meinem Garten herumführte — zum Tempelchen des Humors! weißt du noch? — und an meiner andern Seite dieſer Robert ging — Donner und Doria, dacht' ich, was ſind das für Leute! Die hat der Meiſter mit Liebe gemacht! So ſtattlich, alle beide; und ſo unverdorben. Und ſo recht, was man Menſchenadel nennt. Wie die zuſammenpaſſen; wie in derſelben Stimmung ausgedacht. Ja, wenn ich die hier behalten könnt'! Wenn die miteinander — —"

Der Alte brach ab, ohne zu wiſſen, warum. Die beiden Geſichter, auf denen ſeine Augen träumeriſch ſpazieren gingen, ſtörten ihn durch irgend was. Es war wie eine Art von Erwachen; er ſah aufmerkend hin. Nun fiel ihm auf, daß beide vor ſich nieder blickten — ſo eigen — wie gefliſſentlich. Sie regten ſich auch nicht. Sie ſprachen nicht. — Was hab' ich denn geſagt? dachte er.

Er ſuchte und hörte ſeine Worte wieder. Jetzt fuhr ihm ein Schreck durch den Leib.

Es ward eine unheimlich lange Stille. Robert unterbrach ſie endlich. „Du ſiehſt alſo, Vater Ammon" — es war nicht ſehr logiſch; ihm fiel nichts Beſſeres

ein — „laß uns nur noch ruhig eine Weile hier. — — Wenn ich nur nicht jetzt dieſe dummen Briefe ſchreiben müßt'!"

Er ſtand auf und ging aus der Tür.

* * *

Der Mai war gekommen; Ammon war ganz wiederhergeſtellt, Irma ſaß wieder in Neubrandenburg, in ihrem eigenen Heim. Es war ihr nicht wohl darin ... Sie ſaß oft ſtundenlang da, ohne ſich zu regen; ſah auf die Straße hinaus, ohne etwas zu ſehn, oder auf die Wand, in die Luft. So auch am Abend des ſechzehnten Mai, als der noch nicht volle Mond ſchon am hellen Himmel ſtand und draußen eine letzte Droſſel ſang; es dämmerte erſt. Das Herz war ihr todesſchwer. Daß Emil „aushäufiger" war als je, daß er zuweilen auch die Nächte ausblieb, erſt am Morgen nach Hauſe kam, das ertrug ſie wohl; dieſe Einſamkeit, ohne ihn, tat ihr oft ſo gut ... Aber war das noch ihr Mann? Er ging um ſie herum wie ein Geiſt; er ſprach kaum zu ihr. Oft finſtere Blicke wie ein Feind. Blicke, als ob er ihr ſagen wollte: ich haſſe dich! Ich verwünſche dich! Warum haſt du mir das getan! — Was hatte ſie ihm getan? Sie ſann und erſann es nicht. Einmal hatte ſie ihn gefragt: Was hab' ich dir getan? Da hatte er ihr ſo wilde, unſinnig grauſame Worte ins Geſicht geworfen, daß ſie wie erfroren verſtummte und in ihr Zimmer ging. War er krank? Zogen in ſeinem Gehirn Wahngebilde herum? Oder was verſtörte ihn ſonſt? Und wie ſollt' es enden?

Als ſie wieder ſo grübelte, klopfte es an die Tür. Auf ihr „Herein" öffnete zu ihrer Überraſchung Robert, einen Mantel über dem Arm, den Hut in der Hand. Sie dachte ihn in Berlin; noch vor einer Viertelſtunde hatte ſie an ihn gedacht. Ihre Wohnung hatte ihn noch nicht geſehn ... Sie ſtand auf. „Robert! Bringſt du etwas Schlimmes?" ſagte ſie, da er ſo blaß und ernſt vor ihr ſtand. „Wo kommſt du her?"

„Von Schönhagen," antwortete er; „Schlimmes bring' ich nicht. — Zuerſt muß ich dir aber doch offen ſagen, denn verſchweigen mag ich dir das nicht: ich wär' nicht hereingekommen, wenn ich nicht gewußt hätt', Emil iſt nicht zu Haus; ich hab' ihn zum Tor hinausreiten ſehn. Du weißt, wir lieben uns beide nicht ... Das wär' allerdings noch kein Grund, ſein Haus nicht zu betreten; aber ſo, wie ich ihn nun all die Wochen in Schönhagen geſehen hab' — mit dir —— ich bin in dem Punkt ſchauderhaft empfindlich, das geb' ich zu. Ich — mag ihn nicht ſehn, hier nicht. Vielleicht ſpäter ... Dir ſollt' ich aber von Vater Ammon was ausrichten; darum bin ich in Neubrandenburg ausgeſtiegen und bleib' hier über Nacht."

Irma ſtand ihm totenblaß gegenüber; ſie hatte auf einen Stuhl gedeutet, er ſetzte ſich aber nicht. „Vater Ammon — geht's ihm gut?"

„O ja. Ich hatte wieder Unruhe um ihn, ich weiß nicht warum: oder auch Sehnſucht nach Schönhagen —— kurz, ich fuhr geſtern von Berlin wieder

hin. Er iſt ganz der Alte! — Er macht ſich nur um dich allerlei Gedanken. Und es liegt ihm auf der Seele, ſagt er, daß er, ſolang' du bei ihm warſt, nach einer gewiſſen Sache nie gefragt hat; von dem und allem, was dazu gehört, hat er nicht reden mögen, ſagt er. Nun drückt's ihn aber. In ſeinem erſten Brief nach der Hochzeit hat er dir's geſchrieben; hat dich gebeten, ein gewiſſes Ziel zu erreichen; ſie weiß ſchon, ſagt er. Ob du das erreicht haſt? Das wüßt' er gern. Denn er hat ſeitdem — in letzter Zeit — allerlei gehört . . ."

Robert ſprach nicht weiter. „Was hat er gehört?" Die Frage lag Irma auf der Zunge; aber ſie hielt ſie wie mit Zähnen feſt. Nein, mit ihrem Schickſal allein bleiben! In ihre Ehe ſollte kein Menſch hinein! — Sie ſchüttelte ihren ſchweren, aber ſtolzen Kopf.

„Gut, gut," ſagte ſie nach kurzem Beſinnen, „ich dank' dir. Ich werd' Vater Ammon darüber ſchreiben. Bald. Bitte, ſag' ihm das."

„Ich ſeh' ihn jetzt nicht; ich fahr' ja nach Berlin zurück."

„Ja ſo. Natürlich." Sie ſtrich über ihre Stirn und ſchlug ſie. „Mein zerſtreuter Kopf! — Alſo es geht ihm gut?"

„Ihm, ja." Robert trat einen Schritt näher, es trieb ihn. „Aber dir? Irma! Wie geht's dir?"

„Gut. Ganz gut! — Warum willſt du dich nicht ſetzen? Du haſt ja noch Zeit. Der Mai iſt meine alte Wonne, weißt du; den genieß' ich jetzt! Und

den See, meinen geliebten See. Da, wo der Fluß herauskommt, beim ‚Kropf', hab' ich mir eins der Boote gemietet, für mich allein, ich hab' den Schlüſſel dazu. Da rudr' ich mich nun täglich hinaus; meine alte Paſſion. Lande auch, beim Brodaer Holz, beim Küter, und trink' da Kaffee unter den ſchönen Bäumen; oder fahr' zum Auguſtabad, zum Nemerower Holz. Wie jetzt alles grünt! und ſingt!"

„Allein?"

„Nun ja. Ich bin gern allein. — Kann ich dir nicht irgend was —? Haſt du ſchon gegeſſen?"

Sie ſtanden noch immer; Irma wollte ſich nicht ſetzen, wenn er's nicht tat. Die Bruſt tat ihm weh; o wie unnatürlich iſt das alles! dachte er. Noch hatte er nicht ein Stück von ihrer Wohnung geſehn. Er wollte auch nicht. Wozu? Nein, nur wieder fort! — „Ich dank' dir," antwortete er. „Ich hab' ſchon gegeſſen. Will nun in meinen Gaſthof und ſchlafen gehn; morgen früh mit dem Schnellzug fort."

„Willſt du nicht —"

Bei uns übernachten? hätte ſie faſt geſagt; ihr Geiſt war wie in einem ſchweren Traum. Sie kam wieder zu ſich. Er wollte ja ihren Mann nicht ſehn. Ihren Mann! — Wohin der nun wohl geritten war?

Sie preßte die rechte Fauſt in die linke Hand; ihr verging die Ruhe.

„Alſo gute Nacht!" hörte ſie Robert noch ſagen; ſie fühlte ſeine Finger an ihrer Hand. Ihre Augen ſahen ihn nicht mehr; eine Art von Nacht war über ſie gekommen. Er war auch wirklich fort, als dieſes

Dunkel verging. Das Zimmer war leer. — Ganz leer. Totenſtill. Und ſie wieder allein . . .

„Ich bin gern allein“: ſie hörte ſich wieder dieſe Worte ſagen. O, jetzt möcht' ich weinen! dachte ſie.

Sie weinte aber nicht. Auf einen Stuhl geſunken ſaß ſie aufrecht da. Ein trotzender Stolz erhielt ſie ſo.

Die Droſſel draußen ſang nicht mehr. Der Mondſchein wanderte ins Zimmer herein; ſie ſah ſeiner langſamen Bewegung zu. Wie lange? Sie hatte kein Gefühl der Zeit. Plötzlich zuckte ſie; ein nervöſer Schreck. Emil ſtand in der offenen Tür. Wie war er denn gekommen? Sie hatte keinen Laut gehört.

Eine ſchwache, heiſere Stimme erklang; zuerſt wußte ſie nicht, von wem die kam. Dann begriff ſie erſt: Emil ſprach. Sein weicher, warmer Tenor war nicht zu erkennen. Sie verſtand auch noch die Worte nicht.

„Was iſt?“ fragte ſie.

„Wir müſſen uns nun doch ausſprechen — verſtändigen,“ fing er etwas kräftiger wieder an. „Ich hab' viel geſprochen; davon kommt's! Zuletzt bei dieſem — bei Dingsda . . . Aber nichts erreicht. Nichts erreicht. Mir die Zunge aus dem Hals geredet! Jetzt haben ſie alle nichts. ‚Nein, mein Beſter, Ihr Kredit iſt erſchöpft.‘ ‚Lieber Herr, Sie hätten früher aufhören ſollen.‘ Hol' euch alle der Teufel!“

Irma war langſam aufgeſtanden; etwas Kaltes durchrieſelte ſie. „Was ſprichſt du da alles? Was iſt

geſchehn?" Er ſtierte ſie mit trunkenen Augen an; ſie hörte auch an ſeinem zuweilen lallenden Reden, daß er halb berauſcht war. „Nimm dich zuſammen — ich bitte dich. Was iſt denn geſchehn?"

„Aus iſt's! Wenn du nicht hilfſt. Und du mußt nun helfen; das mußt du: denn du biſt mit ſchuld! — Unſer Geld iſt fort. Ver — ver — na ja! verſpielt. Sieh mich nicht ſo an! Ich hab' gekämpft wie ein Mann! wie ein Löwe! Ich hab's halten wollen! Eide ſind mir heilig! — Aber das kam einmal ſo ſacht — ſo von ungefähr. Fing ſo harmlos, ſo luſtig an! Und das dumme Gewinnen — das reine Unglück. Nun verlangten ſie: Revanche geben! Bruder, gib Revanche! Und was wollt' ich machen, ich gab Revanche. Und ſo kommt dann ein Abend nach dem andern — und ein guter Freund nach dem andern —"

„Emil!" ſchrie Irma ihn an; jetzt ſchüttelte ſie erſt ein verſteinerndes Grauen ab. „Haſt dein Wort gebrochen! Haſt mit dieſem Teufel, dem —"

„Grewitz? Nein, nicht zuerſt mit dem. Aber dann — ja, dann ... Teufel, Höll' und Tod, wen wurmt es denn mehr als mich? Möcht' mich ja erſchlagen! — Hab' ich denn gewollt? Hab' mich lange gewehrt wie ein Mann. Aufhören! aufhören! hab' ich dann noch oft gedacht. Aber wer hört denn auf, wenn die Hälfte hin iſt — und man hat nun die andre Hälfte noch, die kann's wiederholen? Und da kam dann die große Hoffnung. Ja, ja, Hoffnung, Hoffnung! wenn die halbe Zukunft

hin war — und nun ſteht ſie ganz wieder da, und ohne daß man einen Finger rührt! Die Depeſche. Todkrank! Ja, er war todkrank! Wozu ſollt' er auch noch leben? Ein alter Mann. „Ich hab' gar kein Recht mehr'; hat er das nicht ſelbſt geſagt? Wenn man ihn ruhig ſterben ließ — ruhig ſterben ließ — das heißt, pflegen ja, alles tun, was ſein muß — — Aber nicht ſo, wie du! Höll' und Teufel, du biſt mit ſchuld!"

„Emil!" — Ihr entrang ſich nur das eine Wort.

„Wir hätten ihn beerbt, und wie! Er und wir, alle hätten Ruh'. Aber du — Tag und Nacht — — Da ſaß er dann wieder! Da ſtand er wieder! Und wir zogen ab. Jetzt muß die Hälfte die Hälfte holen! — Ja, ſie hat's auch getan. Aber die erſte Hälfte hat ſich die zweite geholt. Nun iſt's Null plus Null! Zwei Bettler! — — Sieh mich nicht ſo an. Du kannſt mir nichts ſagen. Du haſt auch dein Teil von Schuld!"

Irma ſtarrte im Zimmer umher. Wo iſt mein Hut? dachte ſie. Es war in dieſem Augenblick alles, was ſie dachte. Sie ſah ihn, er lag auf dem Klavier, neben ihren Handſchuhen. Sie ging hin und nahm den Hut.

„Was willſt du?" lallte er. „Wo willſt du hin? — Ich will dir ſagen, wohin; ſonſt ſind wir zwei Bettler. Fahr zum Alten, du biſt ſein Liebling: er ſoll mehr herausrücken —" Das Wort, fühlte er, war nicht gut. „Er ſoll noch einmal ſeine milde Hand auftun, mein' ich —"

Sie ſetzte ſich den Hut auf den Kopf.

„Hör zu!“ ſagte er in erwachendem Grimm, da ſie ſich ſo gebärdete, als wär' er nicht auf der Welt. „Oder wenn du das nicht willſt — wenn dein Stolz — — dann wieder zum Theater gehn! Denn die Ehe — wenn Mann und Frau —“

Er taumelte etwas; es erſchien ihr, als wenn er ſich ihr nähern wollte. „Rühr mich nicht an!“ rief ſie nun. „Komm mir nicht zu nah! Du haſt keine Frau mehr! — Deine Schwüre gebrochen — dein und mein Vermögen verſpielt — das hätt' ich dir vielleicht noch vergeben können. Aber ſeinen Tod zu wünſchen — — du haſt dieſes Mannes Tod gewünſcht! Es hat dich gefreut, daß er ſterben ſollte! Und du haſſeſt mich, weil ich nicht eher geruht hab', bis ſein teures Leben gerettet — — weil ich Tag und Nacht — — Du Ungeheuer! Damit du erbärmliches Nichts weiterſpielen könnteſt! — Du mein Mann? O Gott! Ich verwünſche mich. Ich kann nicht mehr leben!“

Sie ſtürzte in die Nacht hinaus.

* * *

Der Mond lag mit ſeinem milden Licht auf dem windſtillen See. Irma ſtand beim Ausfluß der Tollenſe, wo die vermietbaren Boote lagen; ſie war hingekommen, ſie wußte kaum, wie. Waren es Minuten, Stunden? Ihre wirren Gedanken ſchienen ſich zu drehen, immer auf derſelben Stelle, um denſelben Fleck. Sie wußte aber, daß ſie den Schlüſſel zu

ihrem Boot in der Taſche hatte; und daß ſie hinausrudern wollte und nicht wiederkommen. Noch weiterleben? Sie ſchüttelte ſich. So entehrt! So geſcheitert! Keine Kunſt, keinen Mann, kein Glück! Nur die Schande, daß ſie mit dem gelebt hatte. Sie, Irma Zeiſing, Irma Wendelſtein — mit ihren hohen Träumen — mit allem, was Gott ihr gegeben — ihr junger Ruhm — ihre edle Kunſt — wie war ſie zu dieſem Mann gekommen? Sie irrte durch ihr Leben weiter und weiter zurück, um es zu verſtehn. Ihr ſchien jetzt — und mit einer Wolluſt der Selbſtvernichtung nickte ſie dazu — als ſei alles, alles töricht geweſen, was ſie je getan. Bis zu den Kinderphantaſien im Höllengrund, bis zu den Träumen von dem andern Vater, dem auf dem ſchwarzen Roß. Wie ſchauerlich knotete ſich ihr der Faden nun zuſammen: wie dieſer Mann, den ſie ſich als Vater gedacht — der ihre Mutter begehrt — wie der in ihr Leben ſeine Hand hineingelegt hatte als Verführer und Verderber Emils.

„Ich taug' nicht zum Leben!“ ſprach ſie ſelbſtverachtend vor ſich hin. „Ich hab's bewieſen! Weg mit mir aus der Welt!“

Sie ſchloß den Kahn von der Kette los, holte die Ruder, ſtieg ein und fuhr ab. Auf dem See war es hell genug; zu hell. O hätte ſie tiefe Nacht gehabt! So rein ſchwarze Nacht wie in ihrem Kopf, ihrer Bruſt! Oder einen wilden Sturm, Orkan — himmelhohe Wellen — daß ſie nur hineinzuſpringen brauchte und ſchon die erſte Welle überſtürzte, begrübe ſie;

kein Gefühl mehr, kein Bewußtſein mehr, ewiges Vergeſſen! — Sie kam in die Mitte des Sees hinaus, zwiſchen dem beginnenden Brodaer Holz und dem Stargarder Bruch; das weißſchimmernde Belvedere auf der waldig dunklen Höhe lag ſchon hinter ihr. Die Arme ruderten mit gewohnter Kraft; wie Matroſen, die von dem Todesleid ihres Herrn nichts wiſſen. Im Waſſer ſterben! dachte ſie; ein Grauen überlief ſie noch. Wenn ich auch nicht ſchwimmen kann — ſo ſchnell ſtirbt man nicht. Da kommt noch erſt der Todeskampf ... Aber weiterleben? Ich hab' nichts, nichts, nichts mehr auf der Welt!

Robert Helm noch. Ja. — Der lag nun vielleicht ſchon und ſchlief. Und träumte von ihr und verachtete ſie.

Ein paar plötzliche Tränen füllten ihre Augen. „Robert!" ſtöhnte ſie. Eine Art von Sehnſucht packte ſie. Der Jugendkamerad ... Dem noch einen Abſchiedsgruß — oder Abſchiedskuß! — Abſchiedskuß? Sie ſtarrte erſchrocken ins Waſſer, in die dunkle Tiefe. Wie kam ihr das? Nein, nein, nein! — An den nicht mehr denken! O nur raſch hinunter!

Sie riß ſich den Hut vom Kopf. Ihre Augen gingen umher: war ſie noch allein? niemand auf dem See? — Niemand. — Oder doch? Schwamm da nicht etwas Dunkles? ein Boot? ein Menſch darin? — Oder war ſie ſo wirr, daß ſie etwas ſah, was nicht war? — Doch; es war gewiß ein Boot. Vorhin hatte ſie doch keins geſehn. Ein Fiſcher? Fiſchten die um dieſe Zeit? — Wenn der ſie ins

Waſſer ſpringen ſieht — beim Mondenſchein — ſo rudert er heran und „rettet“ ſie . . .

Retten! Großer Gott! — Ich muß weiter von ihm fort! dachte ſie. Mit krampfhaft zitternden Armen trieb ſie ihren Kahn gegen Süden hin. Eine wohltätige Wolke ging jetzt über den Mond, eine Dämmerung legte ſich um Irma her. Jetzt! — Sie zog die Ruder ein; „mich ſacht auf den Bord legen!“ flüſterte ſie vor ſich hin. „Dann ſieht er's nicht. Dann hinunterrollen, leiſe. Er hört's auch nicht . . .“

Sie ſtreckte ſich am Rande aus; das Boot legte ſich auf dieſe Seite; Irma rollte faſt von ſelbſt in den See hinein. Mutter! Vater! dachte ſie, gramvoll, doch halb wie im Traum, und drehte ſich. Nun ſank ſie. Die naſſe Kälte umſchlang ſie. Der Mond und alles war fort.

Luft! Luft! Luft! Ihr verging der Atem. Es gurgelte um ſie her; es rauſchte in den Ohren. Herr mein Gott! Kein Atem! — Sie ertrug dieſe Marter nicht. Sie rang nach oben. Da war ſie wieder, im Licht, in der Luft. Sie hatte Luft. Das Boot ſchwamm noch neben ihr. Die beiden Hände ergriffen es, packten den Bord, hielten ſich an dem Holzrand feſt; wie wenn dieſes Holz das Leben wäre, an das all ihre Organe, all ihre Atome ſich klammerten.

„Irma!“ rief eine Stimme. „Irma!“ Das Waſſer in ihren Ohren betäubte ſie faſt, ſie kannte die Stimme nicht; aber ihr Name war's, das hörte

ſie. Bin ich verrückt? dachte ſie. Wer kann mich hier bei Namen rufen? — Ein neues Entſetzen packte ſie. Er will mich retten! Er will mich retten!

„Irma!“ ſchrie es näher, näher. „Halt dich feſt! Ich komme!“

Robert! ſchrie es jetzt in ihr. Das iſt Robert! O Gott! — Sie öffnete die Finger; nein, nein, nicht mehr leben! Sie ſank ins Waſſer zurück.

Es war ſchon zu ſpät. Als ſie nach einem wilden Todestraum wieder zu ſich kam, fühlte ſie ſich wie von Wellen umplätſchert, ihren Kopf auf Roberts Bruſt; er ſchwamm mit ihr, auf dem Rücken liegend, ſeinem Nachen zu. „Heb dich!“ ſagte er dann; „ich helf' dir!“ Seine Stimme klang ſo gut, aber auch wie ein Machtgebot. Gehorchen! Weiter empfand ſie nichts. „Heb dich!“ wiederholte er. Sein Arm ſchob ſie empor. Seufzend, willenlos tat ſie, was er wollte. Nun lag ſie in ſeinem Boot, zwiſchen den Ruderbrettern, den Kopf an die Wand gelehnt. Robert kniete neben ihr, ſie ſah ſein Geſicht.

„Warum wollt'ſt du ſterben?“ fragte er.

Wie kamſt du hierher? wollte ſie dagegenfragen; ſeine Augen ſchauten ſie aber ſo erſchütternd an. Ihm erſt Antwort geben! — „Weil ich ehrlos bin. Durch ihn. Alles, jeden Schwur hat er mir gebrochen. Ich hab' mit einem Ungeheuer gelebt —“

„Einem Ungeheuer —“

„Ja. Mein Leben iſt zu einer ſcheußlichen Fratze geworden! Darum will ich ſterben!“

„Du ſollſt nicht. Ich duld' es nicht! — Kämpfen,

ſagteſt du in Schönhagen zu mir, kämpfen wollteſt du. Iſt denn das dein Kämpfen?"

Sie ſchloß die Augen vor dieſer Frage. „Warum ſoll ich nicht ſterben?" erwiderte ſie.

„Weil ich will, daß du lebſt. Weil ich nicht ohne dich leben kann!" — Ihre Augen öffneten ſich wieder und ſtarrten ihn an. — „Doch, ich kann ſchon — ich kann ſchon — wenn's ſein muß. O, ich hab's bewieſen! — Aber mein Gott — nun muß es ja nicht mehr ſein. Eine Frau, die ſterben will — die von ihrem Mann — — Irma!"

Plötzlich fuhr er auf. „Da liegſt du noch. Davon reden wir ein andermal. Jetzt, eh du mir erfrierſt, ans Land! So naß. Noch ſo kühles Waſſer. Nimm auch ein Ruder, und mit aller Macht drauf los. Daß du mir nur warm wirſt —"

„Du auch!"

„Ja. Steh auf, ſteh auf!"

Er half ihr. Sie ſetzte ſich, ſeinem Willen gehorchend. Er gab ihr ein Ruder in die Hand, ſetzte ſich auf die andre Bank. „Nur zu!"

Sie fing an zu rudern. „Robert!" ſtöhnte ſie auf. „Robert? — Wohin?"

„Erſt dein Boot holen; dann ans Ufer — ein Nachtquartier. Am ſtillſten wär's in Küters Wirtſchaft dort im Brodaer Holz; aber da iſt ja über Nacht kein Menſch. Alſo zum Auguſtabad! Wir ſagen, du biſt aus Verſehen ins Waſſer gefallen. ich hab' dich gerettet."

„Robert! Ich ſoll weiterleben?"

„Davon morgen, Irma. Jetzt nur rudern, rudern — wie wenn's ein Wettrudern wär'. Erwärm dich! Erkält dich nicht!"

„Nein, nein," ſagte ſie. Dann ſtöhnte ſie tief.

Sie fuhren zum Nemerower Holz, Irmas angehängtes Boot hinter ſich. „Robert! Wie kamſt du auf den See?" fragte ſie nun endlich.

„Hatt' ich dich denn nicht vorher geſehn?" antwortete er. „Hatt' ich nicht das Gefühl, als ich fortging: die hängt ſchon zwiſchen Leben und Tod? Und wir ahnten, ja, wir wußten faſt, wie's mit Emil ſtand. Ich konnt' von deinem Haus nicht weg. Ich ging auf und ab! — Da kam er dann. Ich ſah ihn hineingehn, er ſah mich nicht. Und dann biſt du herausgeſtürzt, in die Nacht hinein! — Da bin ich dir nachgegangen — — Nein, laß das Ruder nicht los. Rudern, rudern, Irma!"

„Ja, Robert. Ja. — Mir nachgegangen —"

„Du haſt nichts geſehn; immer fort, fort, zum See! Und ins Boot. Und ich — — welch ein Glück noch! Ich war ja als Primaner in Neubrandenburg; da lag ich auf dem Waſſer, wenn ich irgend konnte. Ein guter Bekannter aus jener Zeit hatt' mir heut' abend ſein Boot geliehen; ich hatt' es noch nicht zurückgegeben, es lag noch am See. Wie wenn uns das Schickſal hätt' helfen wollen! — Jetzt ſprich nicht mehr vom Sterben. Du junger Menſch. Kämpfen! ſagteſt du. Verſprich mir, daß du leben willſt!"

„Wozu ſoll ich leben?"

„Verſprich mir nur, daß du nichts tun willſt, eh'

ich dich morgen wiederseh'. Da ist das Augustabad. Hier landen wir. Im Haus ist noch ein Licht! — Wir verlangen ein Zimmer für dich, und auch eins für mich, im andern Stock. Leere Zimmer sind da jetzt genug. Unsre Kleider trocknen die Nacht am Feuer. Sag mir nur erst, eh' wir an der Hausglocke ziehn, daß du dir bis morgen nichts antun willst!"

Sie senkte den Kopf. „Wie du willst. Ich bin wie im Schlaf. Ich hab' keinen Willen!"

* * *

Irma saß am nächsten Morgen — es ging schon auf Mittag — in ihrem Zimmer im Augustabad. Sie wartete auf Robert, der zur Stadt gegangen war, um aus ihrer Wohnung zu holen, was sie brauchte, und über das zunächst Notwendige mit Emil zu sprechen; denn ihr selber stand unerschütterlich fest, ihn nie mehr zu sehn. Dies eine, dies war gewiß; alles andre war noch so schwer zu fassen; sie hielt sich den Kopf mit beiden Händen, sie preßte ihn zusammen. Wie war sie so bis zum Tod gekommen? aus ihrem jungen Leben hinaus? Warum hatte ihr Gott zu all dem Guten, zu dem hochstrebenden, stolzen Sinn, den Seelenflügeln, diese kranke, weiche Empfindlichkeit gegeben, die sie dem Schicksal so elend unter die Räder warf? Mit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr leben können?

Und durch ihn, durch Robert aus dem Wasser gezogen . . .

O Gott, dachte sie, wenn ich für den hätte

ſterben können! — Es faßte ſie ein Gefühl, wie ſie es wohl noch nicht gekannt, oder ſich noch nie geſtanden: eine todeswunde, jammervolle Sehnſucht nach ihm. Aus ihren übernächtigen Augen ſtürzte es hervor, ſie verging in Tränen.

Eine ſanfte Stimme weckte ſie. Der, um den ſie weinte, ſtand neben ihr; ſie hatte ſein Klopfen nicht gehört, er war eingetreten.

„Verzeih," ſagte er. „Ich wußte nicht — — Soll ich wieder gehn?"

Sie ſchüttelte den Kopf. Sie trocknete ihr naſſes Geſicht. „Sag mir, wie es ſteht!"

„Emil war nicht dort. Eure Lina — ſie kennt mich ja, du haſt ſie von Schönhagen mitgenommen — ſie ließ mich auch geſtern abend ein — die ſagte mir, daß er heut morgen, ſo gegen neun Uhr, fortgegangen iſt. Weiter wußte ſie nichts. Ich hab' ihr einſtweilen nur geſagt, du wärſt im Auguſtabad und wollteſt da ein paar Tage bleiben; du brauchteſt Kleider und dies und das. Dann haben wir das zuſammengepackt. Ich bin damit herausgefahren. Der Koffer iſt vor der Tür."

„Guter Robert! Ich dank' dir."

Er ſetzte ſich. „Was ſoll nun geſchehn? — Soll ich dich zu Vater Ammon bringen?"

„Nein, nein, nein!" Irma wehrte das mit vorgeſtreckten Händen ab. „Da könnt' Emil ſein! Da bettelt er nun vielleicht: hilf, hilf und gib Geld! — Ich will auch Vater Ammon nicht ſehn. Keinen, keinen Menſchen. Ich hab' keine Ehre mehr. — Was

ſoll ich noch? Ich ſoll leben, ſagſt du. So ſag mir auch, wofür! Für was ſoll ich leben?"

Robert zögerte eine Weile. Er ſah in ihre großen, ſchwermütigen Augen, die ſich wieder feuchteten; auf die Locken, um die ſie als Kind ſo gelitten hatte, auf den ſchmerzlich geſchloſſenen, charaktervollen, großgeformten Mund; den hatte er als Knabe häßlich genannt. „Für was du leben ſollſt?" erwiderte er endlich. „Ach — wenn du für mich leben könnteſt."

„Robert!" — Sie ward dunkelrot.

„Ich war ſo dumm! ſo dumm! Was du biſt — was du mir, mir biſt — das hab' ich ja erſt begriffen, als es ſchon zu ſpät war. Hab' nur immer meine kritiſche Weisheit an dir ausgelaſſen und auf dich herabgeſehn; bis ich endlich merkte: Herr mein Gott, dieſer andre hat ſie — ich hab' ſie verloren! — Ja, da fing dann das Kämpfen an. Das Hartwerden, um nicht zu vergehn. Und dieſes ſelige Elend, als der Vater krank war, als wir in Schönhagen miteinander litten und hofften und zuſammenwuchſen ... Unſre philoſophiſchen Wanderungen im Park, um den See ... Mir war manchmal, als wenn ich ſterben müßt'. Und dann zitterte ich wieder: nun wird Vater Ammon geſund und ſie geht nach Haus! Und als du wirklich nach Haus gingſt — als du wirklich gingſt —"

Er fühlte wieder den Schmerz in der Bruſt, wie in der Trennungsſtunde. Er ſah auf ſeine Kniee nieder, wie damals. Irma fielen ein paar heimliche Tränen in den Schoß; er ſah es nicht.

„Ja," fuhr er nach einer kleinen Stille fort, „da hab' ich erſt ganz, ganz gewußt, was ich an dir verlor!"

„Und ich nicht?" ſagte Irma.

„Du?"

Ihre naſſen Augen lächelten ihn redlich liebevoll an. „Sollt' ich's jetzt nicht ſagen? Du ſagſt mir alles und ich kein Wort? — Als ich damals ging — nach Haus, ſagſt du; o Gott, nach Haus — da ſagt' ich mir: was biſt du denn? Eine Sünderin. Du hängſt ja nun mehr an dem andern als an deinem Mann. Du gingſt lieber mit dem nach Berlin, als mit Emil nach Haus."

„Irma!"

„Ich war mir zum Ekel! So zu heucheln! — Jetzt hab' ich aber keinen Mann mehr, ich will nicht mehr heucheln. Robert! Wenn dir wirklich ſo iſt! Wenn ich das bin!"

„Alles!"

Er ſtand auf. Seine ganze Seele lag in ſeinen Augen; das Reden verging ihm.

„Ich kann nicht mehr leben, ſagt' ich. Ja, ich glaub', ich kann noch leben — aber nur mit dir! — Du haſt mich aus dem Waſſer, aus dem Tod gezogen. Du haſt mir deinen Geiſt, deine Seele gegeben. Du haſt — — Ich bin nun ein Stück von dir!"

Robert rief ihren Namen, immer wieder; die übergroße Freude nahm ihm faſt die Luft. Seine Arme ſtreckten ſich aus, ſie an ſeine Bruſt zu ziehen. Sie entwich ihm aber und trat zurück.

Eine plötzliche Angſt im Blick, ſtellte ſie die Hände ſo, daß ſie abwehrten und zugleich baten: laß! — „Robert!“ ſagte ſie mit dunkler, tiefer Stimme. „Ich will aber nur dein ehrliches Weib werden! Sonſt nichts! Eher nichts!“

Er verſtand ſie kaum. „Ja, was will ich denn anders?“

„Ach, ihr Männer ſeid alle ſo!“

Er kniete vor ihr nieder; er lächelte. „O du Mißtrauiſche — durch dein Mißtrauen Verdorbene. Iſt das wieder da? — Ich will dich nur als mein ehrliches Weib. Wenn du nicht mehr Irma Ammon biſt — wenn du von ihm frei und geſchieden biſt — dann will ich dich!“

„O du — — Vergib. Vergib. — — Robert! Iſt es wahr? Kann es wahr ſein, wirklich? Du, du wirbſt um mich noch nach alledem?“ Sie ſah auf ihn nieder; es war nicht zu faſſen.

Er ergriff ihre Hand und küßte ſie. „Und hab' ich dich wirklich mir gerettet?“

„Ja, das haſt du, Robert. Und nun tu' mir die Liebe, ſüßer Mann, geliebter: denk, daß ich noch Irma Ammon bin, und nimm nur dieſe Hand und geh'. Mein Herz nimmſt du mit. Irma Ammon, die laß hier! Morgen kannſt du zu Vater Ammon gehn und ihm ſagen, wie es mit uns ſteht. Er wird uns wohl helfen. Wir tun nichts ohne ihn. Du denkſt auch ſo? Nicht?“

Er nickte.

„Ach, wie edel und lieb du nickſt. Ich lieb' dich

ja grenzenlos! Aber ich will dich nicht sträflich lieben. Fühlst du das? — Er fühlt's. — Ich bitt' dich, geh' rückwärts hinaus, daß wir uns bis zuletzt in die Augen sehn. So. So! — Leb' wohl!"

Erst als er hinaus war, ließ sie sich langsam aufs Sofa sinken, die Hände vor den Augen, zwischen Weh und Glück.

* * *

Am Abend dieses Tages saß Ammon vor seinem alten Schlößchen, im Schlafrock, die Pfeife in der Hand; er hatte sie aber ausgehn lassen, er wollte den Duft des Frühlings genießen: der vollblühenden Faulbäume, des eben aufgebrochenen Flieders, der Narzissen, und was sonst noch sein junges Leben als Wohlgeruch verströmte. Die alte Haushälterin hatte ihn eben verlassen, nach einem der neckenden Wortgefechte, zu denen er sie gerne reizte. Ihm war, als hätte er sie gar nie anders gekannt. Witzig war sie nicht, aber sie ließ sich gern als Zielscheibe seiner lustigen Angriffe brauchen. Das hinterließ ihm ein angenehmes, wohliges Gefühl; so auch jetzt.

Die Dämmerung begann zu dunkeln; am Himmel erschienen die kleinen Lichter, auch der Mond arbeitete sich durch langsam ziehende Wolken durch. Geh' ich schon ins Haus? dachte Ammon. Er war lieber im Freien, es kühlte aber. So unentschlossen dasitzend horchte er. Es kamen Schritte über den Kies, die er zu kennen meinte. Jetzt erschien um die Hausecke eine schlanke, nicht große Gestalt; die erkannte er.

Emil Ammon trat heran, in ſchwarzem Röckchen und ſchwarzem Hut, ein Stöckchen in der Hand. Er warf unruhige Blicke umher, dann zog er den Hut vom Kopf.

„Guten Abend, Onkel Ammon!“ ſagte ſein Tenor; der klang aber jetzt nicht gut, es war, wie wenn die Zunge am Gaumen klebte. „Biſt du ganz allein?“

Der Alte betrachtete ihn mit Verwunderung. „Wie du ſiehſt. Guten Abend. Wo kommſt du ſo plötzlich her? Was gibt's? — Zu Fuß vom Bahnhof?“

„Nein. Zu Fuß von Neubrandenburg.“ Emil blieb ſtehn, den Hut in der Hand. Die Hand zu geben und zu nehmen verſuchte er nicht.

„Was?“ ſagte Ammon. „Den ganzen Weg?“

„Sechzehn, achtzehn Kilometer. Das macht mir ja nichts!“

„Es war aber ſonſt unter deiner Würde, ſo handwerksburſchenmäßig —“

„Heut — heut kam es ſo. Schenkſt du mir eine Stunde, Onkel? Ich hab' mit dir zu reden. Tuſt du mir den Gefallen und gehſt mit mir ins Haus?“

„Etwas Heimliches?“

„Bitte, in dein Zimmer; da hört uns niemand.“

Ammon ſtand auf. Er hatte das leiſe Zittern in Emils Stimme bemerkt, auch geſehen, daß ſein Geſicht immer mehr das Blut verlor. Der ſchöne Abend, dachte er, endet wohl nicht gut! — Er winkte Emil, einzutreten, und ging ſtumm hinterdrein. Als ſie in ſeinem Arbeitszimmer ſtanden und die Tür geſchloſſen

war — durchs Fenſter ſchien der Mond herein — kniete Emil vor dem Alten nieder und ſtreckte flehend die Arme aus.

„Ich bitt' dich, hab' Erbarmen mit mir! Ich bin in großer — großer — ſelbſtverſchuldeter Not. Das Vermögen, das du mir ſo großmütig zur Heirat geſchenkt haſt, iſt hin. Verſpielt. Ich hab' Irma mein Wort gebrochen; die andern haben mich verführt. Als ſie das erfahren hat, hat ſie mich verlaſſen. Geſtern abend. Iſt fort. Ich hab' Schuld ... Ich hab' auch Schulden, will ich ſagen. Beides, beides hab' ich. Mein Herz iſt zerriſſen, mein Leben zerſtört, mir iſt zum Erſchießen zu Mut. Wenn du mich nicht retteſt. Du kannſt mich noch retten! Darum lieg' ich hier!"

Ammon ſtieß einen grimmigen Laut aus, Verachtung und Ekel im Geſicht. „So hab' ich nie vor einem Menſchen gelegen. Ich kann's auch nicht ſehn. Steh' auf! — Bei mir nützt dir's nicht; es widert mich nur an. Hörſt du nicht? Steh' auf!"

Emil erhob ſich. „Deine Großmut, dein Verſtändnis, deine unendliche Güte, Onkel! Vielleicht kannſt du mir noch verzeihn!"

„Irma iſt fort, ſagſt du. Ganz fort? Auf Niewiederkommen?"

„So ſagte ſie. In die Nacht hinaus!"

„In die Nacht hinaus. Warum? Was haſt du ihr getan?"

„Ich? — Mein Wort gebrochen —"

„Das iſt niederträchtig; aber darum verläßt dich

eine Frau wie Irma nicht. Was haſt du ihr noch ſonſt getan?"

Emil zitterte. Das kann ich doch dir nicht ſagen! dachte er. Um etwas zu tun, zuckte er die Achſeln. „Was ſollt' ich denn noch ſonſt —? Nichts, Onkel, nichts. Sieh mich doch nicht ſo zweifelhaft an. Nichts, nichts!"

„Und du haſt ſie ſo davongehn laſſen, in die Nacht hinaus? Was wollte ſie da draußen, du? Warum haſt du ſie nicht feſtgehalten, eh' ſie — ſich was antut? Mach' den Mund auf und ſprich. Warum nicht?"

„Mir — war ſo greulich zu Mut. Und im Kopf ſo wirr. Nicht ganz nüchtern, Onkel —"

„Betrunken! Hatt'ſt geſoffen! Das auch!"

„In der Verzweiflung, Onkel. Wenn man nicht mehr weiß, was werden ſoll —"

Der Alte trat auf Emil zu; in ſein Geſicht kam etwas wie Affenwildheit, unter der vorſpringenden Stirn blitzten die Augen ſo, daß Emil zuſammenfuhr. „Wo iſt deine Frau?"

„Ich weiß es nicht."

„Haſt du nicht gehört, was ich ſage? Wo iſt deine Frau?"

„Aber Gott im Himmel, ich weiß es nicht! — Heut früh war ſie nicht da. Ich bin dann — umhergeirrt. Am Nachmittag ging ich noch einmal nach Haus; ſie war nicht gekommen. Endlich macht' ich mich auf den Weg: nach Schönhagen! Und ſo bin ich nun hier."

„Sie hat ſich das Leben genommen!“ rief Ammon.

„Nein, nein, nein,“ lallte Emil. „Glaub' das nicht. So leicht ſtirbt man nicht!“

„So leicht ſtirbt man nicht. Deinesgleichen nicht! Aber eine Frau wie die. Was verſtehſt du von ſo einer Frau!“ — Ammon ging zum Fenſter, zur Tür, und wieder zum Fenſter; er rang die Hände, dann ballte er ſie, dann ſtreckte er ſie gegen Emil aus. „Schaff' mir Irma wieder! Die iſt ein Kleinod, ein Juwel! Du nicht! — Du biſt ein verlorener Menſch! — Als du zu mir kamſt, nach deines Vaters Tod — ich ſah ja all das Unkraut, das ſchon in dir blühte. Aber ich hatt' ſo 'nen guten Glauben: das Beſſere in ihm wird das Unkraut noch unterkriegen, es wächſt ihm noch übern Kopf! Wenn nur das Beſſere recht viel Regen und Sonne kriegt! Das ſucht' ich ihm zu geben, ſo viel ich nur konnte. Und wie hab' ich mich dann angeklammert an jedes gute Zeichen; wenn ein friſcher Humor in dir aufkam, wie hab' ich mich gefreut: auch ein Helfer! dacht' ich. Und zuletzt die Liebe — die Irma. Den Tag, wo du mir damit kamſt, den hab' ich geſegnet. Nun wird's noch! — — Alles, alles nutzlos! Ein verlorener Menſch!“

Es riß Emil, ſich noch einmal auf die Kniee zu werfen; er beſann ſich aber und blieb ſtehn. Er machte einen letzten Verſuch; „Vater Ammon!“ ſagte er mit ſeiner weichſten und wärmſten Stimme. Bisher hatte er nicht gewagt, ihn ſo anzureden, hatte nur ‚Onkel‘ herausgebracht. „Ich bin noch nicht verloren, beſter, edelſter, liebſter Vater Ammon, wenn

du mir noch einmal hilfſt! Ja, ja, ich war ein erbärmlicher Menſch, als ich das Geld ſo verſpielt hab'. Nach dieſer gräßlichen Verzweiflung jetzt, nach dieſer furchtbaren Strafe könnt' ich's nicht noch einmal tun! Das iſt ganz unmöglich! — Gott hat dich hilfreichſten aller Menſchen ſo geſegnet, daß du helfen kannſt, wenn du willſt. Ein letztes, allerletztes Mal! So wahr ich hier noch ſteh' und leb' und bitt', von außen und von innen bin ich dann gerettet!"

Ammon, mit tief gerunzelten Brauen, ſchüttelte den Kopf. „Wer glaubt denn dir noch ein Wort?"

„Du kannſt es —"

„Still!" ſagte der Alte. Emil ſchwieg. „Es gäb' nur eine Möglichkeit. Komm mit Irma wieder! Komm ſo mit ihr wieder, daß ſie dir vergeben hat, daß ſie für dich bittet. Daß ſie mit dir leben will. Dann könnt' ich's verſuchen! Vielleicht!"

Jetzt ging auch Emils Kopf hin und her. Er war blaß geworden wie der Tod; er ſah ſich verloren. „Das gibt's nicht. Das kann ich nicht."

„Kannſt du nicht?"

„Nein. Die kommt nicht wieder."

„Iſt ſie tot?"

„Ich weiß es nicht. Zu mir geht ſie nicht. Mit mir zu dir — das tut ſie nicht."

„Heraus mit der Sprache! Was haſt du ihr denn noch getan?"

Lieber ſterben, dachte Emil, als ihm das bekennen! — Sterben! Das ſah ihn nun doch wie eine Erlöſung an. Er hatte es heut ſchon zwei-

mal gedacht. Nur war einer in ihm, der wollte nicht.

Der muß! dachte er jetzt.

Er kannte den kleinen Wandschrank in Ammons Zimmer, in dem ein paar Revolver lagen, für alle Fälle geladen; der Alte hatte einmal einen Einbruchsversuch erlebt. Der Schlüssel steckte im Schrank. Emil ging hin und kam mit einem der Revolver zurück. „Ach, lassen wir die andern Geschichten," murmelte er. „Ich mag nicht mehr sprechen. — Willst du mir noch einen Gefallen tun?"

„Was soll der Revolver da?"

„Willst du mir den leihn?"

Es fuhr wie ein Schlag durch Ammon hin. Seines Bruders Sohn! — Da stand er, der todblasse Mensch, wie eine schlanke, hübsche junge Leiche. Jetzt lebte sie noch; jetzt konnte sie noch fragen: willst du mir den leihn? Und die Augen schienen noch einmal zu fragen: Oder willst mich retten? — Es war aber, als spräche jemand hinter, neben Ammon: laß ihn nur! so ist's gut! — Ein Frösteln ging ihm aber über die Haut.

Er sann ein paar Sekunden: was soll ich tun? Endlich kam eine feige, sinnlose Antwort aus ihm: „Ich muß dir aber sagen, Emil — daß er geladen ist."

„Gut. Ich geb' schon acht."

„Willst du — willst du ihn mit auf dein Zimmer nehmen?"

„Nein, ich will ihn nicht mit in mein Zimmer nehmen. Ich will noch in den Garten gehn."

Emil zögerte noch, er ſtand noch ſtill.

Ammon wandte ſich ab. Er mochte dieſen lebendig toten Menſchen und den Revolver nicht mehr ſehn. In einem nichtsbedeutenden Ton ſprach er in die Luft: „Wie du willſt. Wie du willſt.“

Jetzt hörte er leiſe Schritte auf dem dicken Teppich. Dann öffnete ſich die Tür und fiel zu.

Meines Bruders Sohn! dachte Ammon wieder. Aber wieder raunte ein anderer in ihm: laß ihn nur! ſo iſt's gut!

Er ſeufzte. Er horchte. Draußen knirſchte der Kies. Nach einer Weile nicht mehr. Es ſang dagegen eine Nachtigall. Der Alte wußte nicht: wohin mit ſich? Er floh in ſein Schlafzimmer. Im Schlafrock, in allen Kleidern warf er ſich aufs Bett.

Jetzt! dachte er und horchte wieder. Jetzt! — Es blieb aber ſtill. — Ob er's tun wird? — Nein, er wird's nicht tun. Da ſteht er nun irgendwo im Mondſchein und — — Dieſe Nachtigall! Sie ſchlägt wie verrückt!

Seine Kniee flogen.

Wie ſagte er vorhin? „So leicht ſtirbt man nicht.“ Nein, der tötet ſich nicht! — Er wird wiederkommen. Ich hoff's. Ich fürcht's. Er wird wiederkommen . . .

In dieſem Augenblick fiel ein Schuß.

Ammon ächzte laut. Er lag dann, als hätt' es ihn getroffen, und rührte ſich nicht.

* * *

Da, wo der Park in Wald übergeht, ward Emil am Morgen von einem Gärtnerburſchen gefunden; tot, mit durchſchoſſener Schläfe, im Moos. Der Burſch holte den Gärtner, ſie trugen die Leiche ins Haus. Sie weckten den Alten, der noch nicht auf war; erſt in der Frühe war er eingeſchlafen; im Schlafrock lag er auf dem Bett.

Er ſprach wirre Worte; ſein graues Haar lag verwildert um das kleine Geſicht, es ſchien kleiner geworden und die Haare grauer. „Wo iſt ſeine Frau?“ fragte er nach einer Weile. „Warum habt ihr die nicht auch gebracht?“ Seine Augen irrten umher, ſtarrten in die Ferne, zum See hin, wie wenn er ſie erwartete. „Tot, tot, alles tot!“ ächzte er. „Wo iſt Irma Ammon?“

Zuletzt irrte er im Park umher wie toll, immer noch im Schlafrock. Das Wetter war rauh geworden, mit Regen und Wind; ſeine Leute wagten aber nicht mehr, ihn anzureden, ſo wild hatte er ſie von ſich weggejagt. Als Robert zu Fuß vom Bahnhof gewandert kam, hörte er Axtſchläge, die den Wald durchſchallten. Was iſt denn das? ſagte er zu ſich. Das kommt ja offenbar von dem Tempelchen zwiſchen den Buchenſtämmen her? Er ging näher und ſah nun den kleinen Alten mit bloßem Kopf und wehendem Haar auf dem Treppchen ſtehn; mit einer Axt hieb er auf den Holztempel ein, mit aller Kraft ſeiner langen Arme. Der Wind warf ihm den Regen ins Geſicht. Er ſchien's nicht zu ſpüren; mit lauter Stimme rief er dem Knäbchen über der Tür Schelt-

worte und Flüche zu, als wär' es ein lebendiger Menſch.

„Vater Ammon!“ ſagte Robert, als er vor dem Treppchen ſtand; der Alte hatte ihn nicht kommen hören. „Was hat dir der kleine Bub getan? Was iſt denn geſchehn?“

Ammon wandte den Kopf, Robert ſah nun das ganz verſtörte und vergrämte Geſicht. „Laß mich!“ rief er. „Ich will von euch allen nichts mehr wiſſen; von der Welt, von dir, von dem da. Alles Lug und Trug! Der Bub da voran! Hat mir der geholfen? Wer hat mir geholfen? Ich hab' keinen Götzen mehr! Weg mit dem ganzen Tempel da!“

Er hieb wieder auf ihn ein; die Axt fuhr ſo tief ins Holz, daß ſie ſtecken blieb. — Robert überwand ſeinen erſten Schreck'; woher kommt dieſe Verrücktheit? dachte er geſchwind. War Emil hier? Hat ihn der ſo toll gemacht? — Er ſprang auf das Treppchen und riß die Axt aus dem Holz heraus. Dann ließ er ſie auf die Erde fallen. „Verzeih', Vater Ammon! Laß doch den kleinen Götzen in Ruh'. Was würd' deine Tochter Irma ſagen, wenn ſie das ſäh', daß du ihren Liebling und ſein Haus in Stücke ſchlägſt!“

„Was weißt du denn?“ fuhr ihn der Alte an. „Ich hab' keine Tochter Irma mehr! Er hat ſie in den Tod getrieben! Er hat ſich umgebracht. Iſt ihm recht geſchehn. Aber meines Bruders Sohn. Hab' ich den behütet?“ Er deutete auf das nackte Knäbchen über der Tür: „hat ihn der behütet? — Alles lügt! Verlogene, verfluchte Welt!“

Er bückte ſich nach der Axt. Robert trat ihm in den Weg. „Vater Ammon! Du hätt'ſt keine Tochter mehr? Ich komm' ja von ihr. Ihre Grüße bring' ich. Irma läßt dich grüßen!"

Ammon ſtarrte ihn ungläubig an. „Du lügſt! — Du auch!"

„Nein, ich lüge nicht. Sie hat Emil — — Emil! Du ſagſt, der iſt tot. Hat ſich ſelbſt —"

„Ja, das hat er. So!" Der Alte ſetzte ſich die Fauſt gegen die Schläfe. „Aber wie werden wir jetzt von Emil reden. Du kommſt von Irma, ſagſt du! Menſch, lüg mich nicht an!"

„Sie iſt im Auguſtabad. War in den See geſprungen; ich hab' ſie gerettet."

„War in den See geſprungen! Du haſt ſie gerettet!"

„So wahr ich lebe, Vater Ammon! Ich geb' dir mein Wort! — Bitte, hör' noch weiter. Ich war ihr zu gut. Ich bin's noch. Sie war mir zu gut. Das haben wir uns geſtern geſagt, im Auguſtabad; früher nicht. Und ich bin heut zu dir gekommen —"

„Das habt ihr euch geſtern geſagt," ſtammelte Ammon; er hatte noch nicht wieder Verſtand genug, um ſo viel zu faſſen.

„Gekommen, um dir alles zu ſagen; denn — nichts ohne dich! Nach der Scheidung, dann — — Aber du ſagſt, er lebt nicht mehr."

Der Alte ſchüttelte nur den umwehten, regennaſſen Kopf.

„So iſt Irma nicht mehr — — Großer Gott! Sie wird meine Frau!"

Robert faßte nun ſelbſt erſt, was das Schickſal getan hatte; erſchüttert und in noch zaghafter Seligkeit ſtand er da. Auf Ammons Geſicht war ein langes, langſames Erwachen. „Sie wird deine Frau!“

Ein wunderliches, weinendes Lachen zitterte aus ihm hervor. Seine Nerven ertrugen's nicht. Die Kniee, die in dieſer Nacht ſo gebebt hatten, fingen an, zu verſagen. Robert ſah es und führte ihn zu dem Treppchen zurück, von dem er ſich etwas entfernt hatte; dort ließ er ihn nieder. Der Alte ſaß wie ein Kind auf der unterſten Stufe; die oberen ſtützten ihn.

„Sie lebt und ſie wird deine Frau!“

„Ja, nun wird ſie's, Vater. Dir iſt's recht!“

Ammon antwortete nur durch ebenſolch ein zitterndes Lachen.

„Aber bitte, jetzt komm ins Haus! Der Regen, der kalte Wind. Ohne Hut!“

„Laß nur, laß nur, Kind. Was tun mir die. Ich weiß von nichts. Nur einen Augenblick ruhn! — Mich haben der Grimm und der Gram warm und hart gemacht — wie wird mich denn jetzt das Glück nicht wärmen. Sie lebt! und für dich! — Sag' mir darüber noch ein Wort!“

„Ich war heut morgen bei ihr, eh' ich fortfuhr. Sie hat ſich dieſe Nacht zurückgefunden: ſie will wieder in den Lebenskampf, ſie will wieder ſingen.“

„Oper?“

„Ja. Konzerte! Alles!“

„Und dich freut's?“

„Vater Ammon — es war mein innigſter Wunſch. Wenn ſie dafür geſchaffen iſt —!"

Der Alte ſah in die graue Luft, wie in weite Ferne; dann hob er das Geſicht zum Himmel auf. Ihm ward andächtig, feierlich. Doch keine ſinnloſe, verfluchte Welt! — Wie in ſeinen Knabenjahren falteten ſich ſeine Hände, vielleicht unbewußt. Ein leiſes, wortloſes Summen war hinter ſeinen geſchloſſenen Lippen.

Plötzlich ſtand er dann auf, wie von einem neuen Gedanken belebt. „Im Auguſtabad —!"

„Ja."

„Komm, wir fahren hin! Ich will Irma ſehn! — Und dann bringen wir ſie mit hierher. Sie ſoll Emil ſehn."

„Ja, ja!" — Daran hatte Robert noch nicht gedacht.

„Er war ihr Mann!"

„Ja, gewiß. — Sie wird dir ſelber ſagen: ich will zu ihm!"

Ammon nickte, er ſah ſie vor ſich: „Ja, das wird ſie tun. — Nicht wahr, von all dem, was man Götter nennt, iſt der Tod der größte Gott. Er verſöhnt doch alles! — Geh, ſag, der Kutſcher ſoll anſpannen. Ich komme gleich!"

Robert ging. Ammon hob die Axt vom Boden auf, trug ſie die wenigen Schritte zum See und warf ſie hinein.

* * *

Ein Jahr warteten die beiden nach Emils Tod. Vater Ammon verlangte es, „für den Namen Ammon

und den heiligen Ernſt der Ehe". Irma war lange in Berlin, unter des Alten Geleit, der für den Winter eine Wohnung nahm; ſie lebte in Muſikſtudien und Übungen, um den großen Umfang ihrer Stimme vollends auszubilden. Als „praktiſcher Philoſoph", wie Ammon es nannte, verbrachte Robert dieſes Wartejahr, ſich durch Arbeit ſtärkend.

Die ſelige Zeit, endlich kam ſie doch! Die Zeit der Honigwochen, wie die verliebten Menſchen geſagt haben, um das Süßeſte zu ſagen; wo die ganze Woche Sonntag iſt, hoher Feiertag. Wo immer die Glocken läuten, zur Freude und zur Andacht; denn Andacht, etwas Heiliges iſt doch auch dabei. Wär' es nicht dabei, ſo ſtünde der Tod hinter euch, ihr ſüßen Wochen. Ihr könnt nur die Vorhalle, nicht der Tempel ſein; in den ſollt ihr führen!

Irma und Robert ſtanden am Fenſter, in ihrem Gaſthof am Stargarder Marktplatz. Sie ſchauten, an einander gelehnt, zum hohen Giebel des Rathauſes hinüber, den man vor wenigen Jahren erhöht und reicher verziert hatte, und auf das niedrige alte Hauptwachtgebäude daneben, mit der Säulenloggia. Die ſchöne Marienkirche konnten ſie nicht ſehn, ſie verſteckte ſich rechts hinter den Häuſern. Warmes Maiabendlicht lag auf den Giebeln und Dächern, der weite Platz unten dämmerte im Schatten.

„Ja, hier iſt's doch ſchöner!" ſagte Irma leiſe. Sie hatte zuerſt gedacht, gewünſcht: die Hochzeitsreiſe nach Neubrandenburg! Dann hatte ihr doch gegraut: wie ein Friedhof war ihr jetzt die geliebte

Stadt. Wie viel Entſetzliches, Gräßliches hatte ſie dort zuletzt erlebt! — So waren ſie von Schönhagen nach der Hochzeit zum Auguſtabad gefahren, und von da am andern Tag hierher.

„Iſt's hier ſchöner?" fragte Robert lächelnd. „Meinſt du jetzt —?"

„Ach, du denkſt an damals, als wir als Kinder auf dem Johannisplatz um Neubrandenburg und Stargard ſtritten. Nein, ſo meint' ich's nicht. Ich bin ja doch ein echtes Weib, nicht wahr, und bleib' bei meiner Meinung: Neubrandenburg iſt ſchöner! — Aber eben wollt' ich nur ſagen: ach, Robert, wie iſt's hier gut. Ein ſüßes, ſüßes Friedensgefühl. Keine Erinnerungen, die die Freude töten!"

Robert wies mit dem Finger auf das Kriegerdenkmal hin, das mitten auf dem Marktplatz ſteht: oben eine geharniſchte Germania mit der deutſchen Kaiſerkrone. „Aber ſieh dir die Leute an, da unter der Germania. Auch eine häßliche Erinnerung!"

Irma ſah einen kleinen, alten Mann mit einer Schar von Schuljungen; ſie ſchienen ihn anzulachen oder ihn zu necken. Jetzt erkannte ſie den Alten: Gutzeit. Er hatte ein ſchwarzes Käppchen auf dem Kopf, wie in alten Tagen; ſein Arm fuchtelte ſo wie damals herum. Die Geſtalt ſchien aber noch kleiner, wie zuſammengeſchrumpft oder krumm geworden. Seine Züge konnte ſie nicht deutlich ſehn, es dämmerte zu ſehr.

„Wahrhaftig!" ſagte ſie. „Der alte Teufel! — — Wie er jetzt ſein Käppchen ſchwenkt."

Die Knaben machten es ihm nach, ſchwenkten ihre Mützen. Es war nicht recht zu erkennen: brachten ſie ihm eine Huldigung dar oder hänſelten ſie ihn? Gutzeit ging endlich am Denkmal vorbei aufs Rathaus zu, das Käppchen in der Hand; die Jungen ihm nach. Um die Rathausecke verſchwanden ſie.

„Der lebt alſo noch!" murmelte Robert. „Ich hatt' ſo lange Jahre nichts von ihm gehört."

„Weißt du, wie mir eben war?" ſagte Irma. „Wie in einem Märchen aus alten Zeiten. ‚Es war einmal ein alter Mann' ... 's iſt ſo weit, weit weg!"

Robert drückte ſie an ſich, von einem Glücksgefühl durchſonnt, durchglüht. „Und weißt du, wie mir eben iſt? Wie in einem Märchen, das geſtern angefangen hat. Man weiß noch nicht, wie's enden wird ..."

Er lächelte ſie in ſeliger Zuverſicht an. Dann zog er ſie ſanft ins Zimmer hinein, zum nächſten Lehnſtuhl und auf ſeinen Schoß.

„Flitterwochen!" ſagte er nach einem langen, weltvergeſſenen Kuß. „Das Wort war mir ſo ſonderbar, eigentlich komiſch, als ich noch ein dummer Junge war. Weißt du, woher es ſtammen ſoll?"

„Nein, mein hoher Herr, ſo gebildet bin ich nicht."

„Es ſoll von dem mittelhochdeutſchen Wort ‚Geflitter' kommen, das ‚heimliches Lachen' bedeutet hat. Daran mußt' ich vorhin denken, als ich dich einmal leiſe vor dich hin kichernd lachen hörte; ich glaube, du wußteſt nichts davon."

„Nein. Hab' ich das getan?"

„Ja. Und in meiner Eitelkeit dacht' ich: unglücklich iſt die junge Frau jetzt nicht!"

Auf dem Tiſch neben Robert lag Irmas Brautſchleier; ſie hatte ihn nach einem langen Spaziergang um und durch die Stadt aus dem Koffer genommen und wie ein glückſeliges Kind damit geſpielt. Mit der ausgeſtreckten Hand konnte er ihn ergreifen; er hüllte Irma und ſich hinein.

„Was bedeutet das?" fragte ſie.

Er lächelte geheimnisvoll. Dann antwortete er, wie ein Prinz im Märchen: „Schöne Frau, das iſt meine Hornhaut; die umfaßt uns nun beide, gilt für dich und mich."

„Ach, du guter, närriſcher Mann!"

Sie küßte ihn. Darauf blickte ſie ihn auch geheimnisvoll an; nahm leiſe den Schleier weg und ging damit ins andere Zimmer, in das Schlafgemach. Als ſie wiederkam, hatte ſie ſich in den Schleier gehüllt, mit beſonderer Anmut; es war ein reizendes Bild. Sie trat langſam vor ihn hin. „Geliebter!" begann ſie etwas zaghaft. „Wie wir vorhin in meinem alten Höllengrund ſaßen, da hab' ich für dich ein paar Verſe gemacht. Mußt aber nicht unverſchämt ſein und nicht viel erwarten; ich hab' ſo wenig in meinem Leben gedichtet; eigentlich nur in den Lernjahren als Muſikſchülerin. Soll ich ſie dir ſagen?"

Sie ſteht wie eine Wolter da! dachte der verliebte Robert. Er hatte übrigens die Wolter nur auf Bildern geſehn. „Ich bitt' dich drum!" antwortete er.

Mit einem etwas ſchwermütigen Ausdruck, den ein weiches Lächeln zu verklären ſuchte, ſprach Irma ihr kleines Gedicht:

„Wir haben uns gerauft, das weißt du noch,
In Haaren uns und Seel' und Herz geriſſen,
Wie Brüder erſt, wie Feinde dann: und doch
Zuletzt noch haben wir uns finden müſſen.

„Die ſchönſten Jugendjahre ſind dahin;
Doch wie ein Märchen iſt noch heut das Leben.
Du biſt ſo gut, o nimm mich wie ich bin;
Ein Herz voll Hoffnung hab' ich noch zu geben!"

Robert hatte ſitzend zugehört. „Nur voll Hoffnung?" ſagte er jetzt, wie in tiefem Ernſt. „Weiter nichts?"

„Ach du! — Auch voll Glauben, Liebe."

„Warum ſagten denn die Verſe das nicht? — Feinde ſind wir übrigens doch nie geweſen. Wann denn?"

„Doch was ähnliches."

„Und die ſchönſten Jugendjahre wären dahin? — Was die Dichter doch übertreiben. Die ſchönſten kommen nun erſt! Du fängſt nun ein neues Leben an!"

Irma wollte nicken; ſie verſteckte ſich aber lieber hinter einem neckenden Ernſt. „Alſo mein Gedicht gefällt dir nicht?"

„Ich muß dir ſagen, daß es teils lückenhaft, teils verlogen iſt."

„Das iſt wieder der kritiſche Robert Helm von Stargard! — So will ich dir's ſingen; vielleicht, daß es dir dann beſſer gefällt. Ich hab' die Verſe

auf eine alte ſchöne Melodie gemacht, die mein Berliner Muſikprofeſſor mir gegeben hat; 's iſt ſo viel Innigkeit drin. Du kennſt ſie noch nicht. Hör zu!"

Mit leiſer, allmählich wachſender, aber bis ans Ende wunderbar geheimnisvoller Stimme ſang ſie ihm die Verſe gleichſam in ſeine Augen hinein. Es war eine ſich langſam entſchleiernde, zur Seligkeit werdende Traurigkeit. Robert ſaß wie trunken da. So voll Seele, dachte er, wie es keine andere kann!

Er ſtand auf und zog ſie an ſeine Bruſt.

„Iſt's nicht eine ſchöne Melodie?" fragte ſie.

„O Irma! Wenn du ſo vor den Menſchen ſingſt! — So ſangſt du noch nie!"

„Soll ich wirklich wieder vor den Menſchen ſingen?"

„Haſt du nicht deinen Auftrag vom Schickſal? Sollſt du ihnen nicht zeigen, wer und was du biſt?"

„Ach du lieber, dummer Mann. Ich fragt' ja nur ſo. Ich fühl's ja bis in die Fingerſpitzen, daß ich ſingen muß. — — Aber immerfort? bis die Kehle leer iſt?"

Seine Augen ſagten ihr allerlei; ſie verſtand nicht alles. Ihre Augen fragten. „O du ſüßes Weib!" antwortete er darauf. „Wenn dann Kinder kommen. Wer weiß das alles? — Das Leben weiß ſo viel mehr, als wir. Laſſen wir ihm ſeinen Vorhang; er wird ſchon aufgehn. Heut iſt Flitterſonntag, das wiſſen wir!"

Sie nickte und umſchlang ihn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband, Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensamml. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Auerbach, Berthold, Barfüßele. 37. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Auf der Höhe. Roman. Volksausg. 4 Bde. — Geh. M. 4.—, 2 Lnbde. M. 6.—
—„— Joseph im Schnee. Eine Erzählung. 9. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das Landhaus am Rhein. 5 Bände — Geh. M. 3.60, 2 Lnbde. M. 6.—
—„— Waldfried. Vaterländische Familiengeschichte. 3 Bände — Geh. M. 2.40, 2 Lnbde. M. 4.80
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Ledbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 14. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Ledbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 8. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Ledbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 7. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Ledbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 36. u. 37. Tausend — Lnbd. M. 4 20, Ledbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bob, der Sonderling. 1.—4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman in drei Büchern — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Böhlau, Helene, Salin Kailske. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Rom. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Rom. in drei Büchern — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Karl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Träume. Mit Illustr. v. Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
Dove, Alfred, Caracosa. Roman. 2 Bde. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung. 6. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 4. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 5. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 7. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Ei-Correi, Am stillen Ufer. Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Erti, Emil, Miß Grant und andere Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebesmärchen. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Erti, Emil, Mistral. Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 7. u. 8. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 7. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 4. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 4. Aufl. 2 Bände — Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Mtn.-Ausg. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Aufl. — Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 4. u. 5. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. — Geh. M. 6.—, in 2 Lnbden. M. 8.—
Fulda, Ludwig, Lebensfragmente. Novellen — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, Hans, Auf heimatlichem Boden. Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
—„— Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten — Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.70
—„— Aus der ewigen Stadt. Novellen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3. Auflage. 2 Bände. — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbden. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Eduard, Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellenbuch — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Chinesische Novellen. Die seltsame Geliebte. — Das Juwelenkästchen — Geheftet M. 3.60
—„— Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle — Geheftet M. 1.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) — Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd., M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 8. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Rom. 21.—25. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 20.—24. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 11.—15. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 7. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 8.—10. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 10. Aufl. — Kart. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. — Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. Novellen.
7. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman. 1.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Kinder der Welt. Roman. 22. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbden. M. 9.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman in sieben Büchern. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbden. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.50
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 12. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbden. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Novellen Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. Geh. M. 3.—, in Tuchband M. 4.20
—„— Ostseemärchen In Tuchband M. 4.20
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse. Aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Kleb. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Justus, Th., Am Küstensaum. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
—„— Aus vergangenen Tagen. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman.
3 Bände. 35.—39. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 40.—43. Aufl.
Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Martin Salander. Roman. 27.—31. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Züricher Novellen. 38.—42. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

Digitized by Google

Keller, Gottfried, Das Sinngedicht. Novellen.
Sieben Legenden. 22. u. 24. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 6. Auflage Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung.
6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.80, Lnbd. M. 3.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Koſſak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Nov. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Kurz, Iſolde, Florentiner Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Geneſung, Sein Todfeind, Gedankenſchuld.
Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Italieniſche Erzählungen Lnbd. M. 5.50
—„— Phantaſieen und Märchen Lnbd. M. 3.—
—„— Unſere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Laiſtner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realiſtiſche Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Muſik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lazarillo von Tormes. Der erſte Schelmenroman.
Herausgegeben von W. Lauſer Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Weſten. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit.
Fabeln und Gedichte in Proſa. 2. Auflage
von „Lügenohr“ Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förſter, Wilh., Eidena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-
Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abſeits. Erzählg. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie von, Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Pantenius, Th. H., Kuriänd. Geſchichten. 2. Tauſ. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prei, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proeiß, Joh., Bilderſtürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman aus
d. röm. Leben d. Gegenw. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbden. M. 10.—
Redwitz, Oskar von, Haus Wartenberg.
Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geſchichten aus alter Zeit. Erſte Reihe Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geſchichten aus alter Zeit. Zweite Reihe Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätſel. Fünf Novellen. 3. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeſchichtliche Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Riehl, W. H., Neues Novellenbuch. 8. Aufl. (6. Abdr.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saltschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 7. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 1.—5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 10.—12. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 38. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Frau Sorge. Roman. 83.—87. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 27. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Johanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg. Roman. 50. Aufl. Jubiläumsausgabe. Mit Porträt Geh. M. 4.—, Pergbd. M. 5.50
—„— Dasselbe. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 31. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Kiara von, Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königeschießen und andere Humoresken Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.50
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman	Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Das lebende Bild u. a. Geſchichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Familie Roland. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Feſſeln. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Irma. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meiſter Amor. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Novellen	Geheftet M. 3.—
—„— Die Oſterinſel. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 6. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vater Robinſon. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. and. Geſchichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. and. Geſchichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schweſter-Seele. Roman. 14. u. 15. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Du biſt mein. Zeitroman	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erz. a. d. Winkel	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Auflage	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Überſchwemmung. Eine baltiſche Geſchichte	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—